Album.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Herausgegeben
von
J. L. Kober.

Vierzehnter Jahrgang.
Achtzehnter Band.

Die Zauberflöte.
I.

Prag, 1859.
Kober & Markgraf.
(Früher: J. L. Kober.)

Die Zauberflöte.

Komischer Roman

von

Eduard Breier.

Erster Band.

Prag, 1859.
Kober & Markgraf.
(Früher: J. L. Kober.)

Inhalt.

Die Zauberflöte.

Erster Theil.

Erstes Capitel.

Der Schattenspielmann.

Wie viele Erwerbszweige sind im Laufe der Jahrhunderte untergegangen!

Wer sich die Mühe nähme, sie aufzuzählen, bekäme eine lange, lange Reihe, und forschte er der Ursache ihres Verschwindens nach, so fände er, daß ein Theil von dem Handel, der Fabrik, kurz von der Industrie verschlungen wurde, während der andere, welcher sich mehr dem Gebiete der Kunst oder der freien Beschäftigung näherte, dem Wechsel der Mode und des Geschmackes erlag.

Man gedenke, um aus jeder Kathegorie nur einige Beispiele anzuführen, der Schwertfeger, der Nagelschmiede, Leinwandwichser, Beutelstricker, der Silhouettenschneider, Wachsbossirer u. s. w. u. s. w.

Wir wurden zu dieser Bemerkung durch einen Mann veranlaßt, der im Frühjahre 1791 in Wien eine Art von

Berühmtheit erlangte, und zwar durch eine Gattung öffentlicher Produktion, die gegenwärtig ebenfalls ganz verschlossen ist.

Er war ein Schattenspielmann, das heißt, er stellte zahlreiche Schattenbilder an einer weißen erleuchteten Wand dar, einzig und allein durch die mannigfaltigsten Stellungen und Biegungen seiner Hände und Finger.

Louis Depensier, so hieß unser Künstler, war nicht der Erfinder dieses originellen Erwerbszweiges, schon am Hofe Kaiser Karl VI. producirte sich ein gewisser Anton Khünel als Schattenspieler.

Dieser, ein Brünner von Geburt, nachdem er vergebens den Stein der Weisen gesucht, nachdem er als Goldmacher Haus und Hof durch den Schlott gejagt, rang eines Abends, ein verarmter Greis, verzweifelt die Hände, als er zufällig die eigenthümliche Figur gewahrte, welche ihr Schatten an der erleuchteten Wand bildete.

Khünel blieb regungslos stehen, starrte das Schattenbild an, und ein Gedanke tauchte in ihm auf.

Er veränderte die Stellung seiner Hände, und erhielt natürlich eine andere Figur; er nahm Finger zu Hilfe — wieder eine andere: so bildete er, zahllose Stellungen und Wendungen ersinnend, sich zum Schattenspieler und ließ sich von Kaiser Karl, von Prinzen Eugen von Savoyen,

später von Friedrich dem Großen und seinem ganzen Hofe bewundern.

Der Schattenkünstler wurde reich, gefeiert und geehrt, in Dresden und Berlin zog man ihn sogar an die königlichen Tafeln.

So hoch brachte es nun Monsieur Depensier, sein späterer Kunstgenosse, freilich nicht; er mußte sich mit dem Gelde und dem Beifalle der Menge begnügen, die Höfe achteten nicht auf ihn, denn ihre Aufmerksamkeit wurde damals von einem anderen Spiele gefesselt, von einem blutigen Spiele, welches in Paris aufgeführt, seine Schatten nach aller Herren Länder warf; wir meinen die französische Revolution, wo vor Kurzem dem Throne durch den Tod Mirabeau's — am 2. April 1791 — die vielleicht einzig mögliche Stütze geraubt wurde.

In Paris Revolution — in Wien Schattenspiel.

In Paris Robespiere — in Wien Depensier.

Das Lokale, worin die originellen, wenigstens für die damalige Generation neuartigen Vorstellungen statt fanden, war eine hölzerne Bude im Prater.

Ihr innerer Raum bildete ein Parallellogram; drei Seiten und die Decke waren mit schwarzem Tuche austapeziert, während vor der vierten, einer Längenseite des Viereckes, eine weiße durchsichtige Wand, der eigentliche Schauplatz der Produktion, gespannt war.

Auf diese Wand ließ Depensier mittelst eines Spiegels den Sonnenstrahl, oder bei trübem Wetter und zur Nachtzeit künstliches Licht fallen, und producirte seine Figuren.

Jede Vorstellung, deren mehrere an Einem Tage statt fanden, wurde von ihm mit einem gereimten Prologe eingeleitet und mit einem Epiloge geschlossen; jedem Bilde, welches er zeigte, gingen ein paar erklärende, theils ernste, theils scherzhafte Knittelverse voraus, die der Dichtkunst des Monsieur Depensier kein schmeichelhaftes Zeugniß stellten; die Wahrheit zu ehren, muß jedoch erwähnt werden, daß der Schattenspieler die Verse derart recitirte, daß man sich schwer entschließen konnte, in ihm, trotz seines französischen Namens, keinen Deutschen zu vermuthen.

An einem Abende, am Anfange des Wonnemondes, traten zwei elegant gekleidete Herren in die noch vollkommen leere Schattenspiel-Bude.

Im Alter waren sie nur um Ein Lustrum von einander verschieden; der Jüngere von ihnen, erst fünfunddreißig Jahre zählend, schien viel älter zu sein, als sein Gefährte.

Dieser war ein großer, robuster, von Gesundheit strotzender Mann — jener dagegen klein, und etwas beleibt, aber trotzdem keines blühenden Aussehens. Sein Kopf im Verhältnisse zu dem Körper zu groß, sein Angesicht wohl angenehm, dagegen das Auge matt,

der Ausdruck im Ganzen der eines Menschen mit einer heiteren Stimmung, hinter welcher jedoch manchmal die schwarze Sorge herausguckte, wie bei dem heuchlerisch verkappten Gottseibeiuns die Teufelsklaue.

Die beiden Männer nahmen im dunkelsten Winkel der Bude Platz und der Kleinere lispelte:

„Es war keiner Deiner klügsten Einfälle, aus dem duftigen Grün des Praters in dieses finstere Loch zu treten, um sich bei einem Schattenspiele zu langweilen.“

„Leute wie wir,“ antwortete der Andere, „müssen überall dabei sein, müssen Alles sehen —“

„Wo es etwas zu lernen gibt, wo der Geist angeregt wird, ja! allein bei einem Menschen, der nur seinen Leib bewegt und damit bloß das körperliche Auge des Zusehers beschäftigt —“

„Zerstreut man sich,“ fiel ihm der robuste Gefährte in's Wort, „und das ist's gerade, was Dir Noth thut. Kurz und gut, jetzt sind wir da und bleiben da.“

„Ich will Dir das Opfer bringen, doch mußt Du meine Geduld auf keine zu lange Probe stellen.“

Die beiden Männer, da sie auf der letzten Bank, welche der Budenwand nahe gerückt war, Platz genommen hatten, lehnten sich an diese, schränkten die Arme in einander und überließen sich ihren Gedanken.

In welchem Reiche ihre Ideen sich bewegten, wird man aus den Namen der Männer leicht errathen.

Der Große war Herr Emanuel Schikaneder, Director des Theaters im Freihause auf der Wieden; der Kleine, Wolfgang Mozart, seit vier Jahren k. k. Kammerkompositeur.

Das Geräusch der sich schließenden Buden-Thüre störte sie aus ihren Betrachtungen; gleich darauf vernahmen sie von draußen herein die Stimme des Kassiers, welcher die Worte rief: „Ich bitte, meine Herrschaften, treten sie zurück; es wird bei dieser Vorstellung Niemand mehr hereingelassen, es ist eine Extra-Vorstellung."

„Was hör' ich?" fragte Schikaneder überrascht; „eine Extra-Vorstellung, für wen? doch nicht für uns?"

„Keine Verstellung, großer Emanuel, Du hast wieder einen Deiner Leibspässe producirt und ohne mein Wissen eine Produktion für uns Zwei bestellt."

„Freund, Du irrst; ich befinde mich gar nicht in der Lage, Extra-Vorstellungen zu bezahlen. Du warst doch Augenzeuge, als ich an der Kasse draußen unser Entrégeld erlegte."

„Ich sah es wohl, allein wie kommt es dann..."

„Es muß ein Mißverständniß sein —"

In diesem Momente erschien ein langer, hagerer Mann vor der erleuchteten Wand, verneigte sich mit Anstand und begann:

„Verehrungswürdigstes Publikum!“

Schikaneder ließ ihn nicht weiter sprechen, sondern rief ihm, ohne sich von Sitz zu erheben, aus dem Hintergrunde des Auditoriums zu: „Mit Verlaub, bester Herr! . . .“

„Verehrungswürdigstes Publikum!“ fuhr der Andere fort; „das Spiel, welches ich treibe, ist nur ein Spiel von Schatten —“

„Monsieur Depensier,“ rief der Theaterdirektor ärgerlich, „ich bedauere, Sie unterbrechen zu müssen . . .“

„Ist nur ein Spiel von Schatten,“ wiederholte der Künstler, ohne auf die Dazwischenrede zu achten; „doch geht es gut und rasch von statten, so verscheucht's die Langeweile; es folgt ein Bild dem andern auf dem Fuß, und der erklärende Vers vermehrt den Genuß.“

„Monsieur Depensier,“ fiel ihm Schikaneder abermals in's Wort, „der Kukuk soll mich holen, wenn ich Sie weiter anhöre, bevor Sie mir Rede und Antwort stehen!“

„Was wünschen Sie, Herr Kollega?“

„Kollega? oho!“

„Die Bezeichnung beleidiget Sie doch nicht?“

„Sie fällt mir bloß auf. Ich bin Komiker und Schauspieler —“

„Auch ich spiele zur Schau. Ich werde die Ehre

haben, Ihnen zu zeigen Adam und Eva im Paradiese —"

„Natürlich nicht ohne Feigenblatt —"

„Den Archeerbauer Noah —"

„Mit oder ohne Rausch?"

„Den egyptischen Josef —"

„Den hab' ich nie leiden mögen."

„Dann spring' ich über David und Goliath hinweg —"

„Viel Glück dazu!"

„Und zeige, wie der Wallfisch den Propheten Jonas verschlingt."

„Guten Appetit!"

„Hierauf kommen Pompejus, Cäsar und Oktavius an die Reihe —"

„Kohlenbrenner, lauter Kohlenbrenner! Indessen es sei, zeigen Sie, springen Sie, verschlingen Sie, was Ihnen beliebt; nennen Sie mich Kollega, ich wende dagegen nichts ein — doch eine Frage müssen Sie mir beantworten."

„Mit Vergnügen!"

„Ich und mein Freund sind die einzigen Zuseher."

„Was liegt daran?"

„Wir vernahmen die Angabe, diese Vorstellung sei eine Extra-Vorstellung."

„Das war meine Anordnung.“

„Wir aber wollen nicht, daß Sie unsertwegen zu Schaden kommen.“

Herr Depensier verneigte sich abermals sehr ceremonies und begann wieder: „Verehrungswürdigstes Publikum! Ich war auf meinen Künstlerreisen schon oft gezwungen, vor leeren Bänken zu spielen.“

„Erging mir auch nicht besser!“

„Es steht mir daher frei, auch heute dasselbe zu thun. Indessen behaupte ich, daß meine Bude noch nie so strotzend voll war, wie gerade jetzt, denn wo ein Mann sitzt, wie Herr Wolfgang Mozart —“

„Aha,“ rief Schikaneder dem Freunde zu, „er kennt auch Dich.“

„Wir sind halt berühmte Leut'!“ erwiederte Mozart lachend, und zu dem Schattenspieler gewendet setzte er hinzu: „Monsieur Depensier, ich danke Ihnen für Ihre Huldigung und Aufmerksamkeit, und nehme beide an. Beginnen Sie in's Himmels Namen Ihr Schattenspiel, Sie werden in uns ein dankbares, aufmerksames Publikum finden. Von Belohnung wird freilich keine Rede sein, das hieße Wasser in die Donau tragen, denn Sie nehmen in Wien in Einer Woche mehr ein, wie ich in Einem Jahr.“

„Bravo, bravo, hoch die Wiener!“ rief Schikaneder

und applaudirte, worauf Depensier seine Vorstellung begann.

Die beiden Freunde verfolgten die Produktion mit Interesse und ermunterten den Schattenspieler durch oftmaligen Beifall.

Als die Ehren-Vorstellung zu Ende war, dankten sie für die ihnen erwiesene Ehre, und Schikaneder zeigte sich erkenntlich, indem er dem Schattenkünstler auf die Dauer von dessen Anwesenheit in seinem Theater einen freien Sitz zur Disposition stellte, wogegen jedoch Depensier sich sträubte, bis Mozart neckend sich einmischte und sagte: „Sie können das Anerbieten ohne Bedenken annehmen, die Sperrsitze in seinem Theater scheinen seit einiger Zeit mit Nadelspitzen gepolstert, so hartnäckig werden sie von dem undankbaren Publikum gemieden.“

Schikaneder ohne den Scherz übel zu nehmen, seufzte und sagte: „Er hat Recht, die Wiener schmollen mit mir, seit einigen Monaten will ihnen in meinem Theater nichts mehr gefallen; indessen nur Geduld, es wird schon besser werden, es muß besser werden.“

Der Schattenspieler geleitete das zweiköpfige Publikum vor die Thüre der Bude; da Mozart einige Schritte vorausgeeilt war, erhaschte Depensier die Gelegenheit, Schikaneder zuzuflüstern: „Herr Direktor, ich muß nothwendig mit Ihnen unter vier Augen verkehren. Ich werde

morgen in Ihrem Theater der Vorstellung beiwohnen, bieten Sie mir nach derselben die Gelegenheit dazu."

Schikaneder drückte ihm zum Zeichen der Einwilligung die Hand und eilte dem Freunde nach, um mit ihm durch die Jägerzeile der Stadt zuzuschreiten.

Der Schattenspieler aber, da die Nacht indessen herangerückt war, ließ seine Bude schließen und begab sich in das Innere derselben.

Es mochte eine Stunde von Mitternacht fehlen, der Prater schlief, das geheimnißvolle Säuseln in den Wipfeln der uralten Baumwelt erschien wie das Athmen des schlafenden Waldes, dem die Donau das Schlummerlied summte.

Das am Tage nach dem Innern des Forstes verscheuchte Wild wagte sich jetzt wieder auf die Lichtungen heraus, deren saftig grüne Matten eine fette Weide boten.

Doch siehe da, auch die Dunkelheit der Nacht däuchte den Waldbewohnern nicht gefahrlos genug, das Geräusch nahender Menschenschritte scheuchte sie zurück; zwei in Mäntel gehüllte Männer kamen in der Richtung vom Donauarme herüber und näherten sich der Schattenspiel-Bude.

An derselben angelangt, gab der Eine von ihnen ein Zeichen, indem er an der Budenwand mit allen Fingerspitzen dreimal einen kurzen Trommelwirbel nachahmte.

„Wer ist's?“ fragte drinnen die Stimme des Monsieur Depensier.

„Gute Freunde!“ lautete die Antwort.

„Woher des Weges?“

„Aus dem Westen.“

„Tretet ein!“

Die beiden Männer gingen in die geöffnete Bude, deren Thüre sich hinter ihnen wieder schloß.

Zweites Capitel.

Ein Theaterdirektor und ein Agent in Nöthen.

Das Starhemberg'sche „Freihaus" auf der Wieden ist bekanntlich das großte Privathaus in Wien.

Seit seinem Entstehen Eigenthum der fürstlichen Familie Strahemberg, welche dort, wo jetzt das weitläufige Gebäude steht, Garten, Wiesenland und einen Meierhof besaß, ging das Freihaus erst in neuester Zeit an Baron Sina über, der es noch besitzt.

Im Jahre 1683, nach der zweiten Türkenbelagerung durften die zum größten Theile niedergebrannten Vorstädte sich nicht mehr bis an die Mauern der inneren Stadt erstrecken, sondern es mußte laut kaiserlicher Anordnung zwischen Stadt und Vorstadt ein sechshundert Schritt breiter Raum, das heutige Glacis, freigelassen bleiben; dadurch erhielt das Starhemberg'sche Haus seine freie Lage auch gegen den Obstmarkt zu, und davon seinen Namen „Freihaus".

„Der Leser wird vom Namen Freihaus schließen,
Man wohne etwa frei darin? —
Ach nein, man wohnet, wie Partheien wissen,
So miethfrei dort, als sonst in Wien.“ *)

Im Jahre 1788, also drei Jahre vor dem Beginn dieser Erzählung, wurde das Freihaus durch den Fürsten Georg Adam Starhemberg **) erweitert und um ein Stockwerk erhöht.

„Es gibt zum wenigsten dreitausend Seelen
In seinen Mauern Dach und Fach;
Wer kann die Zahl von seinen Fenstern zählen?
Wer rechnet ihm die Thüren nach?“

„Sechs breite Höfe, einunddreißig Stiegen,
Und Gärten noch nach altem Brauch,
Weinhäuser, Ställe, Wagenschupfen liegen
Versperrt in seinem hohlen Bauch.“

Das Freihaus besitzt seine eigene Kapelle; zur Zeit der Patrimonialgerichte hatte es seine eigene Gerichtsbarkeit, es bildete eine Stadt in der Stadt.

---

*) Komische Gedichte über die Vorstädte Wiens. Wien 1812. Von Franz Carl Geway, fortgesetzt von Carl Meisl.

**) Er unterzeichnete 1756, dem Geburtsjahre Marie Antoinettens, als österreichischer Botschafter in Paris, die von Kaunitz ins Werk gesetzte österreichisch-französische Allianz, war 1780—1783 General-Gouverneur der Niederlande, und starb als erster Oberst-Hofmeister am 19. April 1807.

„Man braucht in dem Koloß nie auszugehen,
Man ist daselbst im Überfluß
Mit Allem, was der Mensch bedarf, versehen,
Und das vom Scheitel bis zum Fuß."

„Kein Handwerk, keine Kunst ward je erfunden,
Die nicht in ihm ein Obdach fand,
Man kauft daselbst des Tags zu allen Stunden
Die Waaren aus der ersten Hand."

Um dem Freihause noch höhern Grad von Selbstständigkeit zu verleihen, wurde darin ein Theater erbaut und am 7. Oktober 1786 von einem Herrn Roßbach als erstem Unternehmer und Direktor eröffnet.

„Selbst ein Theater lag in seinen Hallen,
Zwar nicht, wie an der Wien, so groß;
Doch gab man Stücke dort, die noch gefallen,
Und zwar mit Menschen, ohne Roß."

Doch schon im Jahre 1788 findet man den, auch als Schriftsteller bekannten H. Johann Friedl als Direktor des Theaters im Freihause, weil die frühere Truppe Schulden halber daraus vertrieben worden war.*)

*) „In den andern Halbbogen des vorstädter Zirkels — erzählt Pezzl im fünften Heft der „Skizze von Wien" (1788) — spielt seit einigen Wochen die Truppe des als Schriftsteller bekannten H. Johann Friedl. Er hat sich dieses Sitzes der Thalia im fürstlich Starhembergischen Freihause auf der Wieden angenommen, nachdem eine andere Truppe, Schulden halber, aus demselben war vertrieben worden. Diese Bühne wird wegen der Neuheit jetzt (1788) fleißig besucht."

Nach Friedl übernahm die Leitung Emanuel Schikaneder, der in früheren Jahren mit einer andern Truppe in Insbruck, Laibach, Gratz, Pesth und Preßburg gute Geschäfte gemacht hatte, bis er in letzterer Stadt auf den tollen Einfall gerieth, ein Ausstattungsstück zu schreiben und zur Aufführung zu bringen, worin die Personen lauter Hähne und Hühner waren und eine Gans die Hauptrolle spielte.

Die Garderobe und die Requisiten zu diesem Stücke kosteten so viel, daß dessen Durchfall Schikaneder's Ruin und die Auflösung der ganzen Gesellschaft zur Folge hatte.

Schikaneder reis'te hierauf nach Wien, beging hier den neuen Mißgriff, im Burgtheater in der Rolle des Graf Essex aufzutreten, wo er horrend ausgezischt wurde.

Seine Frau — sie war die Ziehtochter seines ersten Bühnen-Prinzipals, dem er sich in Augsburg angeschlossen hatte — seine Frau also im Theater im Freihause zurücklassend, begab sich Schikaneder nach Regensburg, seinem Geburtsorte, brachte dort neuerdings eine Gesellschaft zusammen, mit welcher er in mehren Reichsstädten spielte und abermals einiges Vermögen erwarb.

Gewisser Verhältnisse wegen mußte Schikaneder auch diese Direktion niederlegen, reis'te abermals nach Wien und wurde nun Direktor des Theaters im Freihause oder des „Wiedner Theaters", wie es genannt

wurde, während das heutige Theater in der Vorstadt Leimgrube gelegen, das Theater an der Wien heißt.

Die Komödienhütte im Freihause stand beinahe in der Mitte des geräumigen Hofes, Nummer sechs.

Der Garten und die Allee vor demselben zierten damals schon diesen Hof und ersterer gehörte zur ausschließlichen Benützung des jeweiligen Theaterpächters.

Ein Gartenhäuschen, in Wien „Saletl" (Salönchen) genannt, schmückte die grüne, von einem zweistöckigen Baue umstarrte Oase.

Die Wohnung Schikaneder's befand sich im ersten Stockwerke des Freihauses, vierte Stiege, im Hofe nächst dem Obstmarkt.

Am Morgen nach dem Besuche beim Schattenspieler treten wir in eines seiner Gemächer, wo wir den Theaterdirektor mit verschränkten Armen, auf und niederschreitend, antreffen.

Er trägt einen Schlafrock von schwarzem Wollsammt und Schuhe mit Silberschnallen; die Perücke, auf einem Perückenstocke aufgesetzt, steht seitwärts auf einem Toilettetisch; der Herr Direktor befindet sich noch im Negligée und erwartet eben den Friseur.

„Christof!"

„Befehlen, Euer Gnaden?"

„Wo bleibt der Pomadehengst?"

„Kann nicht dienen, Euer Gnaden. Er hat vermuthlich gestern nach dem Theater sich noch einen Zopf angehängt."

„Muß denn dieser Mensch sich täglich besaufen?"

„Verzeihen, Euer Gnaden, er tringt nicht täglich, sondern nur nächtlich; er hat sich mit dem Souffleur verschworen ... doch bald hätt' ich vergessen: der Kaufmann vom Elefanten ist draußen."

Schikaneder schleuderte seinem Factotum wegen dieser Hiobspost einen seiner Jupitersblitze zu und murmelte ärgerlich: „Hast ihn nicht fortschaffen können?"

„Ich hab's wohl versucht, allein der zudringliche Mensch ist nicht von der Stell' zu bringen, just wie ein wirklicher Elefant."

„Laß' ihn herein!"

Der Kaufmann trat in das Gemach.

„Ihr Diener, Herr Direktor!"

„Guten Morgen, Herr von Morisl."

„Ich bin wegen der Conti's gekommen —"

„Drücken Sie sich nur deutlich aus, Sie wollen Geld —"

„Ich bitte darum."

„Wie hoch beläuft sich der Betrag, den ich Ihnen schulde?"

„Siebzehnhundert und ..."

„Bleiben wir bei der runden Summe und notiren wir den Rest."

„Ich werde demnach so glücklich sein, die siebzehnhundert Gulden zu erhalten?"

„Heute? was fällt Ihnen ein! Nicht siebzehnhundert Groschen bekommen Sie, vielweniger so viele Gulden!... Ich begreife Sie nicht, Herr Morisl! Sie pflanzen sich doch allabendlich an der Kasse auf und zählen jeden Groschen, der eingenommen wird; wie konnten Sie sich also dem Aberglauben hingeben, von mir heute Geld zu bekommen?"

„Mein Gott! es hieß ja gestern, Ihr Associe Herr Bauernfeind werde Ihnen eine neue Summe vorschießen?"

„Er ist auch geneigt dazu, allein erst dann, wenn mein Gesuch um das Privilegium für dieses Theater bewilligt sein wird. Zu meinem größten Leidwesen muß ich Sie jedoch schon heute darauf aufmerksam machen, daß Sie von dem Bauernfeind'schen Gelde keinen Pfennig zu hoffen haben."

Der Chef vom Elefanten riß erschreckt den Mund auf und stotterte: „Sie wollen mich also gar nicht bezahlen?"

„Herr von Morisl, ich verbiete mir jeden Angriff auf meine Ehre, Sie werden Ihr Geld bekommen."

„Aber wann?“

„Thörichte Frage! Beim nächsten Kassastück!“

„Herr Direktor, Sie eröffnen mir eine trostlose Aussicht, ich werde meine Lieferungen für Ihr Theater einstellen müssen.“

„Wie es Ihnen beliebt. — Christof!“

„Befehlen, Euer Gnaden!“

„Gail, Helmböck und Thaler *) sollen gleich zu mir kommen, ich werde ihnen mündlich den Auftrag ertheilen, von heute an nichts mehr vom Elefanten zu beziehen. Ich will mit Niemanden in Geschäftsverbindung stehen, der an dem Gedeihen meiner Anstalt verzweifelt.“

„Herr Direktor, ich bitte um Vergebung, ich verzweifle ja nicht,“ flehte der Kaufherr einlenkend.

„Warum überlaufen Sie mich also? Ich bin noch nicht einmal angezogen, und Sie kommen schon mich auszuziehen. Gedulden Sie sich, und damit Ihnen die Zeit nicht lange wird, speisen Sie heute Mittags bei mir. Christof, geh' nachher zum Elefanten und hole zwölf große Bouteillen Ruster herüber; gib aber Acht, daß man Dir nicht wieder so ein abscheuliches Gesäuf anhängt wie vorgestern; Sie glauben's gar nicht, Herr von Morisl, wie miserabel man oft für sein theures Geld bedient wird.“

*) Damals Theatermaler, Theatermeister und Garderobier bei Schikaneder.

„Herr ... Di ... rektor ... mein Wein ..."

„Ah, der Friseur — nur herein ... Sie verzeihen schon, Herr von Morisl. Ihr Besuch hat mich sehr erfreut, ich bitte, mich ein andermal wieder zu beehren, ich stehe Ihnen mit Vergnügen zu Diensten."

Schikaneder, ohne sich um den Kaufmann weiter zu bekümmern, warf sich in einen Armsessel und überließ seinen Kopf dem Friseur.

„Michel!"

„Befehlen, Euer Gnaden!"

„Sind wir allein?"

„Ja!"

„Bist Du schon nüchtern?"

„Vollkommen!"

„Man kann also mit Dir ein kluges Wort sprechen?"

„Wenn Euer Gnaden es im Stande sind."

„Michel, keine Späße, die mach' ich mir selber. Was spricht man von meinem Theater?"

„Gar nichts!"

„Das ist schlimm, sehr schlimm!"

„Unser Theater hat seine Beliebtheit, seine ganze Zugkraft eingebüßt."

„Leider wahr, sehr war."

„Die Lustspiele lassen das Haus leer."

„Ich kann's nicht läugnen."

„Die Ritterstücke im Josefstädter Theater*) wachsen uns über den Kopf."

„O Publikum, Publikum!"

„Der Kasperl im Leopoldstädter Theater wird von Tag zu Tag lustiger."

„Und wir in eben dem Maße trauriger."

„Der Sommer ist vor der Thür."

„Er wäre noch zu verschmerzen, wenn man nur auf den Herbst rechnen könnte."

„Aber womit, Herr Direktor, womit?"

„Vielleicht mit einem komischen Singspiel."

„Es hat schon lange keines durchgegriffen."

„Die Singspiele ziehen auch nicht mehr, Du hast Recht, Michel, ich muß etwas Neues ersinnen."

Nach einer Pause ernsten Dahinbrütens: „Christof!"

„Befehlen, Euer Gnaden!"

„Da der Elefantenkaufmann ein unausstehlich langweiliger Patron ist, so will ich mich nicht verurtheilen, mit ihm allein zu diniren. Die Doktoren versetzen ihre bitteren Arzeneien mit Süßigkeiten; Du wirst Sorge tra-

*) Von dem Schauspieldirektor Carl Mayer erbaut und am 24. Oktober 1788 eröffnet.

gen, daß der Elefantenkaufmann auch versetzt wird, und ladest daher ein Paar lustige Patrons ein."

„Bloß Patrons?"

„Meinethalben auch ein Paar Patronninen dazu."

„Also zwei Herren und zwei Damen."

„Einverstanden."

„Vielleicht Herrn von Schack?"

„Beileibe nicht, Tenoristen dürfen wegen ihrer Stimme nicht viel sprechen! Er könnt' marode werden und würfe mir mein ganzes Repertoir über den Haufen. Such' Andere aus, oder noch besser, geh' hinüber zu meiner Frau und frag' sie in meinem Namen, ob sie so gefällig sein möchte, heute den Elefantenkaufmann zu Tisch zu empfangen? Williget sie ein, so bin ich von ihm erlöst und er wird mit dem Tausch auch zufrieden sein!"

Im Vorbeigehen sei bemerkt, daß Schikaneder und seine Frau friedlich und freundschaftlich miteinander verkehrten, jedoch isolirt wohnten, und Gesellschaften empfingen. Christof entfernte sich, den Auftrag des Direktors zu erfüllen.

„Michel, wie steht's mit'm Kopf?"

„Ich bin gleich fertig, Euer Gnaden; bis man so einen Direktionskopf zurecht setzt, braucht's immer eine hübsche Weile."

„Michel, da Du jederzeit nur das Echo anderer

Personen bist, so frag' ich Dich, von wem stammt diese Aeußerung?"

Der Friseur schmunzelte und erwiederte: „Von der schönsten Blondine in Wien!"

„Ah, von der Kneisl-Pepi! Wahrhaftig, die hat doch keine Ursache, sich über meinen Kopf zu beklagen; sie verrückte ihn mir in kaum achtundvierzig Stunden."

„Das Fräulein ist aber auch ein Engel!" bemerkte der Haarkünstler begeistert.

„Du irrst, Michl, ein Engel ist die Pepi nicht, für einen Engel trinkt sie zu viel Champagner; sie ist bloß ein lieber Schatz."

„Euer Gnaden haben eine eigene Klassifikation erfunden?"

„Ich rangire die Mädl in drei Kategorien. Die Putzsüchtigen, die von Schmuck leben und auf Cashemirs schlafen, nenne ich „saubere Wurzeln"; Eine, die viel ißt und nur Champagner trinkt, gehört in die zweite Klasse, und ist ein „lieber Schatz"; die dritte Kategorie endlich, die bloß von ihrem Herzen lebt und Wasser trinkt, das sind die Engel! Mir ist leider Gottes noch keiner untergekommen."

„Euer Gnaden!"

„Nun, Christof?"

„Der Elefantenkaufmann ist untergebracht."

„Gottlob!“

„Herr von Karlinger ist draußen!“

„Nur herein, er ist mir willkommen!“

Der Theaterdirektor sprang auf, der Friseur schlüpfte aus dem Gemache, ein kleiner, magerer Greis mit einem kupferigen Gesichte tänzelte herein.

„Amice, theuerster Amice, ich grüße Dich!“ mit diesen Worten suchte er sich, behufs einer Umarmung bis zu Schikaneder's Speckhals emporzuranken, was ihm jedoch erst gelang, als dieser sich zu ihm herabließ.

Die Freunde umhalsten sich.

„Nun, was bringt Dich so zeitlich zu mir? Womit kann ich dienen?“

„Ach, Amice, theuerer Amice!“

„Oho, Du siehst ja trübselig d'rein, wie ein ausgezischter Theaterpoet!“

„Ach, Amice, wär' ich ein Theaterpoet!“

„Karlinger, wünsche Dir das Schlimmste, nur das nicht. Du bist Agent einer gräflichen Familie *) ...“

„Ach,“ jammerte das kupfrige Männchen, „diese

*) Nach damaliger Sitte besaß nicht bloß in den Kronländern, sondern auch in der Residenz jede herrschaftliche Familie einen Wiener Agenten, der ihre Aufträge, Ein- und Verkäufe besorgte, sie mit den Neuigkeiten des Tages versah u. s. w.

Agentie ist es eben, um die ich zittere, die zu verlieren ich Gefahr laufe."

„Wie kommt das? Hast Du vielleicht in Deinen Rechnungen zu hoch gegriffen?"

„Gott behüte, ich begnüge mich bei allen Aufträgen der Herrschaft mit einem mäßigen Gewinn, ich effektuire die Bestellungen aus Paris schnell und zur Zufriedenheit, ich bin von dem Grafen und der Gräfin wohl gelitten —"

„Und dennoch zitterst Du für Deine Anstellung?"

„Verhältnisse, unselige Verhältnisse. Amice Emanuel, wir sind noch von Preßburg her alte Bekannte."

„Karlinger, Deine Freundschaft ist mir lieb und werth, allein an Preßburg erinnere mich nicht, die Preßburger liegen mir sammt ihrem Zwieback im Magen."

„Gut, Amice, kein Wort mehr von der verhaßten Stadt mit dem Schloßberge; ich wollte damit bloß auf das Alter unserer Freundschaft hinweisen, indem ich gezwungen bin, Deinen Beistand anzurufen."

„Meinen Beistand — womit kann ich Dir dienen?"

„Mit einem guten Rath."

„Wenn's sonst nichts ist."

„Ach, Freund, sei nicht voreilig, guter Rath in meiner Angelegenheit ist nicht bloß theuer, sondern auch schwer."

„Du machst mich neugierig."

„Deine Neugierde wird bald dem Bedauern weichen. Gestern ließ die Frau Gräfin mich holen — kennst Du die Dame?"

„Sie ist eine bejahrte, etwas eitle, ehrwürdige Frau."

„Von außen, bloß von außen, aber von innen ist sie ein eifersüchtiger Satan."

„Man sollt' es kaum glauben!"

„Und doch ist es so. Karlinger, sagte sie zu mir, ich benöthige binnen heute und morgen eine zweite Kammerjungfer.

Ich werde Eine besorgen.

Ich war gezwungen, die frühere Personage aus dem Hause zu jagen.

Vermuthlich wegen Nachlässigkeit im Dienste?

An Eifer im Dienste fehlte es ihr nicht, allein sie war mir zu schlau und zu hübsch.

Wenn's dem so ist, gnädige Frau, antwortete ich arglos, dann werde ich eine zu finden wissen, welche diese Eigenschaften nicht besitzt.

Ich hoffe, daß Sie sich die Mühe nehmen, meinen Auftrag genau und pünktlich zu erfüllen, sonst würde ich gezwungen sein, einen andern Agenten zu wählen.

Mit dieser Drohung, die mich jedoch nicht erschreckte, entfernte ich mich. Ein Mädchen mit den ge-

wünschten Eigenschaften, dachte ich, ist leicht zu finden, ich will die bornirteste und häßlichste unter Allen aussuchen.

Ich war jedoch kaum zu Hause angelangt, als der Kammerdiener des Grafen mir nachgeeilt kam.

Herr von Karlinger, begann er außer Athem, Sie kommen eben von der gnädigen Frau.

Ich erhielt den Aufrag, eine Kammerjungfer zu besorgen —

Und zwar eine bornirte, häßliche Person?

Ich nickte lächelnd mit dem Kopfe, der Diener aber schüttelte mißbilligend den seinigen.

Ich hoffe, sagte er, daß Sie diesen Befehl nicht genau vollziehen werden, oder —

Ich blickte ihn fragend an.

Oder, fuhr er, die Achsel bedenklich in die Höhe schiebend, fort, Sie verlieren die Agentie für unser Haus.

Wie? rief ich erstaunt, ich genieße seit anderthalb Jahren die hohe Ehre, das gräfliche Haus zur vollen Zufriedenheit zu bedienen, und sollte jetzt die Revenue verlieren?

Verehrter Herr von Karlinger, replicirte mir der Kammerdiener, Sie waren so glücklich, daß ein derartiger Dienstwechsel seit den achtzehn Monaten Ihrer An-

stellung in unserem Hause sich nicht ergab, sonst wären Sie ohne Zweifel nicht mehr unser Agent: an dieser Scylla und Charybdis, wie Herr von Blumauer sagt, sind bisher noch alle Agenten gescheitert.

Du lieber Himmel! rief ich besorgt, was ist denn da zu thun?

Das ist Ihre Sache, Herr von Karlinger, ich habe den Befehl meines Gebieters vollzogen und Sie über Ihre Lage aufgeklärt.

Ich dankte ihm für die höllische Aufklärung, er verließ mich, und ich nahm in meiner Bedrängniß meine Zuflucht zu Dir, Amice Emanuel."

Schikaneder zog sich am linken Ohrläpplein und sagte: „Meiner Treu, Freund, Du befindest Dich in einer schlimmen Situation."

„Wäre die Agentie dieses Hauses nicht so einträglich, ich würde darauf verzichten und —"

„Halt!" erwiederte Schikaneder lächelnd, „Du besitzest wenig point d'honneur; wäre ich Agent und befände mich in einer solchen Situation, ich würde es als eine Ehrensache betrachten, meine Stellung zu behaupten."

„Wie das?"

„Du mußt trachten, entweder zwischen der Scylla und der Charybdis durchzuschiffen —"

„Unmöglich, das geht nicht."

„Gut, wenn das unmöglich ist, mußt Du Dir auf eine andere Weise helfen — kurz, Du mußt Deine Stellung zu behaupten trachten.“

„Ich bin mit größtem Vergnügen dazu bereit, wenn ich nur wüßte, wie?“

„Wir wollen darüber nachdenken.“

„Amice, vergiß nicht, daß der mir gewordene Auftrag zwischen Heute und Morgen vollzogen sein muß.“

„Die Zeit ist freilich kurz, indessen . . .“

„Euer Gnaden . . .“

„Was gibt's schon wieder, Christof?“

„Ein Fräulein ist draußen und bittet vorgelassen zu werden.“

„Ist es Eine vom Theater?“

„Nein!“

„Gedulde Dich einige Augenblicke,“ wendete sich Schikaneder zu dem Feunde; „ich werde mir die Unbekannte rasch vom Halse schaffen, dann wollen wir Deine Angelegenheit weiter besprechen.“

Zu Christof: „Das Fräulein kann eintreten!“

Der Agent zog sich bei Seite; ein Mädchen, nett und anständig gekleidet, überschritt die Schwelle.

Der Theaterdirektor sah fast mitleidig auf das schiefgewachsene, fast höckerige Geschöpf, welches sich vor ihn hinpflanzte.

Das Gesichtchen war freilich wie von Milch und mit Rosenblut geröthet, allein zwei graue Augen, deren Sehachsen sich kreuzten, die also, wie man im Leben es nennt, gegeneinander stachen, verunschönten das Antlitz und verliehen ihm einen widerlichen Charakter.

„Was steht zu Diensten, mein Fräulein?" fragte Schikaneder menschenfreundlich, denn wie gesagt, er fühlte Mitleiden mit dem von Natur stiefmütterlich behandelten Wesen.

„Ich wünsche, mich dem Theater zu widmen!" lautete die Antwort.

Der mehr als klafterlange Direktor streckte sich bei dieser Angabe in die Höhe und fragte mit zweifelvollem Tone, als glaubte er das Mädchen schlecht verstanden zu haben: „Sie wollen die Bühne betreten?"

„Es ist mein innigster Wunsch."

„In welcher Eigenschaft?"

„Als Lokalsängerin!"

Schikaneder schüttelte den Kopf und sagte beinahe ärgerlich: „Ich bedauere, Mamsell, ich bin mit einer Lokalsängerin versehen."

„Ich weiß," versetzte die Bühnen-Aspirantin geringschätzig, „daß Madame Gerl in diesem Fache beschäftiget wird, allein ich bin besser wie Madame Gerl, ich be-

sitze mehr Laune wie sie und singe um fünfzig Perzent hübscher."

Diese mit einer empörenden Sicherheit gemachte Aeußerung brachte bei Schikaneder die einzig mögliche Wirkung hervor, sie regte seine Galle auf.

„Ich zweifle nicht, Mamsell, daß Sie eine ausgezeichnete Künstlerin sind," erwiederte er mit einer Ironie, die knapp an Grobheit streifte, „indessen bin ich mit Madame Gerl zufrieden."

„Ich zweifle nicht, Herr Direktor, daß Sie mit der genannten Dame zufrieden sind, allein ob auch das Publikum, das ist die Frage?"

„Jetzt hab' ich genug, Mamsell!" rief Schikaneder wie ein gehetzter Hirsch alle Schranken der Convenienz überspringend.

Das Mädchen, ohne sich von der Wuth des Bühnenvorstandes außer Fassung bringen zu lassen, unterbrach ihn mit unglaublicher Kaltblütigkeit und sagte: „Um Vergebung, Herr Direktor, Sie sprachen mich zuerst mit „Fräulein" an, ich ersuche Sie diese Titulatur beizubehalten."

„Sie sind also von Adel?"

„So ist es, Herr Direktor!"

„Gleichwiel, das wird mich nicht abhalten, Ihnen die Wahrheit zu sagen."

„Ich bitte Sie darum."

„Sie taugen für die Bühne nicht."

„Warum denn nicht?"

Der naive Ton dieser Frage hätte Schikaneder beinahe zu einem beleidigenden Lachen aufgereizt, indessen er beherrschte sich und wie Jemand, der sich bei einem eigensinnigen Kranken zur Geduld nöthiget, sagte er: „Ich bitte Sie, mein Fräulein, schonen Sie mich, zwingen Sie mich nicht, alle Rücksichten, die man Frauen und besonders unglücklichen Frauen schuldig ist, bei Seite zu setzen."

Das Mädchen regte kein Glied, sondern sagte in ihrer früheren, völlig arglosen Weise: „Wahrhaftig, Herr Direktor, Ihre Rede klingt mir räthselhaft. Warum soll ich denn für die Bühne nicht taugen?"

„Fräulein, Sie werden doch wissen, daß jede Person, die sich dem Theater widmet, als erste unerläßliche Bedingung wenigstens kein unangenehmes Aeußere besitzen darf?"

„Was fehlt denn meinem Aeußern?" fragte das merkwürdige Mädchen in derselben Weise wie bisher.

Schikaneder, der jetzt den letzten Rest seiner Geduld verlor, antwortete kurz und trocken: „Fräulein, ich bitte Sie, in den Spiegel zu blicken, und wenn Sie gesunde Augen haben, werden Sie Ihre Mangel leicht entdecken."

„Betrachten doch Sie mich durch den Spiegel, Herr Direktor," sagte jetzt lächelnd das Mädchen; „vielleicht werden Sie eine andere Ansicht gewinnen?"

Schikaneder blickte mechanisch nach dem goldumrahmten Glase und zuckte zusammen.

Das weibliche Bild, welches der Spiegel reflektirte, ähnelte wohl dem Fräulein, allein die Gestalt im Glase war schlank und gerade gewachsen, die Augen sprühten Feuer und Triumph, ohne jedoch gegen einander zu stechen— kurz, das Wesen war schön und makellos.

„Teufel," rief der Theaterdirektor, „was ist das?" und kehrte den Kopf nach dem Original; doch schon bot das merkwürdige Geschöpf durch eine rasche Bewegung des Oberleibes den frühern höckerigen Anblick und die Augen zeigten das widerliche Kreuzfeuer von vorher.

„Oho," rief Schikaneder auflachend, „was treiben Sie denn da, Fräulein?"

„Ich bin so frei, ein wenig Komödie zu spielen."

„Sie sind ja ein Tausendßaßa, ein Chamäleon!"

„Zum Dank für dieses Kompliment geb' ich Ihnen gleichzeitig eine Probe von meinem Singsang," erwiederte das Fräulein, eilte zum Klavier, präludirte und begann mit einer frischen, kräftigen, herrlichen Stimme die Arie Zerlinnen's aus Don Juan:

„Wenn Du fein fromm bist — So sollst Du sehen,
Ich weiß ein Mittel — Sicher und schön.
Kein Magnetiste — Kein Alchymiste;
Kein Apotheker — Hat es geseh'n!"

Schikaneder stand da mit weitgeöffnetem Munde, oder wie die Oesterreicher sich ausdrücken, wie die Nannerl beim Sterz.

Plötzlich stürzte er an's Instrument, zog die Sängerin hinweg und rief: „Halten Sie ein, Fräulein, halten Sie ein, Sie bezaubern mich! Sie könnten monatlich dreißig Dukaten an Gage fordern, und ich wäre nicht im Stande, Ihnen die enorme Summe abzuschlagen. Fräulein, darf ich mir einige Fragen erlauben?"

„Ich werde sie mit Vergnügen beantworten."

„Lieben Sie den Putz?"

„Was Sie an mir sehen, ist mein Aufwand."

„Sind Sie genäschig?"

„Ich bin einen einfachen bürgerlichen Tisch gewohnt."

„Allgütiger, Sie begnügen sich am Ende mit Ihren Gefühlen?"

„Mein Herz," rief das Mädchen schwärmerisch, „birgt meinen theuersten Schatz!"

„Und dazu trinken Sie Champagner!"

„Ich trinke bloß Wasser!"

Jetzt streckte Schikaneder die Arme gegen die Zimmerdecke aus und rief mit theatralischem Pathos: „Ihr Götter, nehm't meinen Dank, endlich hab' ich einen Engel gefunden!"

Die eigenthümliche Scene, bisher blos von zwei Personen gespielt, gewann durch die Einmischung einer dritten neues Leben.

Der kleine kupferige Agent hatte sich beim Eintritte des Fräuleins in eine Fenstervertiefung zurückgezogen und blieb ein stummer, jedoch keineswegs gedankenloser Zeuge.

Er verfolgte die Scene mit immer mehr wachsendem Interesse, und als die Metamorphose des Fräuleins kam, wurde sein Gesicht wo möglich noch röther, und in seinem Kopfe begann es zu wirbeln wie ein angezündetes Feuerrad.

Bei dem Rufe seines Freundes Emanuel, er habe endlich einen Engel gefunden! stürzte Karlinger herbei, sank dem Fräulein zu Füssen und rief noch mehr begeistert wie der Theaterdirektor: „Ja, Fräulein, Sie sind ein Engel, in dieser Stunde vom Himmel gesendet, einen bedrängten Familienvater zu retten, der jetzt fünf lebendige Kinder zählt und in drei Monaten das halbe Dutzend voll bekommen wird. Engel des Himmels, stehen Sie mir bei, retten Sie mich!"

Das Fräulein, dem dieses Intermezzo räthselhaft

erschien, suchte mit einem fragenden Blicke Aufklärung bei dem Theaterdirektor; dieser, die geheimen Intentionen seines alten Freundes nicht schnell genug erfassend, sagte zu ihm: „Karlinger, Du bist doch nicht übergeschnappt?“

„Uibergeschnappt! ich übergeschnappt?“ rief der Agent begeistert, ohne seine knieende Stellung zu verlassen; „Amice, ich war noch nie so geistreich, wie eben jetzt! Salomon der Weise ist ein dummer Tropf dagegen. Emanuel! ahnest Du denn nicht, daß dieser Engel das einzige Wesen ist, welches es vermag, mich zwischen der Scylla und Charybdis durchzuschiffen?“

„Ah! jetzt begreif' ich,“ rief Schikaneder; „was Du wünschest, hat jedoch sein Risi. Du als Agent willst gerettet sein, ich als Theaterdirektor hoffe das nämliche; da aber jeder Mensch sich selbst der nächste ist und das Fräulein ihr Talent mir anbot, so wirst Du meinen Egoismus verzeihlich finden, abgesehen davon, daß es noch gar nicht entschieden ist, ob das Fräulein auch geneigt sein wird, die Rolle, welche Du ihr zutheilst, jenen vorzuziehen, die sie von mir zu erwarten hat?“

„Meine Herren,“ ergriff jetzt das Mädchen die Rede, „ich entnehme Ihren Aeußerungen wohl, daß es sich um meine Wenigkeit handelt, weiß aber nicht, was dieser Herr, den ich vor Allem ersuche, seinen Knieen nicht

weiter die Dienste der Fußsohlen aufzubürden, von mir erwartet, warum er mich bittet?"

Karlinger erhob sich und sagte: „Amice Emanuel, Du bist Schauspieler, Du bist Poet, Du bist Redner, hab' die Gewogenheit, dem Fräulein meine Lage darzustellen, klar und unparteiisch. Alles in Allem genau erwogen, sehe ich kein Hinderniß, welches Sie abhalten könnte, Dir und mir zu helfen."

Schikaneder, dem Wunsche des Freundes sich fügend, begann: „Mein Fräulein, dieser Herr sucht ein Mädchen, welches schlau ist und die Bornirte spielen kann, welches hübsch ist und sich das Ansehen einer Häßlichen zu geben vermag."

„Zu welchem Zwecke bedarf er einer solchen Person?"

„Um den entgegengesetzten Ansprüchen eines gräflichen Paares zu genügen, bei dem er als Agent bedienstet und für das er eine Kammerjungfer zu besorgen beauftragt ist."

„Der Herr muthet mir also zu, eine so untergeordnete Stelle einzunehmen?"

„Fräulein!" rief Karlinger, von der Wahrscheinlichkeit einer abschlägigen Antwort geängstiget, „ich flehe Sie an, mein Urtheil nicht voreilig zu sprechen. Zögern

Sie, überlegen Sie! Die gräfliche Familie ist angesehen und ehrbar."

„Wollen Sie mir den Namen des Grafen angeben?"

„Hugo von Teichberg."

„Teichberg!" rief nun das Fräulein überrascht, wendete sich schnell nach der Seite, eilte dem Fenster zu, um den Herren das verrätherische Roth auf ihren Wangen zu entziehen.

Schikaneder's Augen erweiterten sich, er staunte über die Wirkung des gräflichen Namens auf das Mädchen.

Karlinger's schon gesunkene Hoffnungen kräftigten sich.

Das Fräulein benützte die abgewendete Stellung, um zwei Minuten lang zu überlegen und einen Entschluß zu fassen.

„Es sei," lispelte sie für sich, „ich hegte die Absicht, auf jenem Pfade mein Ziel zu verfolgen, allein in dem Momente, wo ich ihn betrete, zeigt sich mir ein anderer, vielleicht kürzerer und sicherer Weg. Ruhig, mein Herz, ich will dir auch dieses Opfer bringen!"

Hierauf begab sie sich wieder von dem Fenster hinweg zu den Herren und sagte: „Kann ich auf Ihre beiderseitige Verschwiegenheit zählen?"

Der Bühnenvorstand und der Agent leisteten auf Mannesehre die Zusicherung.

„Dann erkläre ich, die Stelle einer Kammerjungfer bei der Gräfin von Teichberg annehmen zu wollen."

Schikaneder hörte diesen Entschluß mit einem Lächeln, das ihm nicht vom Herzen kam.

Schon sah er im Geiste die vollen Häuser, die ihm die köstliche Laune und der Gesang dieses vom Himmel gefallenen Talentes verschaffen sollte — und nun schwand plötzlich das süße Traumbild und die nackte Wirklichkeit glotzte ihn wieder an.

Das Fräulein erkannte, was in dem Inneren des Bühnenvorstandes vorging, und sagte, indem sie schalkhaft mit dem Zeigefinger drohte: „Herr Direktor, keine süßsauere Miene gezogen, es ist noch nicht aller Tage Abend! Indem ich Ihrem Freunde helfe, glaube ich auch mir besser zu dienen, und wie Sie vorhin sehr praktisch zu bemerken beliebten: Jeder ist sich selbst der nächste!"

„Halten sie ein!" rief Schikaneder mit komischem Groll, „oder ich begehe, wie weiland Jupiter einen Raub. Jede Nuance Ihrer Rede, jede Bewegung ihres Körpers verräth mir, wie groß der Verlust ist, den meine Bühne in diesem Augenblicke erleidet."

„Sprechen Sie nicht von Verlust, Herr Director, denn aufgeschoben ist nicht aufgehoben."

„Perle, Kleinod, Diamant, Talisman, Engel!" rief der große Emanuel begeistert; „Apropos! weil ich

eben von Engeln spreche, Fräulein, schenken Sie mir die Ehre und seien Sie heute Mittags mein Gast."

„Ich muß dafür danken, Herr Direktor, umsomehr, da es mein Wunsch ist, sogleich der Gräfin von Teichberg vorgestellt zu werden."

„Sie wollen mich also schon verlassen?"

„Ich muß, Herr Direktor, es drängt mich meinem Ziele entgegen."

„Und ich soll nicht einmal Ihren Namen erfahren?"

„Da Sie mir Verschwiegenheit gelobten, nehme ich keinen Anstand, Ihnen zu entdecken, daß ich die Steiermark meine Heimat, Marburg meinen Geburtsort nenne, Cäcilie heiße und eine Baronesse von Helm bin!"

Schikaneder verneigte sich, und das Fräulein, sich mit einer anmuthigen Attitüde empfehlend, verließ, von dem Agenten gefolgt, das Gemach.

„Euer Gnaden!"

„Was gibt's?" fuhr der Direktor sein Faktotum mürrisch an.

„Fräulein Kneisel läßt fragen, ob Herr Direktor ihr heute zu Tische die Ehre geben wollten?"

„Nein, ich bin beschäftig't!"

Christof starrte den Gebieter an.

Auf seinem Antlitze malte sich die Verblüffung eines

Menschen, der eben den Stefansthurm eine Bassarie singen, das heißt, der das Unmögliche zu hören glaubt.

„Eu . . . er . . . Gna . . . den . . . sprechen: Nein?" stammelte Christof.

„Nein!" wiederholte Schikaneder.

Der Diener zog die Schultern in die Höhe, als wollte er sagen: „Ich wasche meine Hände!" und machte kehrum.

Er hatte jedoch die Thüre hinter sich noch nicht geschlossen, als er drinnen wieder seinen Namen rufen hörte.

„Befehlen, Euer Gnaden!"

„Sag' dem Fräulein Kneisel, ich nehme die Einladung an."

„Ah!"

„Schafskopf!" fuhr der Gebieter ihn an; „was soll die Verwunderung? Man läßt einen Spatzen nicht fliegen, bevor man die Taube hat. Marsch!" —

Drittes Capitel.

Die fabelhaften Zwillingsschwestern.

Das Hôtel der gräflichen Famile, deren Agent zu sein Herr Stephan Karlinger die Ehre genoß, stand auf der Freiung, wo die Paläste fast ausschließlich hochadelige Wappen, wie die der Kaunitz, Harrach, Lamberg, Abensberg, Traun u. s. w. an der Stirne tragen.

Graf von Teichberg machte ein großes Haus — eine Bezeichnung, deren man sich zwar noch heute bei manchem unser Geldaristokraten bedient, deren Wesenheit jedoch weit hinter jener der Vergangenheit zurück steht.

Das „große Haus" eines Cavaliers von ehedem verhält sich zu dem „großen Haus" eines Bankiers von heute gerade so, wie sich der Thurm von St. Stefan zu dem neuen Augustinerthurm verhält, worin man wegen Mangel an Raum die Glocken nicht läuten kann.

Es ist doch merkwürdig, wie sehr unsere Geldaristo=

kratie bestrebt ist, die Schwachheiten derjenigen, deren Einfluß sie sich bemächtiget hat, nachzuahmen, und wie wenig sie sich befleißt, ihre Vorzüge und Tugenden sich anzueignen!

Es würde uns nicht schwer fallen, nachzuweisen, wie wohl sich die Künste unter dem schützenden Schatten des Stammbaumes befanden, und wie kümmerlich sie sich jetzt neben der „Aktie“, diesem papiergewordenen Lumpen, dahinschleppen.

Die Paläste, die Archive, Bibliotheken, Bildergalerien und Stiftungen lobpreisen noch heute den Stammbaum; was dagegen die Aktie schafft, das thut sie nicht um des allgemeinen Besten Willen, nicht aus Ehrgeiz, nicht aus Großmuth, sondern nur aus Gewinnsucht, um sich selbst im Course zu heben.

Jetzt ist Alles Egoismus, ehedem gab es auch Noblesse!

Vor uns liegt eine Schilderung der Wiener Sitten aus dem Jahre 1786.

In dem Kapitel: „Ein großes Haus“, worin der Verfasser eine derartige Haushaltung detaillirt, finden wir folgende, für unsere Zeit bezeichnende Reflexion:

„Es ist ein höchst schiefes Räsonnement, wenn man verlangt, daß die großen Familien einer großen Residenz sich sehr zusammen ziehen, einschränken sollen. Wir ha-

den einige solche Beispiele gehabt. Die Häupter einiger Familien lebten, theils aus natürlichem Hang, theils aus schmutziger Geldgierde, eine Zeit über sehr haushälterisch. Was war die Folge? Einer hinterließ bei seinem Tode 8 Millionen, ein anderer 13, ein anderer gar 17 Millionen Gulden baares Geld. Nun stelle man sich vor, daß 10 bis 12 große Häuser, und zwar durch 3—4 Generationen auf diesem Fuß zu leben anfingen, was soll dann aus diesen Millionen werden?"

Die Antwort auf diese Frage gibt, wenn man den Ausdruck „baares Geld" in Papier umwandelt, unsere Zeit: Solche Millionen beherrschen den Geldmarkt und verschlingen nach und nach die kleineren Kapitalien!

Doch welche Abirrung!

Wir schreiben einen Roman: „Die Zauberflöte", und gerathen dabei auf das Thema: Kapital und Millionen, als ob das Talent und das Genie je damit zu schaffen gehabt hätten!

Darum wenden wir uns rasch wieder unserer Erzählung zu.

Die gräfliche Familie von Teichberg bestand aus drei Personen: dem Grafen, der Gräfin und ihrem Neffen Scipio, einem Brudersohne des alten Herrn.

Nur drei Personen, und doch welch' ein Haus!

Die Zahl der Dienerschaft beiderlei Geschlechtes,

vertheilt in den Haus-, Küchen- und Stalldienst, betrug dreißig Köpfe.

Ein Paradezug, zwei Postzüge, sechs Pirutschrenner, acht Reitpferde, vier Strapazierklepper füllten den Stall.

Dreierlei Tische wurden zu jeder Mahlzeit gedeckt: die Herrschaftstafel, der Officiertisch und der Gesindetisch.

In dem Hôtel herrschte zu jeder Tageszeit ein bewegtes aber geräuschloses Leben.

Um die zwölfte Vormittagsstunde trat der Agent, Herr Karlinger, von einem mißgestalteten Mädchen begleitet durch das Thor.

Ohne die spöttischen Mienen, das mehr oder weniger unverschämte Schmunzeln der Dienerschaft zu beachten, schritten Beide die Treppe hinauf zu dem Antichambre der Frau Gräfin, wo Herr Karlinger Ihrer Gnaden sich melden ließ.

Die letzten Augenblicke des Alleinseins mit seiner Begleiterin benützte er, ihr flehend zuzuflüstern, sie möge der auf dem Gange hieher getroffenen Verabredungen eingedenk bleiben und ihre Doppelrolle mit Sorgfalt spielen.

Das Fräulein nickte ihm bejahend zu.

Der Agent durfte zuerst eintreten.

Die Dame, eine lange, hagere Frau mit einer blon-

den Perücke, prunkte in einem etwas schwerfälligen, aber kostbaren Morgenneglig ée.

Einst, in den Tagen des siebenjährigen Krieges, eine gefeierte Schönheit, hatte sie das Malheur zur Zeit des Zwetschkenrummels *) nicht bloß ihre Kopf=, sondern auch die Mundzierde zu verlieren.

Die Kunst mußte die Natur ersetzen, und der damalige gräfliche Agent war so glücklich, gleichzeitig mit dem Cul de Paris auch den Haarschmuck von echt germanischer Farbe und zwei Reihen Perlen nicht zum Glänzen, sondern zum Beißen bestimmt, aus der französischen Hauptstadt besorgen zu dürfen.

Der Zahn der Zeit begnügte sich jedoch mit der von den Reizen der Gräfin genommenen Hekatombe nicht, er fuhr fort zu graben und zu wühlen, und verwandelte das bisher glatte Antlitz der Dame in einen gefurchten Acker.

Auch hier mußte die Kunst vermitteln und beschönigen.

Die Mode hatte eine eigene Salbe erfunden, die Unebenheiten des Fells auszugleichen; doch um nicht täglich der langweiligen Operation ausgesetzt zu sein, diese Senkgruben der Schönheit überkleistern zu müssen, bekleidete man vor dem Schlafengehen das Antlitz mit Lein=

*) Der bairische Erbfolgekrieg im Jahre 1778.

wandmasken, welche die Toiletten-Chemie jener Zeit von innen mit Froschlaich, Taubenkoth oder mit noch ärgern Stoffen zur Conservirung — ob der Haut oder der Salbe? ist uns unbekannt — zu bestreichen befahl.

Welchem dieser Präservative die Frau Gräfin den Vorzug gab, wissen wir nicht, allein wir vermuthen, daß der Taubenkoth in Gnaden stand, da der Dachboden des gräflichen Palais mit jenen Geschöpfen reich bevölkert war, die einst den Menschen das Küßen gelehrt haben sollen und die noch heute als Musterwesen girrender Zärtlichkeit gelten.

Die erwähnte Salbe besaß außer ihrer aktiven Eigenschaft auch noch die passive, daß sie — Schminke annahm.

Roth schminkte sich damals Alles, gleichviel ob jung oder alt, die Nothwendigkeit des Weißschminkens trat jedoch am meisten ein bei jenen, die sich der erwähnten Salbe bedienten.

Diese Armen mußten wöchentlich sich zweimal kleistern lassen, viermal weiß lakiren und täglich roth anstreichen.

Die Frau Gräfin war nun eben unter den Händen ihrer ersten Kammerjungfer hervorgegangen und glänzte von Frische, wie ein Baum an der staubigen Heerstraße nach einem kurzen Regen.

„Nun, was bringen Sie, Herr Karlinger?“ fragte sie mit freundlicher Herablassung, nachdem sie den ehrfurchtsvollen Handkuß des Agenten erduldet.

„Ihro Gnaden, Frau Gräfin,“ lautete die Antwort, „ich bin so frei, eine Kammerjungfer zu bringen.“

„Ah, so rasch?“

„Das Glück war mir hold.“

„Wer ist sie? Woher? Wo hat sie früher gedient?“

„Gnädigste Frau Gräfin, ich bitte, bevor Sie von diesen Nebendingen Notiz zu nehmen sich herablassen, die Hauptsache, nämlich das Individuum und dessen Ingenuum huldvoll in's Auge zu fassen.“

„Ich pflege sonst dergleichen Aufnahmen dem Haushofmeister zu überlassen,“ antwortete die Dame, „allein im gegenwärtigen Falle, wo es sich um eine Porson in meiner nächsten Umgebung handelt, um eine Person, deren Stellung und Obliegenheiten mein ganzes Vertrauen erfordern, will ich selbst sehen und wählen. Lassen Sie das Mädchen herein.“

Das Fräulein trat in das Gemach ganz in derselben Weise wie vor zwei Stunden bei dem Direktor Schikaneder.

Die Gräfin, mit einer Lorgnette bewaffnet, nahm die Ehrenbezeugungen mit standesgemäßer Kühle entgegen und unterzog das Aeußere ihrer zukünftigen Leibdienerin einer strengen Prüfung.

„Wie heißt Sie?"

„Ich heiße Fanni!"

„Also Franziska?"

„Fanni, wenn ich bitten darf."

„Franziska oder Fanni, es ist ja einerlei!"

„Wenn Ihro Gnaden es befehlen, ist es mir einerlei."

„Hat Sie schon in der Eigenschaft als Kammerjungfer gedient?"

„Ja, und zwar bei der Baronesse von Helm."

„Hier in Wien?"

„In Marburg in der Steiermark."

„Wie lange diente Sie bei der Baronesse?"

„Von meinem dritten Lebensjahre angefangen."

„Oh, oh, eine dreijährige Kammerjungfer!"

„Ich war nämlich eine arme elternlose Waise, da sagte die gnädige Baronesse Mutter, der Himmel verleihe ihr eine glückliche Auferstehung: Wir wollen die arme Fanni zu uns auf's Schloß nehmen und zur Kammerjungfer ausbilden! Das geschah, so bin ich von meinem dritten Jahre an Kammerjungfer gewesen."

„Man zählt die Lehrjahre nie zu denjenigen, wo man das Erlernte ausübt," korrigirte die Gräfin.

„Wenn Ihro Gnaden es wünschen, werde ich die Lehrjahre von meinen Kammerjungferjahren subtrahiren."

„Mach' Sie die Rechnung."

„Als dreijähriges Mädchen kam ich in's Schloß, von meinem zwölften Jahre angefangen hörte ich auf zu lernen, jetzt bin ich achtzehn Jahre alt, zwölf von achtzehn abgezogen bleiben sechs, als Rest, wenn Ihro Gnaden es wünschen, eigentlich nur sechs Jahre als Kammerjungfer gedient."

„Sie versteht gut zu rechnen?"

„Oh, ich weiß nicht bloß zu rechnen! wenn die gnädigste Frau es befehlen, so kann ich auch deutsch, italienisch und französisch schreiben und lesen."

„Brav, sehr brav, Sie hat der seligen Frau Baronesse von Helm viel zu verdanken."

Das Mädchen faltete die Hände, blickte gegen die Decke des Gemaches und sagte mit dem ergreifenden Tone tiefgefühlter kindlicher Dankbarkeit: „Der Himmel segne ihr Andenken, sie war mir wie eine Mutter!"

Die Gräfin, nicht ahnend, daß die Person vor ihr von ihrer wirklichen Mutter spreche, fand Wohlgefallen an der neuen Tugend der Dienerin und dachte wie weiland Herr Percival von Griseldis: Und dankbar ist sie auch!

„Wie lange weilt Sie schon in Wien?" fuhr sie hierauf fort zu fragen.

„Ich kam erst gestern Nachmittags um vier Uhr

Nachmittags mit der Grätzer Landkutsche hier an und stieg auf der Wieden im Gasthofe zu der rothen Ente ab."

„Sie hat also von der Stadt noch nichts gesehen?"

„Oh doch, gnädigste Frau Gräfin, ich ging ja heute um sechs Uhr Früh in die Messe zu Paulanern."

Die Dame nickte wohlgefällig mit dem Kopfe und dachte: Und fromm ist sie auch!

„Auf welche Weise," so wurde das Examen fortgesetzt, „lernte Sie Herrn Karlinger kennen? War Sie ihm empfohlen?"

„Herr Karlinger ist der Agent Seiner Gnaden unseres Herrn Bürgermeisters in Marburg."

„Ich verstehe, der Herr Bürgermeister gab Ihr also ein Rekomandationsschreiben an den Herrn Agenten mit?"

„Wenn die gnädigste Frau Gräfin es befehlen, so hat mir der Herr Bürgermeister ein derartiges Schreiben mitgegeben, thatsächlich aber erhielt ich keinen Brief, sondern bloß einen mündlichen Auftrag, und auch diesen nicht von dem Herrn Bürgermeister, sondern von der Frau Bürgermeisterin."

„Wie kam es denn, daß Sie das Haus Ihrer Wohlthäterin verließ?"

„Dies that ich in Folge des Zuredens von Seite des Fräuleins, welches seit zwei Jahren, das ist seit dem

Tode der Frau Baronesse Mutter bei der Frau Baronesse Tante wohnt. Fani, sagte das Fräulein zu mir, du wirst wohl thun, Dich in der Welt ein wenig umzusehen. Du hast so viel gelernt, daß Du in jedem herrschaftlichen Hause als erste oder zweite Kammerjungfer erscheinen kannst; reise nach Wien, dort herrscht großer Mangel an treuen, braven Weibsleuten, vielleicht ist das Glück Dir hold. Wenn gnädiges Fräulein es befehlen, gab ich zur Antwort, so will ich in Wien mein Glück suchen, packte meinen Koffer und reis'te ab."

„Die junge Baronesse scheint ihrer seligen Mutter würdig zu sein?"

„Fräulein Cäcilie ist ein Engel!"

Bei dieser Betheuerung mußte der Agent sich Gewalt anthun, um nicht laut aufzulachen.

Die Gräfin, mit dem, was sie gesehen und gehört, zufrieden, beendete die Vorstellungsscene, indem sie zu Karlinger sagte: „Das Mädchen gefällt mir, verständigen Sie sich mit dem Haushofmeister und bringen Sie mit ihm die Angelegenheit in Ordnung. Sie kann gleich morgen den Dienst antreten."

„Wenn Ihro Gnaden die Frau Gräfin es befehlen," bemerkte Fanni, „so werde ich morgen meine unterthänigste Aufwartung machen, obgleich der morgige Tag ein Freitag ist."

„Halt, darauf vergaß ich. Der Freitag ist kein geeigneter Tag zum Antritte eines Dienstes. Lassen wir's auf Uibermorgen."

Der Agent und das Fräulein küßten der Dame ehrerbiethig die Hände und begaben sich aus dem Gemache.

„Da Sie erst übermorgen den Dienst antreten," sagte Karlinger, „so begleite ich Sie jetzt nach Hause und werde morgen die Angelegenheit mit dem Haushofmeister ordnen."

Man nahm den Rückweg über die Basteien.

„Fräulein!" rief jetzt der Agent seinem lange verhaltenen Entzücken freien Lauf gewährend, „Sie haben Ihre Rolle vortrefflich gespielt; wenn ich Sie bei Schikaneder nicht gesehen hätte... ich würde es kaum für möglich halten..."

„Nur keine Komplimente, Herr Agent. Eine Rolle zu spielen anfangen, dazu gehört ein wenig Geschick, sonst nichts; allein der Rolle treu bleiben, sie bis zum letzten Momente consequent durchführen, das ist Kunst!"

„Die arme Gräfin, sie begann allmälig blau zu werden."

„Der Himmel vergebe mir die kleinen Nothlügen, ihr Zweck ist kein schlimmer."

„Doch nun, Fräulein, kommt noch eine ernste Frage in Betracht zu ziehen. Sie haben das Wohlgefallen der

Gräfin errungen, nun müssen wir auch an den Herrn Grafen denken; damit auch er mit Ihrer Acquisition zufrieden sei, muß er Sie in Ihrer wahren Gestalt sehen, umweht von Liebreiz und jugendlicher Munterkeit."

„Oh, oh, Herr Agent, Sie sprechen ja, als ob Sie Mitarbeiter des hiesigen Musenalmanachs wären. Dies dient mir zum Beweise, daß auch der Eigennutz die Phantasie zum Fluge, wenn auch nur zu einem Gänsefluge, aufstacheln kann. Was den Herrn Grafen betrifft, so bleibt uns nur zu wünschen, daß die Gelegenheit, wo ich ihm das erstemal begegne, eine günstige sei, dann hoffe ich auch seinem Geschmacke zu genügen."

„Ich bitte Sie aber auch zu erwägen, daß die Losung dieser Aufgabe nicht ohne Gefahr ist. Der Herr Graf sind gewohnt, es nicht beim Geschmacke bewenden zu lassen."

„Ich schmeichle mir, Geist genug zu besitzen, den üblen Gewohnheiten des Herrn Grafen — im Falle er solche besäße — Schranken zu setzen."

„Wenn aber an die Stelle der Gewohnheit die Leidenschaft tritt?"

„Dann wird die Kammerjungfer Fanni sich in den Schutz der Baronesse Cäcilie von Helm begeben."

„Ach, Fräulein!"

„Was überrascht Sie?"

„Dort seh' ich den Herrn Grafen uns entgegen kommen."

Die Baronesse warf einen Blick nach dem bezeichneten Herrn und sagte rasch entschlossen: „Der Zufall ist uns günstig, sprechen Sie den Grafen unter irgend einem Vorwande an, ich werde die Gelegenheit benützen, mich in die Unterhaltung zu mischen."

„Mein Gott, Sie werden ihm doch nicht mit diesem mißgestalteten Aeußeren entgegen treten — der erste Eindruck ist ein bleibender."

„Uiberlassen Sie das mir!" entschied das Fräulein mit einem Tone, der keinen Widerspruch duldete.

Man näherte sich dem Cavalier.

Der alte Herr, in der Mitte der Sechzig stehend, bot ein zierliches, wohlerhaltenes Aeußere.

Sein volles rundes Gesicht mit einem Anfluge von Gutmüthigkeit zeigte, daß sein Herz wohl gewissen Passionen aber keineswegs verheerender Leidenschaften fähig sei. Ohne gerade Platoniker zu sein, liebte er mehr die Schönheit als die Wesenheit; er glich vollkommen jenen Blumenfreunden, die sich an dem Anblicke im Garten blühender Florakinder ergötzen, ohne den Drang nach ihrem Besitze zu fühlen.

Der Schönheitsfreund lebt mehr mit dem Auge wie mit dem Herzen — wer gönnt ihm nicht das unschuldige Vergnügen.

Ach, die Nelke, wie hübsch, die Lilie, wie schön ist sie, die Centifolie, wie prächtig; der Anblick ergötzt ihn. Manchmal, in schwachen Augenblicken wandelt ihn wohl die Lust an, sich auch an dem Duft der Blumen zu erquicken; er versucht es, aber zart und zierlich, er greift nicht täppisch zu, sondern neigt bloß den Kopf mit der Nase voran; plötzlich fährt er zurück — ein Dorn hat ihn an dem Nasenspitzchen gestochen. Er ärgert sich, ist aber zu gutmüthig, um Rache zu nehmen, geh't seines Weges und ergötzt sich morgen an derselben Blume, wie gestern.

Herr Karlinger grüßte den Grafen sehr ehrerbiethig.

„Ah, unser Agent!" sprach der alte Herr, ihm mit Herablassung herbeiwinkend; „was bringt der Tag Neues?"

„Gnädiger Herr, die Reichspost ist noch nicht eingetroffen, und wir beziehen unsere Neuigkeiten wie unsere Moden von draußen."

„Und zwar die Neuigkeiten aus Paris und die Moden aus London, da die Franzosen anfangen, diese Göttin von ihrem Altare zu stürzen."

Nach dieser Bemerkung wendete der alte Herr seinen Blick auf die Begleiterin des Agenten und fragte leicht hingeworfen: „Vermuthlich eine Verwandte?"

„Bloß eine Empfohlene, gnädiger Herr!" antwortete Karlinger.

„Sind Mamsell aus der Provinz?“

„Ich bin aus Marburg in der Steiermark,“ versetzte das Fräulein.

„Ein prächtiges Land, aber nur das Land!“

„Soll das vielleicht ein stummer Tadel gegen dessen Bewohner sein?“

„Ich kann es nicht läugnen.“

„Dann huldigen, gräfliche Gnaden, einem Irrthum.“

„Wie so?“

„Weil Land und Leute sich nicht trennen lassen. Der Ausdruck des Landes, worin man geboren ist, haftet wie in der Sprache so auch im Verstande und im Herzen.“

„Oho! meine Kleine! Sie haben de la Rochefoucault gelesen!“

„Das rasche Erkennen des Citats beweis't, daß ich nur nachahmungswürdigen Beispielen gefolgt.“

„Man läugne nun noch, daß die Bildung Fortschritte mache! De la Rochefoucault sogar in Marburg!“

„Ich denke, gräfliche Gnaden, die Wiener haben keinen Grund, die Bildung der Provinzen von oben herab zu beurtheilen. Vor ungefähr vier Jahren gab man in Prag eine Oper —“

„Ah! Sie wollen mir vermuthlich Mozart's Don Juan vorführen, der in Prag Sensation erregte —“

„Und den die Wiener nicht verstanden haben.“

„Das ist Sache des Geschmackes."

„Der Geschmack sinkt oder steigt wie Quecksilber in der Glasröhre je nach der Temperatur der Bildung."

Der Graf fixirte die kleine Mißgestalt und fragte mit leisem Spott: „Von wem ist dieser Vergleich?"

„Dieser Vergleich, gnädiger Herr, gehört mir an."

„Sie beschäftigen sich also auch mit Physik?"

„Die Wissenschaft ist ein Feld, welches nur von Männern bebaut werden soll; den Frauen ziemt es jedoch, auf diesem Felde hie und da eine Aehre zu pflücken, um mindestens zu wissen, daß Brod nicht auf den Bäumen wachse."

„So unwissend wird wohl Keine sein!"

„Wenn die Sage nicht trügt, soll es in gewissen Residenzen solche Exemplare geben."

„Sie scheinen den Residenzbewohnern nicht hold zu sein?"

„Ich bin ein armes Mädchen und nicht in der Lage, Jemanden Huld zu ertheilen oder zu entziehen."

„In wessen Schule haben Sie sich diesen Sarkasmus eigen gemacht?"

„Um Vergebung, gräfliche Gnaden, Igeln und Bienen bringen ihre Stacheln mit auf die Welt."

Der alte Herr lachte.

„Sie amüsiren mich, Mamsell! Meiner Treu, Sie amüsiren mich — es ist nur schade, jammerschade, daß..."

Er hielt inne.

„Darf ich Ihre Rede ergänzen, gnädiger Herr?“

„Sie wollen mir vermuthlich beweisen, daß Sie Gedanken errathen können?“

„Sie wollten sagen: Schade, daß die Person so mißgestaltet ist.“

„So schonungslos drücke ich mich selbst in Gedanken nicht aus.“

„Oder mit feineren Worten: Schade, daß Geist und Körper bei ihr nicht besser im Einklange stehen!“

„Meiner Treu! jetzt haben Sie meine eigensten Worte errathen.“

„Ich bin zu bedauern, gnädiger Herr, daß ich nicht allen Anforderungen genügen kann; in dieser Beziehung ist meine Schwester viel glücklicher.“

„Sie besitzen eine Schwester?“

„Eine Zwillingsschwester.“

„Was Sie sagen! Eine Zwillingsschwester, und diese sollte Ihnen körperlich nicht ähneln?“

„Nicht wahr, gräfliche Gnaden, es ist ein wenig auffallend?“

„Man könnte beinahe sagen, ein Naturspiel.“

„Das ist die einzig passende Bezeichnung dafür. Wir sind Zwillingsschwestern, erblickten vor achtzehn Jahren in einer Viertelstunde das Licht der Welt und erhielten beide

den Namen Fanni. Die Eltern ließen uns gleiche Kleider und gleiche Erziehung zu Theil werden; unsere geistigen Fähigkeiten entwickelten sich auch im gleichen Schritt, allein die körperlichen unterschieden sich mächtig zu meinem alleinigen Nachtheile. Während zum Exempel meine Haltung ein wenig vorwärts geneigt ist, ist die meiner Schwester — ich will versuchen, ihre körperlichen Vortheile, wie sie wirklich sind, Ihnen zu zeigen — eine vollkommene vertikale; ihr Oberleib hebt sich in der Weise, wie ich es darstelle, frei aus den Hüften, ihre beiden Schultern liegen gerade so, wie ich es nachahme, in Einem Niveau; dadurch ist ihre Gestalt schlank, ihr Wuchs hübsch. Die Augen meiner Schwester stechen nicht gegeneinander, sondern es laufen die Sehachsen parallel, so wie jetzt bei mir; dies Alles verleiht ihr einen viel freundlicheren Anblick, während ich Arme" — das Fräulein schrumpfte bei diesem Worte durch eine rasche Bewegung des Oberleibes zu ihrer frühern Mißgestalt zusammen — „während ich Arme von der Natur so stiefmütterlich behandelt wurde."

Die Miene des Grafen zeigte von Sekunde zu Sekunde mit dem Schwinden der körperlichen Mängel des Mädchens sich steigerndes Erstaunen.

Als endlich die Mamsell aus der Provinz tadellos gebaut und leuchtenden Blickes vor ihm stand, umspielte ein Lächeln des Wohlgefallens seine Lippen, und als sie

wieder ihr früheres Aussehen annahm, gesellte sich ein Kopfschütteln zu dem Lächeln.

„Oh, oh, Sie kleiner Kobold im Unterrock, was treiben Sie da?"

„Gnädigster Herr, ich versuchte ein Naturspiel zu erklären."

„Was bedeutet diese äsopische Metamorphose zu Ihrem eigenen Nachtheile?"

„Diese Maske, gnädiger Herr, gereicht mir nur zum Vortheile; ohne sie wäre mir so eben nicht das Glück zu Theil geworden, von Ihro Gnaden der Frau Gräfin von Teichberg als Kammerjungfer angenommen zu werden."

„Wie, Sie in unseren Diensten?" fragte der alte Herr in einer Weise, die seine angenehme Uiberraschung offenbarte.

„Wenn Euer Gnaden es gütigst erlauben?"

„Ich billige die Wahl der Frau Gräfin und werde das Opfer, welches Sie diesem Dienstplatze brachten, zu beachten wissen. Ich will stets darauf Bedacht nehmen, daß Sie in unserem Dienste sind und nicht Ihre Zwillingsschwester!"

„Gräfliche Gnaden sind zu feinfühlend, zu großmüthig, um meine Situation durch Unvorsichtigkeiten noch mehr zu erschweren."

Der alte Herr nickte zustimmend mit dem Kopfe,

wendete sich hierauf zu dem Agenten und sagte: „Mein lieber Karlinger, Sie beziehen von heute an, außer Ihrem Gehalte, aus meiner Chatoulle eine jährliche Zulage von Einhundert Dukaten. Adieu!"

Damit spazierte er weiter.

Es fehlte nicht viel, so wäre der kleine kupferige Mann auf offener Bastei dem Mädchen zu Füßen gesunken.

„Fräulein Baronesse!" rief er, „Retterin aus der Noth, Philosophin, Professorin aller schönen Künste, Engel mit Geisterflügeln, erlauben Sie mir, daß ich Sie auf meinen Händen nach Hause trage!"

„Nur kein Aufsehen," lächelte die Baronesse, „bedenken Sie doch, daß ich jetzt nur ein Kammermädchen bin!"

„Ei was, auch die drei Grazien waren Kammerjungfern der Venus."

„Mein lieber Herr Karlinger," fiel ihm das Fräulein lachend in's Wort, „die Frau Gräfin sind keine Venus und ich bin keine Grazie."

„Wer wagt so was zu blasphemiren? Sie sind mehr wie eine Grazie, Sie sind eine Minerva, eine Hebe, eine Juno, kurz Sie sind fabelhaft wie die ganze Mythologie."

„Herr Karlinger," drohte das Fräulein scherzhaft,

„verschwenden Sie Ihren Enthusiasmus nicht, Sie werden ihn noch nöthiger haben."

„Fräulein Baronesse, leisten Sie selbst das Großartigste, mein Enthusiasmus wird nie erlahmen."

Der Agent geleitete sein fabelhaftes Ideal bis zur rothen Ente auf der Wieden, wo ihm die Angebetete, um ihn nur los zu bekommen, entschlüpfte.

Viertes Capitel.

In welchem der Schattenspielmann dem großen Emanuel unter die Arme greift.

Am Abende desselben Tages war die Vorstellung im Theater im Freihause so schwach besucht, wie in der Regel seit vielen Wochen her.

Die Gallerien matt, das Parterre schwach, Sperrsitze und Logen leer.

Die Schauspieler hinter den Koulissen seufzten, die Billeteure gähnten, die Arbeitsleute schimpften, die Herren im Orchester griffen vor lauter Aerger falsch.

„Wenn das so fort geht," murrte der Eine, „werden wir die Boutique bald zusperren müssen!"

„Ich weiß nicht," witzelte der Andere, „warum der Direktor das Theater nicht in eine Hetze umwandelt, wir würden bessere Geschäfte machen!"

„Warum schenkt er im Theater nicht lieber Heurigen aus?" spöttelte ein Dritter.

„Und bei diesen Aussichten soll im Herbst auch noch das Theater auf der Landstraße eröffnet werden!"

„Also ein viertes Vorstadttheater!"

Während Alles um ihn her verzagte, verlor Schikaneder weder seine Zuversicht noch seine gute Laune.

Er war zum Theaterdiktor geboren, die Ungunst des Moments beugte ihn nicht, die Gunst machte seinen Eifer und seine Thätigkeit nicht erkalten; ob im Glück oder Unglück, er kargte nicht.

Schikaneder kannte die Bühne und das Publikum, wenn er manchmal falsch kombinirte, so trug daran die Mangelhaftigkeit seiner Bildung Schuld und sein darunter leidender Geschmack.

Auch an dem genannten Abende gab sich Schikaneder vor seinem Personale den Anschein, als nehme er dessen Verstimmung nicht wahr; seine Außenseite zeigte den sorglosen, unbekümmerten Prinzipal, seinem Temperament und Charakter gemäß, bedurfte er dazu keines besonderen Zwanges.

In seinem Innern lebte die Uiberzeugung, daß es so nicht bleiben werde; er hoffte auf die Zukunft, er ahnte die nahende Rettung, ohne jedoch die Seite zu wissen, woher, ohne die Form zu kennen, in welcher sie kommen würde?

Während der heutigen Vorstellung beschäftigte er sich ausschließlich mit dem Schattenspielmann.

Herr Louis Depensier saß, seinem Worte getreu, in einem Parterresitz und verfolgte die Vorstellung mit großem Interesse.

Schikaneder hinter den Koulissen stehend, schaute oft nach ihm und dachte dabei: „Was mag er mir zu sagen haben? Sollte er das Werkzeug sein, dessen sich das Schicksal bedient, mich aus meiner Bedrängniß zu erlösen?“

Die Neugierde ließ heute den Direktor das Ende der Vorstellung mit Ungeduld erwarten, Christof war bereits angewiesen worden, sich des ihm genau bezeichneten Herrn nach dem letzten Fallen des Vorhanges zu bemächtigen und ihn in die Direktorswohnung zu führen.

Der lange hagere Schattenspieler wurde von dem Bühnenleiter auf's freundlichste empfangen.

„Nun, Monsieur Depensier, wie haben Sie sich im Theater amüsirt?“

„Gut, Herr Kollega, das Stück ist wirksam, aber einfältig.“

„Es ist von mir.“

„Ich gratulire, Sie werden im Laufe der Jahre Besseres leisten, darum Geduld, nur Geduld!“

Schikaneder, der seinen Werth als Komiker und

Theaterpoet sehr stark überschätzte, verzog die Miene zu einem süßsauern Lächeln und fragte ein wenig gereizt nach den Mängeln des Stückes.

Der Schattenspieler mit seinem unüberwindlichen Phlegma ließ sich nicht aus dem Gleichmuthe locken, sondern erwiederte: „Schätzbarster Herr Kollega! Sie verlangten meine Meinung zu wissen — ich hielt damit nicht zurück. Nun gehen Sie aber weiter und fordern mich auf, meine ausgesprochene Ansicht zu rechtfertigen—darauf kann ich nicht eingehen. Ich bin kein gelehrter Kritikus, sondern ein simpler Schattenspieler, meine Force steckt nicht im Geiste, sondern in der Gelenkigkeit meiner Glieder. Ueberdies lud ich mich nicht bei Ihnen ein, um Sie zu kritisiren, sondern um Ihnen zu helfen."

Das Wort „helfen" verscheuchte im Nu aus dem Herzen des Theaterdirektors die gekränkte Eitelkeit und machte den zweikammerigen Muskeln vor freudiger Erwartung heftiger pochen.

„Sind wir unbelauscht und werden wir ungestört bleiben?" frug Depensier geheimnißvoll.

„Ich habe bereits Maßregeln getroffen, daß man uns nicht unterbreche," versicherte der Bühnenvorstand; „zum Beweise sehen Sie hier den Tisch mit kalten Speisen und einem Flaschenvorrath beschwert."

„Ich danke, ich soupire nie."

„Sie haben also auf die Würze des Lebens verzichtet? Ich bedauere, denn ich bilde mir auf meinen Tisch und meinen Keller ebenso viel ein, wie auf mein Komödienspiel und meine Stücke."

Depensier schmunzelte mit einem Ausdrucke, als hätte er sagen wollen: „Prahlhanns, Du beziehst ja Deine Bouteillen aus dem Keller des Elefanten!" Doch währte sein Lächeln nur wenige Sekunden, seine Miene wurde rasch wieder ernst, er machte sich's bequem in dem weichgepolsterten Großvaterstuhl und sagte: „Kommen wir zur Sache."

„Ich bin schon dabei!" erwiederte Schikaneder, indem er die Gläser voll schenkte und eine Forelle zerlegte.

„Ich sagte vorhin," begann der Schattenspielmann, „ich sei gekommen, Ihnen zu helfen."

„Ich habe es mit Vergnügen vernommen!"

„Ihr Theater ist in Mißkredit gerathen."

„Die Forelle ist ausgezeichnet, versuchen Sie doch, Monsieur Depensier."

„Ich danke! Die bevorstehende Jahreszeit ist nicht geeignet, zu ersetzen, was Sie im Winter versäumt."

Emanuel antwortete nicht, sondern schwemmte die bittere Wahrheit mit einem Glase Wein hinab.

„Deliziös, der Vöslauer ist wirklich deliziös!"

„Sie sind tief in die Passiva gerathen!"

„Mein Appetit hat darunter nicht gelitten.“

„Wenn Sie aber so fortführen, würde zwar nicht Ihr Appetit, aber zuverlässig Ihr Magen zu leiden bekommen und zwar vor Hunger.“

„Emanuel der Große,“ erwiederte Schikaneder sich aufrichtend, „wird niemals darben müssen.“

„Der Sybarit darbt, wenn ihm nur das Nothwendige gestattet ist.“

„Monsieur Depensier, Sie scheinen mir mein Souper verleiden zu wollen, es wird Ihnen nicht gelingen. Sie geben vor, mir helfen zu wollen; Sie sind ein eigenthümlicher Doktor. Ich traf noch keinen Arzt, der bei einem Pazienten, statt nach dessen Uibeln zu forschen, mit dem Aufzählen seiner diätischen Sünden begann.“

Der Schattenspieler lächelte und sagte: „Mein lieber Herr Pazient, was Ihre Krankheit betrifft, so kenne ich sie vollkommen, und brauch' nicht erst danach zu forschen.“

„Gut, dann reichen Sie mir die Arzenei dagegen.“

Depensier zog ein weißes Papier, in der Form eines großen Briefes zusammengefaltet, aus der Brusttasche und legte es vor sich auf den Tisch.

„Enthält dieses Schreiben die Arzenei?“ fragte Schikaneder, das dünne Papier mißtrauisch anblickend.

„Ja!“ versetzte der Schattenspieler phlegmatisch.

„Es ist vermuthlich eine Anweisung auf 10.000 Gulden bei dem Hause Fries zu erheben?"

„Dieses Papier," erwiederte der Andere in seiner Weise, „kann eine Anweisung auf zehn, zwanzig, fünfzig oder noch mehr tausend Gulden, ja es könnte sogar die Urquelle eines großen neuen Theaters werden!"

„Monsieur, Sie entzücken mich — der Spargel ist köstlich, fahren Sie fort, ich bitte, fahren Sie fort."

„Bevor ich mich näher erkläre, erlauben Sie mir, daß ich, statt fortzufahren, umkehre."

„Wozu das?"

„Um Ihre Lage in's Auge zu fassen."

„Bah! meine Lage ist gar nicht so schlimm, als Sie etwa wähnen. Mein Theater trägt, wenn es voll ist, an einem Abende über vierthalb hundert Gulden; ich brauch' nur ein Kassastück, und meine Passiva sind gedeckt."

„Ihr eigentliches Leiden, Herr Kollega, sind nicht Ihre Passiva, sondern es ist der Mangel an moralischem und pekuniärem Kredit."

Der große Emanuel würgte an dem Bissen, den er eben im Munde hatte, ohne daß es ihm gelang, ihn hinab zu bringen.

Der unerbittliche Arzt traf den wunden Fleck, und der Schmerz verleidete dem Direktor zum erstenmale das Souper.

Das Theater im Freihause war keine Specialität, wie der „Kasperl" in der Leopoldstadt, wie das Ritterthum in der Josefstadt, es besaß kein Genre, keine Richtung; zwei Direktionen waren in der Frist von kaum fünf Jahren darauf zu Grunde gegangen, es fehlte daher das Vertrauen in den Bestand der gegenwärtigen Leitung, somit auch der Kredit.

Das wußte, das fühlte Schikaneder, doch fand er bisher noch nicht das Mittel zur Abhilfe.

Der Schattenspieler, um dem Direktor Zeit zu gönnen, die bittere Pille hinabzuschlucken, ergriff ein Glas, nippte daran, schnalzte, wie Weinkenner es zu machen pflegen, mit den Lippen und der Zunge, und sagte hierauf: „Der Oesterreicher bleibt immerhin ein vortrefflicher Tischwein. Wenn dieses Rebenblut erst echt wäre!"

„Monsieur Depensier!"

„Was beliebt, Herr Kollega?"

„Sie mögen als Theaterarzt sehr erfahren und sehr geschickt sein."

„Danke für's Kompliment."

„Als Gast sind Sie, gelinde gesprochen, nicht liebenswürdig."

„Ich protestire gegen die Zumuthung, daß ich zu Ihnen als Gast kam."

„Ah, dann fahren Sie fort, als Arzt zu sprechen."

„Sie sind bereits neugierig?"

„Ich läugne es nicht."

„Ihr Gefühl soll sogleich befriedigt werden. Nachdem ich Ihre Leiden schonungslos aufgedeckt, erkläre ich meine Geneigtheit, Ihnen zu helfen. Vor Allem biete ich Ihnen meinen Kredit an, der nicht blos Ihre gegenwärtigen Passiva decken soll, sondern auch jene, die bis zur Herbstzeit unausbleiblich hinzukommen werden."

„Das Anerbieten wird mit Hochachtung angenommen, allein —"

„Was allein? Was haben Sie für Bedenken?"

„Ich möchte die Perzente kennen?"

„Bah, wer spricht von Perzenten? Ich bin kein Mäckler; wem ich Geld borge, der zahlt nie Interessen. Noch mehr, ich verlange auch keine Hypothek, keine Schuldverschreibung —"

„Oh, oh, solches Vertrauen gränzt an Irrsinn."

„Meine Proposition ist großmüthig, kollegial, aber keineswegs irrsinnig. Ich werde Ihnen ein Geschäft vorschlagen: gelingt es, dann zahlen Sie mir als ehrlicher Mann meine Vorschüsse zurück; mißlingt es, so trage ich ganz allein den Schaden. Sind Sie geneigt, einen Vertrag auf dieser Basis mit mir abzuschließen?"

„Mit Vergnügen; welcher Art ist jedoch das Unternehmen?"

„Nur Geduld; das beabsichtigte Geschäft ist ein derartiges, daß, wenn es gelingt, damit auch der moralische Kredit für Ihre Anstalt erobert ist."

„Um so besser, zwei Fliegen mit Einem Schlage."

„So ist's. Hören Sie nun, was ich proponire und die Bedingungen, die ich gleichzeitig damit verbinde. Sie müssen sich verpflichten, bis längstens Oktober dieses Jahres ein neues Stück zur Aufführung zu bringen."

„Angenommen."

„Dieses Stück muß eine deutsche Oper sein."

„Eine deutsche Oper — gut."

„Die Musik dieser Oper muß Herr Mozart komponiren."

„Ich zweifle nicht, daß er, um mich zu retten, seinen Vorsatz, für Wien keine Oper mehr zu schreiben, aufgibt. Ich war schon vor eilf Jahren in Salzburg ein Hausfreund bei Mozart, Madame Hofer, Mozart's Schwägerin, ist jetzt bei mir im Engagement, Mozart selbst ist mein Freund, ich glaube also auf ihn rechnen zu können. Ich werde sogleich anfangen über den Stoff der Oper nachzudenken."

„Halt, Halt, diese Mühe bleibt Ihnen diesmal erspart."

Schikaneder sah den Schattenspieler groß an.

Herr Depensier fuhr fort: „Ich komme nun zur

Hauptbedingung unseres Geschäftes. Sie werden den Text zu der Oper schreiben, jedoch nach einer vorliegenden, gegliederten Handlung; dabei verhehle ich Ihnen nicht, daß der Vorwurf zum Theil dem Märchen „Lulu“ aus Wieland's Dschinistan entnommen ist, doch ist der Verlauf derart geändert, daß Sie keines Plagiates beschuldiget werden können und ein Recht haben, sich den Verfasser des Textes zu nennen.“

Schikaneder schüttelte zu dem eigenthümlichen Vorschlage den Kopf und sagte: „Haben Sie bei der Wahl des Stoffes auch erwogen, ob er für eine Oper geeignet ist?“

„Noch mehr, Herr Kollega, die Handlung ist nicht blos allgemein für eine Oper, sondern besonders für eine deutsche Oper und vorzüglich für eine Oper nach dem jetzigen Geschmacke des Wiener Publikums geeignet.“

„Das läßt sich hören. Wenn sich's so verhält, so werde ich die Handlung mit Vergnügen benützen. Doch nun eine Gewissensfrage. Aus welchem Grunde machen Sie die Benützung des von Ihnen gewählten Opernsujets zur Hauptbedingung unseres Geschäftes?“

Der Schattenspieler schob die Achseln in die Höhe und sagte: „Das, Herr Kollega, ist ein Geheimniß. Daß der Grund ein gewichtiger sein muß, erhellet aus dem Umstande, indem ich Tausende daran wage, diesen und gerade diesen Stoff von der Bühne herab verkörpert zu se-

hen. Im Falle er Ihnen mißfiele, würde ich mich damit an Marinelli wenden und Perinet wird ihn zur Bearbeitung erhalten."

Die Drohung erzielte die beabsichtigte Wirkung.

„Ich zweifle nicht an der Zweckmäßigkeit Ihrer Wahl," sagte Schikaneder rasch, „und ersuche Sie, mir Ihre Aufzeichnungen mitzutheilen."

Depensier nahm nun das Papier, welches er vorhin vor sich auf den Tisch gelegt hatte, entfaltete es und übergab es dem Theaterdirektor.

Dieser begann leise, jedoch mit großer Aufmerksamkeit zu lesen.

Der Schattenspieler verhielt sich während der längern Dauer ruhig und beobachtete blos die Miene des Direktors, um den Eindruck der Lektüre zu beurtheilen."

Dieser war ein entschieden günstiger.

Je länger Schikaneder las, desto strahlender wurde sein Auge, desto lebhafter seine Gesichtsfarbe.

„Bravo . . . prächtig . . . das gibt Effekt . . . oh, oh, welche Situation . . . originelle Idee . . . bunt und toll . . . kann komisch werden, sehr komisch . . ."

Diese und ähnliche Exclamationen entschlüpften ihm unwillkürlich während des Lesens.

Nachdem er endlich zu Ende war, sprang er auf, streckte dem Schattenspieler seine rechte Hand entgegen

und rief: „Herr Kollega, bei gegenseitiger Zusicherung der Geheimhaltung unseres Vertrages, erkläre ich unser Geschäft für abgeschlossen.“

„Gefällt Ihnen der Entwurf?“

„Er scheint eigens für das hiesige Publikum erfunden.“

„Wann bringen wir unsern Geheimvertrag zu Papier?“

„Morgen. Es versteht sich von selbst, daß wir nach der Aufführung der Oper die Dokumente gegenseitig wieder zurücknehmen.“

„Natürlich. Das Verdienst, den Text der Oper geschrieben zu haben, muß Ihnen unbestritten bleiben.“

„Haben Sie bereits über den Titel der Oper entschieden?“

„Der Titel ist mir gleichgültig,“ antwortete Depenster, „mir ist es blos um den Stoff zu thun.“

„Wenn dem so ist,“ sagte Schikaneder, „so will ich dem Kinde Vater werden und es taufen.“

Er schenkte zwei Gläser voll, nahm eines und drückte das andere dem Schattenspielmann in die Hand.

Beide standen aufrecht sich gegenüber, erhoben die Gläser und Schikaneder rief: „Es lebe **die Zauberflöte!**“

„Ah die Zauberflöte — vortrefflich — hoch die Tochter des Lichtes!"

Beide tranken.

. . . .

. . . .

. . . .

Eine Stunde später saß der Schattenspielmann in der Bude im Prater an einem Tische. Vor ihm lag ein bereits früher vollendetes ungewöhnlich umfangreiches Schreiben, welchem er, nachdem er es abermals durchgelesen, eine kurze Nachschrift hinzufügte folgenden Inhaltes:

„Die Tochter des Lichtes ist an den Mann gebracht.
„Das Talent wird sie ausstatten, das Genie glorificiren.
„Welchen Effekt sie auch erzielen mag, Eines ist sicher: sie
„wird lange genug leuchten, um uns zu nützen!"

Hierauf siegelte Depensier den Brief, und ohne ihn mit einer Adresse zu versehen, übergab er ihn einem an der Thüre harrenden Manne und sagte: „Nach Mainz!"

Der Bote verschwand, der Schattenspieler schloß die Thüre und ging zur Ruhe.

Fünftes Capitel.

Ein Morgen bei Mozart.

Es ist acht Uhr Morgens, wir treten in die Wohnung Mozart's in der inneren Stadt, in der Rauhensteingasse, im sogenannten kleinen Kaiserhaus, welches damals die Nummer 970 trug.

Heute, zu einem stattlichen Zinshaus umgebaut, ist es mit der Nummer 934 bezeichnet und heißt der Mozarthof.

Das Gemach, wo wir uns befinden, ist das Arbeits- und seit einiger Zeit auch das Schlafzimmer des Kompositeurs.

Ein Klavier mit Musikalien beschwert, ein Bett, daneben ein kleiner Tisch, besäet mit Schreibzeug und zahlreichen Blättchen, theils beschriebenen theils unbeschriebenen Notenpapiers, ein Schrank mit Büchern, endlich hie und da umherliegend oder stehend verschiedene In-

strumente — das ist beiläufig, mehrere größere oder kleinere Hügel aufgeschichteter Musikalien mitgerechnet, die Einrichtung dieses Gelasses, wo Mozart schlief und dichtete, oder richtiger gesprochen, wo er das Gedichtete niederschrieb; denn für das eigentliche geistige Schaffen gab es bei ihm weder eine bestimmte Zeit noch einen bestimmten Ort, er dichtete immer und überall, und wenn er sich zum Schreiben niedersetzte, brauchte er nur zu kopiren, was er im Geiste fertig trug.

Wir treffen den Meister trotz der späten Morgenstunde noch im Bette, er schläft jedoch nicht mehr, sondern arbeitet bereits seit zwei Stunden.

Nach einer Weile öffnete sich sachte und mäßig die Thüre und ein paar schwarze Frauenaugen guckten durch den Spalt.

„Stör' ich?" fragte eine Silberstimme.

„Engel stören nie!"

Eine niedliche, anmuthige junge Frau mit einem apfelrunden Gesichtchen trat ein.

„Guten Morgen, liebe Stanzerl!"

Der Gegenwunsch der Gattin bestand in einem herzlichen Kuß.

„Wie hast Du geruht, mein Schatz?"

„Nicht am besten, lieber Mann."

„Und das Kind?"

„War die Nacht über sehr brav."

„Gerade wie sein Papa!"

Konstanze drohte schelmisch: „Dagegen ließe sich Einiges einwenden."

„Aha, nun kömmt das hochpeinliche Noth- und Gerichtsverfahren."

„Item, man läßt Gnade für Recht ergehen."

„O mia cara sposa —"

„Und in Berücksichtigung, daß das liebe Mandl seit einiger Zeit gar so fleißig im Niederschreiben ist —"

„Ach, Stanzerl, wenn Du wüßtest, was ich heute komponirt habe?"

„Nun, zum Exempel?"

„Rathe doch."

„Eine Arie?"

„Keine Spur."

„Etwas von einer Symphonie?"

„Noch weiter gefehlt."

„Ein Conzertstück?"

Der Meister verneinte abermals.

„Ich sehe schon," sagte er, „Du bist im Errathen schwach, ich will Deinem Genius unter die Arme greifen. Meine heutige Komposition ist eine Bittschrift."

Konstanze schmunzelte.

„Was ist das? Du bist gar nicht überrascht? Schel-

min, mir däucht gar, man hat mich und meinen großartigen Plan verrathen."

Konstanze lachte.

„Na, warte nur, wenn dieser Herr Abbé kommen wird, will ich ihm die Leviten aus dem ff lesen."

„Ich bekenne reumüthig —"

„Daß Stadler geplaudert hat."

„Lieber Wolfgang, Herr Stadler hat nur mir anvertraut, wozu er Dich beredete."

„Nun, was haltest Du von der Idee?"

„Ich billige sie von ganzer Seele. Kapellmeister Hoffmann ist kränklich und kann den Dienst als Domorganist nicht mehr ordentlich versehen, es ist daher wahrscheinlich, daß der Magistrat ihm Jemanden beigeben wird. Zu einer Remuneration wird man sich freilich kaum verstehen . . ."

„Ich verlange sie gar nicht, ich erkläre in meinem Gesuche ausdrücklich, daß ich die Dienste unentgeltlich machen will, um mir die Rücksicht des Magistrates für die Zukunft zu erwerben."

„Ich bin gespannt, wie man Dein Gesuch bescheiden wird?"

„Ich hoffe das Beste, der Magistrat wird es, da ich k. k. Kapellmeister und Hofkompositor bin, nicht leicht ablehnen können."

„Wolfgang, Du vergissest, daß Deine Feinde zahlreich sind —"

„Wie der Sand am Meere und die Gelsen im Prater, ich weiß es; indessen besitzen wir auch Freunde, einflußreiche Freunde. Uiberdieß mußt Du mein Bittgesuch lesen, es ist die großartigste unter allen meinen Kompositionen. Da sagen die Leute immer, der Mozart bringt es zu nichts, weil er nicht schmeicheln kann; lies doch nur die Aufschrift meines Gesuches, und Du wirst das Grundlose dieser Behauptung einsehen: Hochlöblich, Hochweiser Wienerischer Stadtmistrat! ist das eine Schmeichelei?! Mehr zu verlangen ist unbillig!"

„Mandl, wann wirst Du einmal ernsthaft werden?"

„So lange Du mein liebes, braves Weiberl bleibst, nicht!"

„Was ist das für ein Brief?" fragte Konstanze, auf ein zum Siegeln bereit liegendes Schreiben deutend.

„Ich habe an Stoll nach Baden geschrieben, wegen einer Wohnung für mein krankes Weiberl."

„Wolfgang!"

„Ah! Du tragst Bedenken, nach Baden zu gehen, wegen unserer Finanzen? Sei außer Sorge, Stanzerl, Der die Raben speis't, wird auch die Mozart's nicht darben lassen. Doktor Closset hat mich versichert, daß für Deinen leidenden Zustand die Kur in Baden sehr noth-

wendig ist, auch dem Kinde wird die Landluft wohl thun, daher mußt Du Mitte Mai hinaus. Ich habe an Stoll geschrieben, er soll für Dich die Wohnung entweder beim Fleischhacker oder beim Stadtschreiber, jedenfalls eine zu ebener Erde besorgen. Als Erkenntlichkeit bekommt er meine Messe in C-dur zur Aufführung, worauf er als Schullehrer und Chorregent sich etwas zu Gute thun kann."

Die junge Frau hatte während dem den bezeichneten Brief geöffnet und überflogen.

„Aber Mandel," rief sie auf einmal unwillig, „was ist denn das für eine Nachschrift? Du schreibst an Stoll: Das ist der dümmste Brief, den ich in meinem Leben geschrieben habe, aber für Sie ist er just recht!"

Mozart lachte.

„Laß' nur gut sein," sagte er, „der Badner versteht Spaß; wenn ihm das Postscript nicht recht ist, soll er es mit Schwefelwasser wegwaschen. Weißt Du, was mir der Schultyran im vorigen Sommer öffentlich im Badner Kaffeehause gesagt hat?"

„Nun, was denn?"

„Ich hab' ihn und die Badner ein wenig aufgezogen. Mein lieber Meister, sagt' er auf einmal zu mir, spotten Sie uns Badener nicht; Sie sind ein Salzburger, kennen Sie den Spruch über Salzburg?

Lassen Sie ihn hören!

Wenn ein Fremder in Salzburg sich niederläßt, so wird er im ersten Jahre dumm, im zweiten Jahr wird er ein Trottel, und erst im dritten Jahr avancirt er zum Salzburger."

Die junge Frau lachte laut auf.

„Lach' nur zu, kleine Schlange!" sang Mozart — verstummte urplötzlich, griff nach dem nächsten leeren Notenblättchen und begann eifrig Notenköpfe zu machen.

Konstanze zog sich lautlos zurück.

Als der Meister mit der Aufzeichnung fertig war, stand seine Gattin mit dem Kaffee vor ihm.

Mozart begann im Bette zu frühstücken.

Jetzt hörte man draußen eine klangvolle Männerstimme singen: „Treibt der Champagner das Blut erst im Kreise, dann gibt's ein Leben, herrlich und hehr!"

„Schack, Freund Schack, nur herein!" rief Mozart.

Ein junger Mann, ein aufgeräumter Geselle, trat in das Gemach.

„Benedictus qui venit!" rief Mozart.

„Ihr Diener, Frau Mozartin!"

Der Angekommene war Benedikt Schack, Tenorist am Schikaneder'schen Theater, Kompositeur mehrer Opern und Mozart's Vertrauter und Hausfreund.

Konstanze grüßte ihn und machte Miene, sich zu entfernen.

„Halt da, Frau Kapellmeisterin, vor mir wird nicht desertirt.“

„Gerade vor Ihnen, Herr Schack,“ antwortete Konstanze, „denn wenn Sie und mein Mann beisammen sind, dann ist's Frauenohren gerathen, hübsch in der Ferne zu bleiben.“

„Stanzerl!“ rief Mozart, „bleib bei uns; ich schwöre Dir, daß wir kein einziges „Glöckl“ läuten wollen.“

Die junge Frau blieb.

„Vor Allem,“ begann Schack, „muß ich Dir eine Empfehlung von meinem Direktor ausrichten.“

„Hat er sich vielleicht wieder überfressen?“

„Im Gegentheil! jetzt ist Schmalhanns Küchenmeister. Er läßt Dich ersuchen, ihn um eilf Uhr zu erwarten, er hat sehr dringend in Geschäftssachen mit Dir zu sprechen.“

„Vermuthlich wegen meiner Schwägerin. Stanzerl, sei so gut und schau nach, ob ich heute um eilf Uhr eine Lektion zu geben habe?“

Die junge Frau ging zu einer, an der Wand befestigten Tabelle und sagte: „Von eilf Uhr an bist Du frei; doch um zehn Uhr hat der junge Graf von Teichberg seine Stunde.“

„Sapperment!“ rief Mozart, „dann ist's die höchste Zeit, daß ich aus den Federn krieche. Schatzerl, wenn der Friseur kommt, laß ihn nur gleich herein.“

Konstanze entfernte sich, Schack setzte sich an's Klavier; Mozart sprang aus dem Bett und begab sich zu dem Waschkasten.

„Schack, spiel' was, ich will mich wieder einmal nach dem Takt waschen.“

Der Freund spielte ein Allegro.

„Piu moso, piu moso!“ rief Mozart vor dem Kasten tänzelnd, mit den Händen auf- und abfahrend und mit den Lippen gleichsam den Baß dazu sprudelnd.

Die Scene währte mit einem großen Aufwande von Geräusch ein paar Minuten.

„Apropos! weißt Du was Neues?“

„Nun, was denn? Tu tu tu tu ... tutu tu tu.“

„Im Mai wird die Kirchgäßner nach Wien kommen.“

„Das blinde Mädel, welches sich auf der Glas-Harmonika producirt?“

„Dasselbe!“

„Darauf bin ich neugierig.“

„Auf die Spielerin oder auf das Instrument?“

„Auf Beides — tu tu tu tu tu tu!“

„Die Glasharmonika hat, wenn ich nicht irre, Franklin erfunden —“

„Und seine Verwandte, Miß Davies, reis'te zuerst damit."

„Das Instrument wird vielleicht einst im Orchester eine Rolle spielen?"

„Nie! Sein Umfang ist zu beschränkt, es ist keiner Geläufigkeit fähig und hat, was die Hauptsache, keine eigentlichen Baßtöne."

Mozart begann sich anzukleiden.

„Im Juli," fuhr Schack fort, „kommt ein anderer Gast nach Wien: der Luftschiffer Blanchard."

„Hab' solches Spektakel schon in Paris gesehen; damals hielten sie jedoch den Ballon noch an Stricken und getrauten sich nicht, ihn loszulassen."

„Erlaub' mir, Dich zu unterbrechen. Auf dem Wege hieher begegnete mir der Rechnungsrath Loibl."

„Ein Ehrenmann!"

„Er trug mir auf, Dich herzlich zu grüßen."

„Ich danke. Er ist ein prächtiger Mensch. Als ich von 1784 bis 87 im Camesina'schen Hause in der großen Schulerstraße *) wohnte, logirte er nebenan im Hause zum grünen Baum, und unsere Wohnungen waren

*) Damals trug es die Nummer 846, Camesina war Doktor Juris. Das Haus zum grünen Baum, Eigenthum des Domkapitels, war mit 847 bezeichnet. Die jetzigen Nummern dieser Häuser sind 853 und 854.

nur durch eine dünne Wand getrennt. Er wurde als eifriger Maurer und Musikfreund mein Verehrer und ich ein Bewunderer seines guten Herzens und seines Weinkellers. Wenn mich's nach einem frischen Trunk gelüstete, fing ich an Klavier zu spielen und klopfte dazwischen an die Wand; das war für den Nachbar ein Zeichen, seinen Bedienten in den Keller zu senden. „Der Mozart, sagte er zu seiner Alten, komponirt schon wieder, da muß ich ihm Wein schicken!"... In der ganzen ungarisch-siebenbürgischen Hofbuchhalterei gibt es keinen braveren Rechnungsrath."

„Logirt Herr Loibl noch in seiner alten Wohnung?"

„Ich glaube wohl."

„Dann muß ich trachten, sein Wandnachbar zu werden."

Die Freunde lachten — der Friseur trat in die Stube.

„Jean, wie lange wirst Du heute brauchen, bis Du die Frisur zu Stande bringst?"

„Göttlicher Herr Kapellmeister! Versprechen Sie mir, ruhig sitzen zu bleiben, nicht wie gewöhnlich aufzuspringen, an den Tisch zu rennen und Noten zu schreiben, oder gar an's Klavier zu laufen und zu spielen, so daß ich Ihnen mit Kamm und Band nachsetzen muß; versprechen Sie das, und Sie sollen, bei meiner Ehre! in acht Minuten absolvirt sein."

„Hörst Du ihn, Freund? Ist das eine Beredtsamkeit? Demosthenes war ein „Stummerl" dagegen."

„Ich vernehme mit Staunen," bemerkte der Tenorist des Theaters im Freihause, „daß der Haarkünstler sich einer Titulatur bedient...."

Mozart fiel ihm in's Wort: „Das kömmt daher, daß dieser Patron mich früher mit „gnädiger Herr Kapellmeister" ansprach. Das verdroß mich. Ein Kapellmeister kann wohl Gnaden üben gegen Sänger und Orchesterglieder, wenn er ihnen leichte Sachen schreibt, allein dem Manne gegenüber, der ihm selbst den Kopf zurecht setzt, ist er ein nichtig Geschöpf. Ich verbot daher den Gebrauch des gnädigen Herrn; seitdem läßt er sich's nicht nehmen, mich mit „göttlicher Herr Kapellmeister" anzusprechen, und verböte ich ihm auch diese Titulatur, wer weiß, welche Blasphemie er noch erfände."

„Unsereins hat auch seine Art, zu verehren," sagte der Friseur; „ich bin so glücklich, noch andere Herren von der Tonkunst zu bedienen."

„Zum Exempel?"

„Den Herrn Kapellmeister Saliere."

„Ah, meinen Feind, den Monsieur Bonboniere *)."

*) Saliere war stets mit einer gefüllten Bonbonsbüchse versehen, weshalb ihn Mozart scherzhaft den „Bonboniere" nannte.

„Ferner Herrn von Kozeluch . . .“

„Der einzige Prager, der meine Musik nicht leiden mag und mich vergiften möchte . . .“

„Allein diese Herren —“

„Genug!“ fiel ihm Mozart plötzlich mißgestimmt und trübsinnig in's Wort.

Der Haarkünstler verstummte. Schack sah den Freund erstaunt an, begierig, über den gähen Wechsel seiner Gemüthsstimmung Aufklärung zu erhalten.

Nach der Entfernung des Friseurs begann er das Thema zu berühren.

Mozart, der in sich versunken da saß, nickte ihm zu und sagte: „Du wirst es erleben, Freund, meine Ahnung täuscht mich nicht, sie werden mich vergiften.“

„Ich bitte Dich, quäl' Dich mit solchen Einbildungen nicht. Es gibt keinen unter Deinen Feinden und Neidern, der eines solchen Verbrechens fähig wäre . . . und zu welchem Zwecke? Ihre Stellungen gefährdest Du nicht — und ihren Ruhm? Diese Leute glauben einen größeren zu besitzen wie Du. Entschlag' Dich solcher kindischer Gedanken — komm' an's Klavier, Du wirst den Dämon bald beschworen haben.“

Der Meister setzte sich an's Instrument und überließ sich seinen Phantasien, jene wunderbaren Tongebilde hervorrufend, die wie Geister erschienen und verschwan-

den, ohne je verkörpert und festgehalten zu werden; jene Ströme von Tönen entfesselnd, die Jeden, der ihnen lauschte, zum Entzücken hinrissen.

Und der Freund hatte richtig gerathen; die Muse der Tonkunst verscheuchte die düsteren Wolken und wand ihrem geweihtesten Lieblinge wieder den Kranz jener kindlichen Heiterkeit um die Stirn, die ihm bisher die dornige Bahn des Lebens verschönt hatte.

Der Eintritt Konstanzen's fand den früheren Mozart wieder.

Er sprang auf, eilte zu ihr, umfaßte sie und begann, eine Tanzweise singend, mit ihr sich im Kreise zu drehen.

Ein junger, eleganter Herr trat in die Stube — es war der Graf Scipio von Teichberg.

„Ah! mein Herr Eleve!“ rief Mozart, im Tanz innehaltend und den jungen Cavalier begrüßend.

Konstanze eilte fort, und Schack, um den Freund in seinem Erwerbe nicht zu stören, verabschiedete sich.

Mozart blieb mit dem jungen Grafen allein.

Sechstes Capitel.

Meister und Schüler.

Scipio von Teichberg zeichnete sich durch seine edle Gestalt aus, wie durch eine jugendfrische, liebenswürdige Erscheinung.

Sein einfaches, herzliches Benehmen that dem chevaleresken Wesen nicht nur keinen Eintrag, sondern ließ es in einem gefälligeren Lichte erscheinen, die Tinten abschwächend, die manchem empfindlichen Auge vielleicht zu grell vorkommen mochten.

Mozart erwiederte die Zuneigung, die der junge Cavalier zu ihm gefaßt hatte, das Band der Freundschaft umschlang ihre Herzen.

Im Vorbeigehen sei hier bemerkt, daß der Meister in den Kreisen des Adels verhältnißmäßig eben so viele Verehrer und Freunde zählte, wie in den bürgerlichen.

Wie Scipio, gehörte z. B. auch der Baron Puchberg

zu Mozart's Freunden, ferner der Fürst Lichnowsky, ein Schwiegersohn der Gräfin Thun, jener an Güte, Geist und Stellung ausgezeichneten Dame, einst zu den auserwählten vier Frauen*) gehörend, welche jenes Kränzchen bildeten, wo Kaiser Josef ohne alles Ceremoniell wöchentlich mehrmal erschien und vergnügte Abende verlebte.

Um im Aufzählen nicht etwa bloßer Gönner, sondern wirklicher Freunde Mozart's nicht karg zu sein, erwähnen wir noch, keineswegs um den Meister, sondern um sie selbst und ihr Andenken zu ehren, die Barone von Jaquin und Gemminger, den Ritter von Keeß, die liebenswürdige Baronin von Waldstätten ꝛc. ꝛc.

Mozart, mit dem jungen Cavalier allein geblieben, fuhr fort seine Toilette zu vollenden und sagte, auf's Klavier zeigend: „Ist's gefällig, lieber Graf?"

„Ich danke, Meister, ich werde heute nicht spielen."

„Sie haben vermuthlich mehr eine kontrapunktistische Laune?"

„Wir wollen heute auch die Theorie ruhen lassen."

„Bin gar nicht böse darüber! Beliebt vielleicht eine Partie Billard? Sie sind nicht der erste meiner Eleven,

*) Es waren dies die Fürstinnen: Lichtenstein, Schwarzenberg, Lobkowitz und der Gräfin Thun.

der mit mir seine Stunde, statt am Klavier, am Billardtisch zubrachte; ich bin dort wie hier: Meister. Als der Tenorist Kelly in Wien war, hat er's erfahren; er spielte oft mit mir, konnte mir aber nie eine Partie abgewinnen."

„Ich kenne, Meister, Ihre Geschicklichkeit auch auf diesem Felde, doch möchte ich Sie ersuchen, auch darauf nicht zu dringen."

„Es fällt mir nicht ein, Ihnen Zwang aufzuerlegen, doch jetzt erst merke ich, Sie sehen heute sehr trübselig d'rein; was bedeutet das? Ist ihnen was Unangenehmes widerfahren?"

In der That bemerkte Mozart jetzt erst, daß das Antlitz seines jungen Freundes kummerschwer, daß dessen Miene eine trübselige sei.

„Es ist, wie Sie sagen, Meister!"

„Aber warum ist's so? Als Freund habe ich ein Recht, darnach zu fragen."

„Ich bin nicht glücklich."

„Sie nicht glücklich? Das Geständniß überrascht mich. Wenn schon Sie in Ihrer Situation diese Worte im Munde führen, was soll erst unsereins sagen?"

„Und doch, Meister, doch!"

„Ich fürchte, lieber Scipio, Ihre Klage ist ungegründet, oder Sie erheben Ansprüche an das Leben, Sie

hegen Wünsche, die selbst Ihren bevorzugten Stand überflügeln."

Der junge Mann schüttelte den Kopf und erwiederte: „Meine Wünsche, ach, wie bescheiden sind sie!"

„Zu meiner freundschaftlichen Theilnahme für Sie gesellt sich jetzt auch noch die Neugierde, und damit ist meine Geduld am Ende. Ich mache daher von meinem Rechte als Freund und Meister Gebrauch und wünsche, daß Sie sich mir gegenüber niederlassen — Sie da — hier ich — so, mein lieber Scipio, und jetzt fangen Sie an, die geheimen Falten Ihres Inneren zu lüften."

Die beiden Freunde saßen sich gegenüber ... der junge Graf seufzte.

„Der Anfang ist sehr wirksam!" bemerkte Mozart scherzend; „ein Seufzer zu rechter Zeit thut immer seine Schuldigkeit. Da jedoch ein Seufzer eben so gut bedeuten kann: „Mein Freund, ich habe mein Geld verspielt!" wie: „Meine Geliebte ist mir untreu geworden," so muß ich schon um eine nähere Erklärung dieses Seufzers bitten."

„Ich will Ihnen die Erklärung mit Vergnügen geben, doch müssen Sie mir versprechen —"

„Versprechen? Was denn?"

„Mich nicht auszulachen."

„Ein Unglück, welches so beschaffen ist, daß ein

Freund des Betroffenen möglicher Weise darüber lachen kann, ist kein Unglück. Sie sehen, ich hatte vorhin Recht, Ihre Klage ist ungegründet."

„Meister, urtheilen Sie nicht vorschnell, sondern hören Sie mich an: Ich liebe."

„Dieß Geständniß überrascht mich nicht; ich habe Ähnliches erwartet. Fahren Sie fort, **wen** lieben Sie? Ich bitte, sich nicht im mindesten Zwang anzuthun. Ihre Geliebte ist ohne Zweifel eine Sylphe, ein hehres Wesen, ein himmlisches Geschöpf, ein Engel! Wir verliebten Leute schauen Alle durch Eine Brille, wer immer dahinter stehen mag, jede ist ein Engel! Es ist das eine sehr wohlthätige Einrichtung der Natur."

„Sie spotten, Meister."

„Bewahre! Ihr Geständniß hat mich bloß in gute Laune versetzt."

„Indessen, Ihr Spott trifft mich nicht."

Ah! am Ende ist Ihre Geliebte nicht einmal ein Engel?"

„Möglich, daß sie gerade das Entgegengesetzte ist."

„Was soll das heißen? Sie sahen sie doch schon?"

„Nein!"

„Mindestens im Portrait?"

„Wäre dieß der Fall, wie könnte ich jenes verneinen?"

„Aber um's Himmels Willen! in was haben Sie sich denn verliebt?“

„In eine Stimme!“

„Es war aber doch eine Frauenstimme?“

„Ja! eine Altstimme.“

„Schade, Ihr Unglück wäre viel interessanter gewesen, wenn Sie sich in eine Baßstimme verliebt hätten.“

„Sie scherzen?“

„Lieber Freund, gegenüber solchen krankhaften Gefühlen gibt es nur Ein Mittel — den Scherz. Sie werden zugeben, daß mein Herz so gefühlvoll und mein Ohr mindestens empfindsam ist wie das Ihrige. Auch ich habe mich schon in Stimmen verliebt, allein es mußte jedesmal eine hübsche Sängerin dabei sein.“

„Ich habe mir die Sängerin zu dieser Stimme im Geiste geschaffen —“

„Und lieben nun ein Ideal. Ich bedauere Sie! Wie lange tragen Sie diese Leidenschaft bereits im Herzen?“

„Seit dem letztverflossenen Herbste.“

„Wie kömmt es, daß Ihr Schmerz erst jetzt so lebhaft wird?“

„Weil meine Liebe erst seit einigen Tagen bedroht wird.“

„Die Liebe zu einem Ideal wird bedroht? Neues Räthsel!“

„Der Onkel und die Tante dringen in mich, eine Gattin zu nehmen. Wie Sie wissen, hänge ich von dem Wohlwollen meiner Verwandte ab; ich muß mich erklären ... die mir bestimmte Braut ist hübsch und jung ... ich finde daher keinen schicklichen Vorwand, die Wünsche meiner Angehörigen abzulehnen. Erfülle ich sie, so vernichte ich mein Lebensglück, denn mein Herz gehört einer Andern ... widerstrebe ich, so beleidige ich meine Verwandten, die auf einen Widerstand meinerseits nicht gefaßt, die Partie bereits arrangirt haben."

„Ihre Situation, ich geb' es zu, ist keine angenehme; das benimmt mir jedoch nicht das Recht, Ihre Leidenschaft eine krankhafte zu nennen. Haben Sie der Besitzerin jener Stimme, die Sie bezaubert, nicht nachgeforscht?"

„Wohl that ich das, allein vergebens!"

„Theilen Sie mir doch das Nähere mit."

„Ich bin gerne dazu bereit. Im vorigen Herbste befand ich mich zur Zeit der Weinlese bei einer befreundeten Familie in Gräz zu Besuche. Wir wohnten draußen im Weingarten, in einem sogenannten Preßhause. In jedem dortigen größeren Weingarten befindet sich nämlich ein Landhaus, welches nebst einer mehr oder minder geräumigen Wohnung, auch für die Bereitung des Weines Kammern und zu dessen Lagerung Keller enthält. Das

Gebäude, wovon ich spreche, lag in der Mitte des Weinberges, so daß der Weg nach der einen oder der anderen Seite bis zum Fuß oder bis zum Gipfel des Berges ein gleich weiter war. Unten am Fuße der Anhöhe zog sich eine schmale Straße, die einzig und allein zur Communication durch das Weingebirge diente, und jenseits des Fahrweges erhob sich ein Nachbarberg, der so wie der unserige mit einem Weingartenhäuschen versehen war. Man brauchte wohl fünfzehn Minuten, um von einem Hause zum andern zu gelangen, allein die gerade Linie durch die Luft war eine viel kürzere, und die Nachbarsleute konnten, ohne schreien zu müssen, sich mit einander verständigen. Diese Erklärung der Ortsgelegenheit war nothwendig."

„Ich kann mir's denken," fiel der Meister dem jungen Freunde in's Wort, „denn von drüben herüber tönte in stiller Nacht, während der Mond die Berge in sein Silberlicht tauchte, ein wunderbarer Gesang—ein Gesang, ähnlich jenen Syrenentönen, welche einst die griechischen Schiffer zum Untergange lockten, so daß viele von ihnen hatten „ihr Leben nußen bußen in des Meeres Flußen". Damals kam endlich unter vielen Narren auch ein Weiser hergefahren, angethan mit Helm und Wammset, Herr Ulysses war er zubenamset. Dieser fürchtet für seine Schiffsbegleiter, die leider nicht waren sehr gescheidter,

und Herzen hatten weich wie Windel, es möchte sie verlocken das Syrenengesindel; d'rum thut er ihnen kommandiren, die Ohren mit Wachs sich zu verschmieren, er selbst geht ihnen mit gutem Beispiel vor und stopft sich zwei Pfund in jedes Ohr. Als Erster unter ihnen und am meisten wohlgeboren, hatt' er auch die größten Ohren."

Scipio lächelte.

Die Vorliebe Mozart's, in Knittelreimen zu scherzen, war ihm bekannt, er dachte daher nicht, ihm darob zu grollen, sondern sagte gutmüthig: „Sie finden sich vortrefflich in Blumauer's Ton."

„Freund, ich bin kein Blumauer und Sie kein Virgil; meine Reimerei ist keine Parodie und Ihr Weingarten-Abenteuer keine Aeneide; ich gedachte bloß, dem Gegenstande eine scherzhafte Wendung zu geben, damit die lebhafte Erinnerung das Uibel in Ihrem Herzen nicht verschlimmere."

„Sie bleiben also dabei, meine Liebe ein Uibel zu nennen?"

„Zum Kuckuk! wie kann ich auch anders? Jede Liebe zu einem Ideal ist ein Uibel. Doch fahren Sie fort. Sie erkundigten sich doch am Tage nach der wunderbaren Stimme, die in der Nacht herüberklang?"

„Wohl geschah dieß, allein die Eigenthümerin jenes Weingartens, die Witwe eines Generals, verweigerte jede Auskunft."

„Die Sängerin war vermuthlich ihre Nichte oder so was?“

„Die Familie, bei welcher ich mich befand, versicherte, daß die Generalin keine Verwandte besitze.“

„War es nicht möglich, durch Bestechung der Dienstleute . . .“

„Sie werden mir's wohl glauben, Freund, wenn ich Sie versichere, daß alle Mittel angewendet wurden, etwas von der Sängerin zu erfahren, daß aber nichts fruchtete. Außer der Generalin und ihren zwei Mägden gewahrte man drüben keine lebende Seele.“

„Am Ende,“ rief Mozart, „war eine der Mägde die Sängerin! Die Steierinnen sollen, wenn sie zufällig keinen Kropf haben, mitunter recht schöne Stimmen besitzen.“

Scipio antwortete: „Die Mägde waren erstens alt und zweitens sang die Stimme keine anderen Lieder als Mozart'sche.“

„Ah! was Sie sagen!“ rief der Meister aufspringend mit komischem Pathos; „eine Verehrerin meiner Musik? Jetzt gewinnt die Sache einen neuen Anstrich; jetzt müssen Sie mir die ganze merkwürdige Geschichte mit allen Nebenumständen noch einmal erzählen.“

„Meister, Sie sind heute fast muthwillig. Was Sie wissen, ist bereits Alles; ich brauche nur noch hinzuzufügen,

daß der Gesang nur an drei nacheinander folgenden Abenden sich hören ließ und dann nicht mehr. Ich verließ die Steiermark mit wunder Seele. Monate sind seitdem verflossen, meine Leidenschaft hat eher zu- als abgenommen, und nun soll ich auf den Wunsch meiner Verwandten meine Hand vergeben, während mein Herz anderwärts gefesselt ist."

„Armer Freund," sagte jetzt Mozart mit dem Tone wirklichen Mitgefühls; „Sie haben gefehlt, daß Sie widerstandlos eine Neigung zur Leidenschaft anwachsen ließen, die kein Ziel hat. Haben Sie die möglichen Hindernisse bedacht, selbst für den Fall, wenn Sie die Sängerin jener drei Nächte fänden? Wird ihr Stand dem Ihrigen gleichen?"

„Wo es sich um das Glück meines Lebens handelt, wird ein Geburtsunterschied für mich nie ein Hinderniß bilden."

„Vielleicht aber für die Sängerin? Ferner, ist es nicht leicht möglich, daß ihr Herz nicht mehr frei, oder gar: daß sie bereits vermählt ist?"

„Weh' mir, wenn dem so wäre!" rief der junge Mann kummervoll.

„Oder, um auch auf die boshaften Launen des Geschickes nicht zu vergessen: wenn Sie endlich die Sängerin

mit der wunderbaren Stimme entdeckten und in ihr eine hagere, dürre Zange fänden . . . ."

„Das ist nicht möglich!"

„Warum denn nicht?"

„Solche Widersprüche gibt's in der Natur nicht. Es ist möglich, daß ein häßlicher, verkrüppelter Mensch ein Instrument mit Virtuosität spielt und mit Gefühl behandelt, allein der Gesang ruht in des Menschen Seele, die Stimme ist bedingt von seiner Individualität. Die frische, kräftige Stimme, wie ich sie zu hören bekam, kann nur von einem jugendlichen Körper, von einer schönen Seele stammen."

„Hören Sie mich an, Scipio. Ich kenne Sängerinnen, die Lieder mit solchem Schmelz und Gefühl vortragen, daß man sie für Engel hätte halten mögen, und doch waren sie gefühl- und herzlose Kreaturen. Der Vortrag also, läßt sich erlernen. Eine frische Stimme bedingt jugendliche Stimmorgane, das ist wahr, allein Jugend kann ohne Anmuth, ohne Liebreiz bestehen, von Schönheit gar nicht zu sprechen."

Der Graf machte eine abwehrende Bewegung, er konnte der Wahrheit nicht widersprechen, allein er wies deren Möglichkeit in dem gegebenen Falle zurück.

Mozart dachte eine Weile nach und sagte dann: „Eigentlich streiten wir um des Kaisers Bart. In diesem

Augenblicke ist Ihre unbekannte Sängerin Nebensache und die Ihnen bestimmte Gattin die Hauptsache. Sie möchten die Verbindung abwehren, ohne den Onkel und die Tante zu indigniren?"

„Das wünsche ich, lieber Meister."

„Suchen Sie Ihre Verwandten hinzuhalten; Zeit gewonnen, Alles gewonnen!"

„Das wäre wohl auf die Dauer einiger Wochen möglich, allein was dann?"

„Diese Zeit benützen Sie zu einer Lustreise nach Gräz und forschen dort sorgfältig der Sängerin nach. Wenn ich mich nicht täusche, so ist das Ereigniß damals kein zufälliges gewesen; die Unsichtbarkeit der Sängerin, das hartnäckige Schweigen der Generalin, kurz, das Mystische der Sache sprechen deutlich dafür. Die Absicht, die man damit verband, ist mir unbekannt; vielleicht kennen Ihre Freunde in Gräz Ihre Begeisterung für künstlerischen Frauengesang und ließen Sie, auf gut österreichisch gesprochen, ein wenig aufsitzen! Kurz und gut, was auch hinter dem Schleier stecken mag, man wird jetzt in Gräz auf ein Nachforschen Ihrerseits nicht gefaßt sein und Sie können, in ein angemessenes Incognito sich hüllend, eher zum Ziele kommen. Entdecken Sie die Sängerin, so fassen Sie, den Umständen gemäß, Ihre Entschlüße; bleibt Ihre Mühe auch diesmal ohne Erfolg,

dann fügen Sie sich in's Himmels Namen den Wünschen Ihrer Verwandten und vermählen Sie sich."

„Und wenn, nachdem ich der Gatte einer Anderen geworden, mir die Sängerin erschiene ...."

„Freund! Sie geben sich Mühe, tragische Möglichkeiten zu erfinden. Wenn dieser unglückselige Fall einträte, werden Sie hoffentlich moralische Kraft genug besitzen, als Ehrenmann zu bestehen, und wenn die Freundschaft Mozart's Ihnen zum Troste gereicht, dann rechnen Sie fest darauf."

Scipio erhob sich nun ebenfalls, reichte dem Meister die Hand und sagte: „Ich werde Ihren Rath befolgen."

„Sehe ich Sie noch, bevor Sie abreisen?"

„Ja!"

„Leben Sie wohl!"

. . . .

. . . .

. . . .

Der Agent, Stephan Karlinger, war zu dem Theaterdirektor Emanuel Schikaneder gekommen, um sich bei ihm in einer schwierigen Affaire Rathes zu erholen, da führte der Zufall zur selben Stunde die Baronesse Cäcilie von Helm einher, und sie stand dem bedrängten Agenten bei.

Scipio, Graf von Teichberg kam zu seinem

Freunde Wolfgang Mozart, enthüllte ihm sein Leiden, und empfing seinen Rath.

Wird ein günstiger Zufall auch ihm ein Wesen entgegenführen, um seiner Bedrängniß ein Ende zu machen?

Dort Schikaneder, hier Mozart.

Die Frage soll bald beantwortet werden.

Siebentes Capitel.

Mozart und Schikaneder.

Dreierlei Stunden gab es, welche Schikaneder mit der Gewissenhaftigkeit einer astronomischen Sekundenuhr einhielt: erstens die Eßstunde, zweitens die Stunde eines Rendezvous und drittens jede Geschäftsstunde, von der er sich großen Vortheil versprach.

Eine solche war die, zu welcher er sich bei Mozart ansagen ließ.

Die Glocke von St. Stephan hatte die eilf Schläge noch nicht ausgeklungen, und schon trat er in die Wohnung des Freundes.

„Ihr Diener, Frau Mozartin!“ grüßte der Theaterdirektor die ihm zuerst begegnende Hausfrau.

Konstanze erwiederte den Gruß förmlich und kühl, und wies den Besuch in das Zimmer ihres Mannes.

Mozart war bekanntlich in der Wahl seiner Busenfreunde nicht immer glücklich.

Manche mißbrauchten seine Güte, seine unglaubliche Sorglosigkeit, verleiteten ihn zu leichtfertigen Handlungen und nahmen keinen Anstand, ihn förmlich zu betrügen.

Diese Schmarozer und sogenannten schlechten guten Freunde waren der viel bedächtigeren und etwas kühleren Konstanze ein Dorn im Auge, und sie suchte deren Einfluß, so viel eben in ihrer Macht lag, zu paralysiren.

Unter allen Intimitäten ihres Mannes war ihr jedoch Schikaneder der unausstehlichste; selbst der Umstand, daß ihre Schwester, Madame Hofer, bei ihm im Engagement stand, konnte sie nicht so weit zähmen, daß sie dem Gehaßten hie und da ihren Widerwillen nicht geoffenbart hätte.

Die sehr lockere Lebensweise Schikaneder's war ihr ein Gräuel; wenn ihr Gatte später als er sollte und konnte, nach Hause kam, so war es fast jedesmal Schikaneder, in dessen Gesellschaft er sich befand.

Konstanze kannte das weiche, biegsame Naturell ihres Gatten und fürchtete mit Grund die Verlockung.

Darin lag die Ursache ihres Widerwillens gegen den Direktor des Theaters im Freihause.

Mozart anderseits, lebenslustig, von der geistigen Anstrengung Erholung suchend, fand sie in der Gesellschaft dieses aufgeräumten, ganz materialistischen Na-

turells; gerieth er in den Strudel eines Vergnügens, so genoß er es mit vollen Zügen, und Schikaneder war nicht der Mann, Mäßigung zu predigen.

Der große Emanuel stiefelte also zu dem Freunde in die Stube; wie wir wissen, war dieser bereits angekleidet.

„Guten Morgen, Johannes, Chrisostomus, Wolfgangus, Theophilus Mozart!“

„So steht's in meinem Taufschein, jedoch, wie folgt, zu korrigiren: Johannes, Chrisostomus, Sigismundus, Amadeus, Wolfgangus Mozart!“ bemerkte der Meister.

„Wir bleiben also beim Wolfgang Amadé?“

„So ist's! Fürsten haben auch viele Namen und unterzeichnen nur mit Einem.“

„Und da Du ein Fürst der Musik bist ...“

„Keine Schmeicheleien, großer Emanuel!“

„Heute muß ich Dir schmeicheln.“

„Zärtlichthun kleidet den Bären schlecht.“

„Bravo! ich komme ihm schön zu thun, und er sagt mir Grobheiten. Wenn's Deine Frau wär', würd' ich's begreifen, aber Du?!“

„Bruder! um Gotteswillen, laß' mir meine Stanzerl aus'm Spiel, sonst bricht ein Donnerwetter über

Dich herein. Du weißt, vor drei Tagen, wie wir beim Schattenspieler waren ..."

„Allmächtiger! sie ist doch nicht ungehalten darüber? Etwas Unschuldigeres wie einen Schattenspieler kann es wohl nicht geben!"

„Das Schattenspiel hätt' ihr Antlitz nicht verdunkelt, wie Du jedoch weißt, haben wir uns erst um vier Uhr Morgens getrennt ..."

„Warum nicht gar! es war erst dreiviertel auf Vier!"

„Spaß' nur zu, die Nemesis wird schon über Dich kommen ..."

„Sprechen wir von etwas Klügerem, wie von dieser Person ..."

„Ich bin gespannt auf das Niegehörte."

„Sag' mir einmal, Wolfgang, was komponirst Du jetzt?"

„Allerhand um sechs Kreuzer!"

„Das soll heißen: Kleinigkeiten?"

„Wie's der Halter *) beim Thor n'austreibt."

„Gut, Du hast also Zeit; ich will Dir ein Geschäft vorschlagen."

„Ein Geschäft? Meinethalben, ich bin dabei."

*) Lokalism: Der Hirt.

„Schau' mich an, Wolfgang, und sag' mir, wie seh' ich aus?"

Mozart maß den Koloß vom Wirbel bis zur Zehe und sagte: „Du siehst aus, wie ein gemästeter Stier!"

„Und trotzdem befind' ich mich in Verzweiflung."

„Aeußerlich sieht man's Dir nicht an."

„Mein Associe Bauernfeind will kein Geld mehr hergeben."

„Dann verdient er zu heißen: Direktionsfeind!"

„Die Kasse ist leer, der Kredit beim Teufel! ich steh' auf dem Punkte, mich für ruinirt erklären zu müssen, wenn Du mir nicht beistehst."

„Ich soll Dir beistehen? Womit, wenn ich fragen darf?"

„Womit? Mit Deinem Genie, mit Deiner Kunst!"

„Erklär' Dich deutlicher."

„Schreib' eine Oper für mein Theater."

„Lieber Freund, wenn, wie Du in diesem Augenblick, wie Du sagst, kreditlos und ruinirt bist, dann gehst Du, bis die Oper geschrieben und einstudirt wird, zwanzigmal zu Grund."

„Fehlgeschossen, Freund! Es lebt Jemand in Wien, der nicht bloß meine gegenwärtigen Passiva deckt, sondern auch jene, die bis zum Herbste entstehen werden, wenn

Du Dich herbeilassest, bis dahin für mein Theater eine Oper zu komponiren."

„Ah! das läßt sich hören! Wenn sich die Sache so verhält, dann übernehme ich die Komposition."

„Was verlangst Du für die Musik?"

Mozart lachte auf und rief: „Was nützt mein Verlangen? Wo nichts ist, verliert der Kaiser sein Recht!"

„Dein Schluß ist falsch. Es kann dorthin, wo jetzt nichts ist, einmal etwas hineinkommen."

„Das heißt: die Kassa kann sich füllen. Mir ist's recht, Geld ist ein Ding, das man immer brauchen kann, und wovon ich in meinem Leben nie genug gehabt habe. Du zahlst mir also ein Honorar ..."

„Wie viel begehrst Du?"

„Hundert Dukaten *)."

„Nach Vollendung der Oper?"

„Einverstanden!"

„Du versprichst, bis zum September fertig zu sein?"

„Mein Wort darauf!"

„Wir werden die Oper miteinander schreiben."

„Oho! was soll das heißen?"

„Ich liefere das Buch —"

*) Nach Gräffer's Angabe: nur fünfzig. Seyfried verdient mehr Glauben wie Gräffer.

„Und ich komponire die Musik dazu —“

„Aber ....“

„Was, aber?“

„Du wirst dabei an den Geschmack der Wiener denken.“

„Da müßt' ich einen schönen Schmarrn zusammenschreiben.“

„Kennst Du den Spruch: Gib dem Kaiser, was des Kaisers ist ....“

„Das heißt: ich soll den Kennern und Leuten von Geschmack genügen und andererseits wieder dem großen Haufen.“

„Wolfgang, ich bitte Dich, behalte nur die eine Wahrheit im Gedächtnisse: Der große Haufe ist es, der die Theater füllt; die Gebildeten sind nur der Aufputz!“

„Gut! ich werde mir Deine Lehre hinter's Ohr schreiben. Doch, wie sieht es mit dem Buche aus?“

„Da,“ sagte Schikaneder und zog Papiere aus der Tasche; „hier bring' ich Dir den Entwurf mit und die bereits vollendeten Musiktexte des ersten Aufzuges.“

Der Leser staune nicht. Dem schreibfertigen Schikaneder bot sich keine Schwierigkeit, wenn es galt, einen Akt in drei Tagen zu vollenden.

„Du kannst Dich augenblicklich an die Arbeit machen; während Du den ersten Akt komponirst, vollende ich das Uibrige ....“

„Doch ein Wort vorher: Du wirst wohl erlauben, daß ich früher das Geschreibsel da überlese?"

„O ja! aber jetzt gleich!"

„Du geh'st mir also früher nicht vom Halse?"

„Biß ich weiß, ob Du meinen Plan billigest?"

„Stanzerl!" rief Mozart seiner Gattin durch die halbgeöffnete Thüre zu, „ich bin jetzt für Niemanden zu Hause!"

Darauf warf er sich in einen Armstuhl und sagte: „Nun, großer Emanuel, lies — aber klar, langsam und verständlich."

Schikaneder begann den Plan vorzulesen.

Mozart spielte anfangs mit der Berlocke an der Uhrkette, streifte seine Manschetten und zupfte am Jabots; später begann er sogar auf dem Stuhle hin und her zu wetzen und zwischen den geschlossenen Lippen zu summen. Wer ihn nicht näher kannte, hätte dafür halten müssen, seine Aufmerksamkeit sei keineswegs dem Vorleser zugewendet — dem war aber nicht so.

Die Handlung — zu jener Zeit das Haupterforderniß — gefiel ihm, das Mysteriöse des Stoffes fesselte ihn. Seine rege Phantasie webte bereits Tonfäden durch das Zauberbild, . durch sein Gehirn zuckte es wie elektrische Funken.

Schikaneder kam zu Ende.

„Nun, was sagst Du dazu?“

„Gut, im Ganzen recht gut; im Einzelnen wird's Allerlei zu bedenken geben.“

„Deßhalb sagte ich ja: wir schreiben die Oper miteinander. Ich kenne die Bühne und das Publikum, Du verstehst Deine Musik . . . wir Beide ergänzen uns gegenseitig und werden etwas zu Stande bringen, was gut sein und gleichzeitig gefallen wird.“

„Jetzt lies mir einmal Deine Musiktexte vor.“

Schikaneder begann zu lesen:

„Tamino:

Zu Hilfe! zu Hilfe! sonst bin ich verloren,
Der listigen Schlange zum Opfer erkoren.
Barmherzige Götter! schon nahet sie sich,
Ach, rettet mich! ach, schützet mich!“

Mozart begann zu lachen.

„Warum lachst Du?“

„Weil Dein Text gerade so anfängt, wie unser Geschäft. Du stürztest, von der Schlange „Krida“ verfolgt, herein und riefst: Zu Hilfe, zu Hilfe, sonst bin ich verloren u. s. w.“

Schikaneder lachte ebenfalls und las weiter.

Als er die Introduction beendet hatte, sagte Mozart: „Weißt Du, Freund, wie mir Deine Verse vorkommen?“

„Nun, wie denn?"

„Als wenn sie Dein Souffleur, Haselböck, gemacht hätte."

Diese Bemerkung Mozart's bezog sich auf die allgemein bekannte Thatsache, daß Schikaneder häufig aus Bequemlichkeit die metrische Ausführung der Gesangstücke seinem Souffleur überließ; seine Feinde behaupteten freilich, nicht Mangel an Zeit, sondern an Prosodie, sei daran Schuld; allein da er in seiner Vaterstadt Regensburg die Humaniora studirt hatte, überdieß ein Violinspieler war, und auch in die Komposition hineinpfuschte, so erscheint die Behauptung seiner Gegner nicht wahrscheinlich.

Uibrigens fiel es ihm nicht ein, die Neckerei des Freundes übel zu nehmen, sondern las das nun folgende Papagenolied, wozu er bemerkte: „Diesen Papageno werde ich selbst spielen, und ich ersuche Dich, sämmtliche Papagenotexte vorläufig nicht zu komponiren.

Der Meister versprach dieß und der Librettopoet las weiter.

Zu Ende gekommen, übernahm Mozart das Manuskript und sagte: „Ich werde mich unverweilt an die Arbeit machen."

„Ich erlaube mir, Dir noch etwas vorzuschlagen. Ich weiß, Du arbeitest gern im Freien. Das Frühlings-

wetter läßt nichts zu wünschen übrig; ich stelle Dir meinen Garten am Theater *) zur Disposition, Du kannst im Gartenhaus arbeiten. Du kommst Morgens hinaus, arbeitest den Vormittag hindurch, Mittags speisest Du bei mir, spielst mir Deine Komposition vor, wir besprechen uns während des Tisches, debattiren und verständigen uns."

Der Meister willigte auch in diesen Vorschlag.

Bezüglich der Rollenvertheilung machte Schikaneder wohl jetzt schon seine Angaben, allein der Kompositeur verlangte eine vierundzwanzigstündige Bedenkfrist, bevor er sich entschied.

Der Direktor fügte sich dem Begehren.

„Freund," schloß er die Verhandlung, „in Deiner Hand ruht jetzt das Schicksal des Theaters im Freihause."

„Nicht in meiner Hand," verbesserte der Meister, „sondern in meinem Kopfe, und der — hat mich noch nie im Stich gelassen."

„Die Muse der Tonkunst segne Dich!" rief Schikaneder mit Salbung, und in einem Athem setzte er hinzu: „Apropos! willst Du heute mein Gast sein?"

„Ich danke Dir."

---

*) Es wurde bereits erwähnt, daß sich im Hofe neben dem Theater ein Garten befand.

„Du versäumst ein vortreffliches Souper; ich habe vom fürstlich Schwarzenberg'schen Gärtner ausgezeichneten Spargel bekommen ..."

„Es thut mir leid; Deine Einladung kommt zu spät, ich und meine Stanzerl speisen heute bei Frau von Trattnern."

„Bei Deiner schönen Schülerin? Beneidenswerther! Und am Abend, was hast Du für den Abend vor?"

„Heute Abends will ich mich brav aufführen und daheim bleiben."

„Für solche Unterhaltung danke ich. Adieu! der Himmel bessere Dich!"

Und fort war er.

Nach kaum fünf Minuten erschien ein Commis aus dem nächsten Gewürzladen*) mit sechs Bouteillen bepackt und meldete: „Eine schöne Empfehlung vom Herrn Direktor Schikaneder; der Herr Kapellmeister sammt Ehegattin mögen sich den Tokayer wohl schmecken lassen und auf das Gedeihen der „Zauberflöte" trinken!"

„Ist der Herr Direktor noch unten im Gewürzladen?"

„Zu dienen, ja!"

---

*) Die Gewürzladen spielten damals die Rolle der heutigen Delikatessenhandlungen.

„Melden Sie ihm, daß ich gleich nachkommen werde. Stanzerl, sei so gut, die sechs Flaschen Tokayer zu übernehmen, ich habe noch einen wichtigen Gang vor; bis zwei Uhr bin ich sicher zurück.“

Damit eilte er fort — wohin? braucht nicht erst gesagt zu werden.

Ehre, dem Ehre gebührt!

Um zwei Uhr war er zurück, um mit Konstanze zu Trattner zu gehen.

Achtes Capitel.

Die Stimme aus dem Weinberge bei Gräz läßt sich in Währing hören.

Man befand sich in der Zeit, wo die wohlhabende Welt auf's Land zog.

Damals, wo man noch die Fahrt nach Baden eine „Reise“ nannte, bildeten die nahe um die Residenz gelegenen Ortschaften die beliebten Sommeraufenthalte.

Nußdorf, Währing, Weinhaus, Meidling, Dornbach, Pötzleinsdorf waren am meisten gesucht und die letzten Tage des Aprils fanden diese Ortschaften bereits mit Wienern bevölkert.

Der hohe Adel bezog seine Landhäuser, verlebte dort einige Wochen und reis'te dann mit Eintritt des Sommers in die Bäder.

Der Graf von Teichberg besaß in Währing ein sehr geräumiges Landhaus.

Scipio gedachte, die Tage vor und nach der Umsiedlung zu der angerathenen Reise nach Steiermark zu benützen, allein die Erlaubniß hiezu wurde ihm hartnäckig verweigert.

Die Frau Gräfin Tante notifizirte ihm, daß bei Gelegenheit eines Festes, welches sie am ersten Mai in ihrem Landhause zu veranstalten beschlossen, die ihm erkorene Gattin mit ihren Eltern als Gäste erscheinen würden, daher er die gebotene Gelegenheit, sich ihr zu nähern und ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, ergreifen müsse.

Der junge Mann versuchte Ausflüchte, Einwendungen; sie scheiterten an dem starren Willen der gnädigen Tante, die sich's in den Kopf gesetzt hatte, die beabsichtigte Verbindung nicht bloß zu Stande zu bringen, sondern auch zu beschleunigen.

An Trotz oder offenen Widerstand dachte Scipio noch nicht.

Eine Vorstellung, erwog er, ist noch keine Verlobung, und zwischen beiden werde ich wohl zur beabsichtigten Reise noch Zeit genug gewinnen.

Er fügte sich also in den Willen der Verwandten und tröstete sich mit dem Spruche: „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben."

Das gräflich Teichberg'sche Landhaus in Währing

zeichnete sich mehr durch seine Geräumigkeit, wie durch ein imposantes Aeußere aus.

Die Vorderfronte war ein Stockwerk hoch, die beiden Seitentrakte bloß ebenerdig.

Ein geräumiger Baumgarten mit Lauben, schattigen Alleen, Gartenhäuschen u. s. w. bildete die Zierde dieses Frühlings-Aufenthaltes.

Noch in keinem Jahre wurde das Landhaus von den drei Gliedern der gräflichen Familie mit so bewegten Gemüthern bezogen, wie dießmal.

Die Gräfin trug sich mit dem Vermählungsprojekte herum, und harrte mit Ungeduld dem ersten Mai entgegen. Scipio beschäftigte sich fortwährend im Geiste mit seiner Reise, und der Herr Graf fühlte dießmal eine brennende Sehnsucht nach dem Landaufenthalte, wo er freier und unbelauschter seinem Schönheitssinne genügen konnte, wo die Natur seinen Gefühlen zu Hilfe kam, die Schranken der Etikette fallen gelassen und die Lebensweise ungebundener sich entfaltete.

Ehe wir weiter erzählen, erachten wir es für nöthig, eine Andeutung über die bevorzugte Stellung zu geben, welche eine Kammerjungfer damals in einem sogenannten großen Hause einnahm.

Ein Sittenmaler jener Zeit überlieferte uns eine treue Skizze, die wir zu dem Zwecke im Auszuge mittheilen.

„Die Kaste der Kammerjungfern — schreibt Pezzl — ist in Wien von Wichtigkeit. Die Geheimnisse der ganzen schönen Welt geh'n durch ihre Hände, und wer die Welt nur ein bischen kennt, der weiß, welche unglaubliche Dinge durch die schöne Welt bewirkt werden.

In der Regel ist die Kammerjungfer stets die Vertraute ihrer Dame, besonders wenn diese noch jung ist. Indessen gibt es auch welche, die von ihren Frauen gleichgültig behandelt, auch wohl recht teuflisch von ihnen geplagt werden, besonders wenn sich etwa Eifersucht einmengt. In diesem Falle trennt man sich bald.

Die Wienerischen Kammerjungfern leben bequem. Die Intimitäten ihrer Dame besorgen und den Putz etwas in Ordnung bringen helfen, dieß ist ihre ganze Beschäftigung. Alle übrige Zeit bleibt ihnen, mit ihren Anbetern zu tändeln und auf den Schmuck ihres Geistes und Körpers zu wenden. Auch gibt es einige unter ihnen, die Geschmack, Witz, Grazie, Lektüre, Sentiments, sogar Philosophie besitzen, die ihren Wieland und Blumauer aus dem Kopfe hersagen und Voltaire, Petrarca und Pope in der Grundsprache lesen … Uiberhaupt haben sie gewöhnlich mehr Artigkeit und guten Ton, als die meisten jungen Fräulein, weil ihre freiere Lebensart ihnen erlaubt, mehr Menschen und Verhältnisse kennen zu lernen und sie mehr abschleifen.

Wenn sich in den großen Häusern die Dame von der Kammerjungfer bedienen läßt, so läßt sich diese wieder von dem Stubenmädchen bedienen u. s. w."

In einem Hause, wo zwei Kammerjungfern im Dienste — wir hätten beinahe geschrieben: „im Nichtsthun" — abwechselten, war es natürlich, daß sie ihre freien Stunden nach Belieben verwendeten, und daß sie zur Zeit des Landlebens sich wenig innerhalb der vier Mauern aufhielten.

Nach dieser Einschaltung wenden wir uns wieder unserer Erzählung zu.

Zum Lobe Scipio's sei es hervorgehoben, daß er, im Gegensatze zu seinem Oheim, sich nie um die Hausgenossen kümmerte.

Er ließ sich von einem jungen Burschen bedienen und komunicirte nur durch diesen mit dem Stallpersonale, wenn er ausfahren oder ausreiten wollte.

Sonst kam er bei seiner anspruchlosen Lebensweise nie in die Lage, die Dienste eines oder des andern Individuums des zahlreichen Personals zu benöthigen.

Da man im letzten Viertel des Aprilmonates den Landaufenthalt bezogen hatte, so wurden draußen die Vorbereitungen zum Maifeste unverweilt in Angriff genommen.

Eine ungewöhnliche Geschäftigkeit entfaltete sich in

allen Departements des Hauswesens. Scipio, die unschuldige Ursache aller dieser Mühen und Anstrengungen, achtete nicht darauf, wurde vielmehr, je näher der erste Mai heranrückte, immer schwermüthiger und suchte, um sich diesem Gefühle ungestörter überlassen zu können, stets allein zu sein.

Zu diesem Zwecke unternahm er häufige Ausflüge zu Fuß, verbrachte den Tag in den waldigen Bergen und kehrte erst mit einbrechender Dunkelheit heim.

Die Gräfin Tante mißbilligte dieses Herumschwärmen, doch ließ sie es, um die Stimmung für das bevorstehende Fest nicht zu trüben, einstweilen ungerügt.

Am vorletzten Aprilabende, als Scipio nach Hause kam, meldete ihm sein Diener, die gräflichen Herrschaften seien nach Wien zu Besuche gefahren.

„Schade, daß ich das nicht vorher wußte," dachte der junge Mann, „ich hätte mein Nachhausekommen darnach modulirt."

Er verfügte sich in sein ebenerdig gelegenes Gemach, dessen Fenster nach dem Garten sahen, nahm ein Buch zur Hand und begann zu lesen.

Plötzlich drangen Töne eines Klaviers zu ihm.

Scipio horchte auf — die Musik kam aus dem Gartensalon, wo, wie er wußte, ein Instrument placirt war.

Sein Interesse wurde mächtig erregt; das reine, geläufige Spiel beurkundete eben so die gute Schule, wie die fleißige Uibung; die Komposition war eine Mozart'sche.

Doch das Spiel blieb nicht vereinzelt, zu den Tönen des Instruments gesellte sich Gesang; eine Frauenstimme ließ sich hören, eine Stimme, die dem jungen Manne schon bei den ersten Tönen bis in's innerste Leben drang; die ihn erschütterte, wie wenn ein elektrischer Strahl seine Nerven durchfahren hätte — was er vernahm, war der Gesang, die Stimme aus dem Weinberge bei Gräz.

Sein Herz klopfte in raschen, vollen Schlägen, wie der Luftzug die Flamme, so fachten die Tonstrahlen die Glut seiner Seele an; Freude durchfluthete sein ganzes Wesen. Was er vor wenigen Minuten kaum zu hoffen gewagt, hatte sich urplötzlich ohne sein Hinzuthun erfüllt; die nicht gekannte Sängerin war gefunden, die Reise nach der Steiermark war jetzt überflüssig geworden.

Doch wer war sie? wie kam sie hieher in diesen Garten?

Der junge Mann, ohne sich zu besinnen, eilte hinaus auf das Gartenhaus zu.

Die herangebrochene Dunkelheit begünstigte sein Vornehmen, lautlosen Schrittes gelangte er unbemerkt bis an's Fenster.

Der Gesang drinnen dauerte ununterbrochen fort;

herausfallende Lichtstrahlen verkündeten, daß der Salon bereits erleuchtet sei.

O günstiges Geschick! jubelte es in Scipio's Seele, ich werde sie auch sehen!

Bebend vor Aufregung spähte er durch einen feinen Spalt der geschlossenen Jalousie, und sein Blick fiel auf die Scene.

Zwei doppelarmige Leuchter spendeten das Licht; eine bejahrte Frau, die er als langjährige Kammerfrau seiner Tante kannte, lehnte als Zuhörerin hinter einer Fauteil, während am Instrumente ein junges, mißgestaltetes Mädchen saß, deren Fingern das Spiel, deren Kehle der herrliche Gesang entquoll.

Das Gefühl, welches der junge Graf beim ersten Anblick der Sängerin empfand, war ein durch Enttäuschung hervorgerufener leiser Schreck, doch er währte nur Augenblicke, verschwand, um einem Gemische von Mitleid und Wohlgefallen Platz zu machen.

Es ist ohne Zweifel, daß das mißgestaltete Mädchen auf Scipio einen viel mißgünstigeren Eindruck gemacht hätte, wenn er ihr begegnet wäre, ohne ihr Spiel und ihren Gesang gehört zu haben; in diesem Momente jedoch kam ihr die Macht der Töne und des Genies — sie sang ein Mozart'sches Lied — zu Hilfe.

Von diesem Genius getragen, veredelt, verschönt,

verlor sich die abstoßende Wirkung ihres Aeußeren und der Genuß der Kunst blieb zu ihrem Vortheile ungetrübt.

So lange Spiel und Gesang währten, tauchte kein profaner Gedanke in Scipio's Seele; erst als sie endeten, frug er sich im Geiste: „Wer mag sie sein?“

Die Antwort, die sein Urtheil ihm darauf gab, machte ihn erzittern, denn wie er leicht erkannte, mußte das Mädchen der Dienerschaft seiner Tante angehören.

Zwar hörten wir Scipio seinem Freunde Mozart betheuern, ein Geburtsunterschied, ob adelich oder bürgerlich, werde ihn nie vermögen, seinem Lebensglücke zu entsagen; allein in dem gegebenen Falle handelte es sich nicht bloß, ein Vorurtheil zu besiegen, sondern von einer ausgezeichneten Stellung zur dienenden Klasse hinabzusteigen.

Dieser Gedanke erfaßte und erschütterte den jungen Mann mit solcher Macht, daß er forteilte, doch wie von unsichtbaren Banden festgehalten, schon auf dem nächsten Rasensitz kraftlos niedersank.

Der Sturm, der durch seine Seele raſ'te, läßt sich eher denken als beschreiben.

Sein erträumtes Ideal war verschwunden, und an dessen Stelle ein armes, von der Natur stiefmütterlich ausgestattetes Wesen getreten. Der Genius der Kunst trug ihn zwar darüber hinweg—doch siehe da! es stellt sich ihm

ein neues, ein unübersteigliches Hinderniß entgegen, eine doppelte Kluft, welche zu übersetzen die potenzirteste Romantik Anstand genommen hätte, und trotz dem Allen gab sich die Liebe nicht überwunden; sie wagte zwar nicht anzukämpfen, aber sie wand sich wie ein Wurm unter dem Tritt des Geschickes.

Scipio, nachdem er dem Sturme sich eine Weile überlassen, raffte sich mannhaft auf und begab sich in sein Gemach mit dem Vorsatze, alle Kraft seines Geistes gegen die Leidenschaft in den Kampf zu führen.

Eine schlaflose Nacht war die Frucht dieses Beginnens und das Resultat: eine zwar entwaffnete aber nichts weniger als vernichtete Liebe und ein körperliches Unwohlsein.

Von letzterem beschloß der junge Mann Nutzen zu ziehen.

Morgen am ersten Mai sollte das unselige Fest gefeiert werden; eine Krankheit befreite ihn einstweilen von der gefürchteten Vorstellung oder veranlaßte die Tante, das Fest zu vertagen.

Da Eines wie das Andere ihm erwünscht war, so verließ er das Lager nicht, hob das Unwohlsein zum Range einer Krankheit empor und befahl seinem Diener, den Hausarzt zu holen.

Auf die Kunde hievon fanden sich der Graf und die Gräfin bei ihm ein.

Die letztere legte mehr Indignation an den Tag wie Bedauern.

„Was soll daraus werden, mon Neveu?“ fragte sie gekränkt; „ich will so eben die Einladungen zum Feste aussenden.“

„Meine Krankheit wird wohl kein Hinderniß bilden ...“

„Ei wohl bildet sie ein Hinderniß, da Du, wie Du recht gut weißt, die Veranlassung des Festes bist.“

„Wenn dem so ist, gnädige Tante, dann bedauere ich wahrhaft ...“

„Was frommt das Bedauern? Du hättest Dich vorsehen, Deine Gesundheit schonen sollen.“

Der Graf mischte sich vermittelnd in den Wortwechsel, indem er bemerkte, jede Krankheit sei an und für sich schon eine Pein, und man solle keinen Pazienten noch mit Vorwürfen überhäufen; kein Mensch ziehe sich mit Willen ein Uibel zu, und er hege die Uiberzeugung, daß Scipio an seinem Unwohlsein unschuldig sei.

Die Ankunft des Arztes machte dem Wortwechsel ein Ende.

Als die Gräfin vernahm, daß der Neffe von einem Fieber befallen, ein paar Tage lang das Bett hüten

müsse, fügte sie sich in die Nothwendigkeit: die Einladungen zurück zu halten, das heißt: das Fest zu vertagen.

Der Zweck des jungen Grafen war damit wohl erreicht, allein seine Lage blieb unverändert, der Schmerz seiner Seele ungestillt. Stärker wie bis nun fühlte er das Bedürfniß nach Mittheilung, und er gedachte des Meisters, dem er sich anvertraut hatte, dessen Rath jedoch durch die gemachte Entdeckung überflüßig geworden war.

Durch seinen Diener erhielt er Bestimmtheit, daß Fanny — so nannte sich das mißgestaltete Mädchen — als Kammerjungfer bei seiner Tante bedienstet sei.

Der Drang, dem Freunde die neue Wendung der Dinge mitzutheilen, und die Begierde, dessen nunmehrige Ansichten zu vernehmen, bewogen den jungen Grafen, Nachmittags eine Piroutsch anspannen zu lassen und damit seinen Diener nach dem Musikmeister zu senden.

Mozart befand sich daheim und folgte unverweilt der Einladung des erkrankten Freundes.

Seelenkämpfe erschüttern den Körper mächtiger wie physisches Leiden — Scipio's Aussehen hatte in der That bereits gelitten.

Mozart ahnte wohl, daß die Leidenschaft bei dem Uibelbefinden Scipio's nicht unbetheiliget sei, und glaubte gleich nach der Bewillkommung in warnenden Worten darauf hinzudeuten.

„Ach! mein Freund," antwortete der junge Graf schmerzbewegt, „wenn Sie erst erfahren werden, was, seitdem ich Sie das letztemal sah, sich zutrug!"

„Wahrscheinlich stürmische Scenen mit Ihren Verwandten?"

Der Leidende verneinte durch eine Kopfbewegung und flüsterte nach einer Pause geheimnißvoll: „Ich habe die Sängerin aus dem Weinberge gefunden!"

„Ah!" rief der Meister auf's Höchste überrascht.

„Sie ist hier im Hause."

„Doch nicht ...."

Er wagte die Vermuthung nicht auszusprechen. Scipio übernahm es, indem er mit zitternder Stimme sagte: „Im Dienste meiner Tante!"

„Unseliger Zufall!" rief Mozart erschüttert, denn in seinem Geiste spiegelten sich rasch die traurigen Folgen des Ergebnisses.

Der junge Mann theilte ihm in wenigen Worten das Ereigniß des vergangenen Abends mit.

Mozart hörte gesenkten Hauptes und mit gefalteten Händen die Erzählung an, und rief, als sie zu Ende war: „Ach! mein armer, bedauernswerther Freund! Hatte ich nicht recht, Sie vor krankhaften Gefühlen zu warnen und die Liebe zu verdammen?"

„Theuerer Meister, als Sie dieß thaten, war es bereits zu spät!"

„Leider hatten Sie sich mir nicht früher anvertraut. Doch was nützen Klagen über das, was man versäumt; hier gilt es nachzusinnen, was zu beginnen?"

„Ach! Meister, helfen Sie, rathen Sie!"

Mozart mit jener Hingebung, die er seinen Freunden, selbst den falschen, so oft bewies, strengte seinen Geist an, um in diesem Wogendrag ein rettendes Tau zu finden.

Nach mehreren Minuten Nachdenkens zuckte er plötzlich zusammen, wie wenn einer jener unsterblichen Gedanken in ihm aufgeblitzt hätte, deren er so viele, in Tönen verdollmetscht, der Nachwelt überliefert hat.

Er glaubte den Weg zur Rettung des Freundes gefunden zu haben; der Plan, den er so rasch, wie einen Kanon im Geiste ausarbeitete, war seines Herzens, war eines Mozart würdig.

„Freund," begann er, vom Eifer, seine Idee auszuführen, durchglüht: „Sie wähnen in dem mißgestalteten Mädchen die Sängerin aus dem Weinberge gefunden zu haben? Es ist möglich, daß dem so ist, es kann aber auch sein, daß Sie sich irren ... Sie schütteln den Kopf? Ich muß Ihnen jedoch betheuern, daß mir im Leben zum Täuschen ähnliche Stimmen schon vorgekommen sind, und daß dies auch hier der Fall sein kann. Die Pflicht der Selbsterhaltung gebeut Ihnen also vor Allem, sich die Gewißheit zu verschaffen, ob die Kammerjungfer ihrer

Tante und die Sängerin aus dem Weinberge eine und die nämliche Person seien? Irren Sie sich, dann werden Sie das Thörichte Ihrer Aufregung begreifen, und die Heilung wird von selbst kommen."

„Wenn aber meinerseits kein Irrthum obwaltet?"

„Dann wollen wir auf Mittel sinnen, das Uibel zu beseitigen. Vor der Hand trachten Sie mit dem Mädchen zu sprechen, und forschen Sie es aus, ob es in vergangenem Herbste in dem Weinberge bei Gräz, bei der verwitweten Generalin u. s. w. sich aufgehalten? Die Antwort darauf warten wir ab, bevor wir irgend etwas in der Sache unternehmen."

Der junge Graf, theils um dem Freunde zu willfahren, theils weil die Möglichkeit einer Irrung in der That vorhanden war, versprach, den Rath zu befolgen.

Mozart leistete dem Kranken noch ein Stündchen lang Gesellschaft, und schied von ihm mit dem Versprechen, sobald seine Zeit es gestattete, wieder zu kommen.

Da Scipio von dem Plane, den der Meister in seinem Interesse entworfen, keine Ahnung hatte, so wußte er auch nicht, daß Mozart, statt sich aus dem Landhause zu entfernen, sich nach dem Zimmer der Kammerjungfer Fanny erkundigte und dort eintrat.

Den Zweck dieses Besuches wird der Leser sogleich erfahren.

Neuntes Capitel.

In welchem wieder einmal bewiesen wird, daß man ein Genie sein und doch einem Frauenzimmer aufsitzen kann.

Die Kammerjungfer der Gräfin von Teichberg saß, mit einer Handarbeit beschäftiget, in ihrem Zimmer, als der unerwarte Besuch erschien.

Mozart glaubte bei ihr, in Folge der musikalischen Bildung, die sie besaß, einen höheren Grad von Erziehung voraussetzen zu dürfen und richtete sein Benehmen darnach ein.

„Mademoiselle!“ begann er, „ich bin der Musikmeister Mozart, der Freund des Grafen Scipio, und befinde mich, ohne daß er davon eine Ahnung hat, Ihnen gegenüber.“

Diese Ansprache enthielt zwei Motive, welche die verkappte Baronesse in eine freudige Erregung versetzten.

Sie sah sich dem Meister, zu dessen Verehrerinnen sie zählte, gegenüber stehen, und erfuhr, daß der Meister ein Freund des jungen Grafen sei.

Die vermeintliche Kammerjungfer suchte ihr Erröthen hinter einem etwas förmlichen Knix zu verbergen, was aber gar nicht nöthig war, da Mozart den wahren Grund davon ohnedem nicht errathen hätte.

„Welchem Umstande verdanke ich die Ehre Ihres Besuches?"

„Einem sehr wichtigen, Mademoiselle! es handelt sich um das Lebensglück eines Menschen."

„Wie käme ich armes, schwaches Mädchen dazu."

„Das Schicksal," fiel ihr der Meister in's Wort, „spielt oft mit dem Glücke der Menschen, wie der Jongleur mit den gläsernen Kugeln; entfällt ihm eine, so zertrümmert sie."

„Welche Rolle spiele ich bei diesem Gleichnisse?"

„Sie, Mademoiselle, sind der harte Boden, auf dem die Kugel zerschellt."

„Herr von Mozart ... ich verstehe Sie nicht!"

Das Fräulein sprach diese Worte mit einem erheuchelten Staunen, in Wahrheit verstand sie die Aeußerung des Meisters vollkommen.

Dem aufmerksamen Leser kann es nicht entgangen sein, daß ein triftiger Grund die Baronesse von Helm be-

wog, im gräflichen Hause den Dienst einer Kammerjungfer anzunehmen; ferner, daß dabei ihr Herz im Spiele war.

Auf diesen Umstand näher einzugehen, ist jetzt noch nicht an der Zeit; er wurde nur hervorgehoben, um anschaulich zu machen, daß sie die Herrin der Situation war und recht wohl wußte, warum Mozart ihr die Rolle des harten Bodens zutheilte, der das Glück des jungen Grafen bedrohte.

Auf ihre Bemerkung, daß sie ihn nicht verstehe, versetzte der Meister: „Ich werde mich Ihnen begreiflich machen, in der Voraussetzung, daß Sie mich für einen aufrichtigen, ehrlichen Mann halten, der um das Glück seines Freundes besorgt ist, und daß Sie alle Empfindlichkeit bei Seite setzen."

Eine Pantomime der Kammerjungfer forderte ihn auf, weiter zu sprechen; er that es.

„Der junge Graf hörte im vergangenen Herbste in einem Weingarten bei Gräz — ich will mich in meiner Erzählung auf's Kürzeste fassen — einen Frauengesang, ohne jedoch die Sängerin sehen zu können. Die Stimme bezauberte ihn, seine Phantasie schuf sich ein Ideal — er liebt!"

Wäre Mozart im Geiste nicht zu sehr mit seinem Freunde beschäftiget gewesen, er hätte wehrnehmen müssen, wie die Kammerjungfer erblaßte, und um sich nicht zu

verrathen, ihre Lippen aneinanderpressend, den Athem an sich hielt.

„Wer, wie ich," fuhr der Meister fort, „den Charakter, das Temperament und den Seelenzustand des Grafen kennt, der wird bei ihm die Möglichkeit einer solchen Liebe begreifen; sie wäre indessen ohne schlimme Folgen geblieben, wenn er nicht am Vorabende jenes Tages, wo er seiner künftigen Gattin vorgestellt werden sollte, die Stimme aus dem Weinberge, oder mindestens eine ihr ganz ähnliche Stimme gehört, und diesesmal Sie als die Sängerin gefunden hätte."

Die Kammerjungfer wiegte den Kopf und sagte: „Sonderbar, in der That höchst sonderbar! Ich befinde mich erst kurze Zeit im Hause und sah den jungen Herrn Grafen kaum einmal. Man macht hier jedoch kein Hehl daraus, daß er sich weigere, die projektirte Verbindung einzugehen."

„Woran eben seine thörichte Liebe Schuld trägt."

„Mir steht es nicht zu, die Gefühle des Neffen meiner Gebieterin gut zu heißen oder zu verdammen; indessen wer auch immer die Sängerin im Weinberge gewesen sein mag, wenn der Herr Graf mich dafür hält, so wird er wohl von seiner thörichten Liebe, wie Sie es zu nennen belieben, geheilt worden sein?"

Da diese Aeußerung von dem Tone natürlicher Gut-

müthigkeit, ohne alle Beimischung von Bitterkeit oder Ironie begleitet wurde, so merkte der sanguinische Meister die Schlinge nicht und fuhr in seinem freundschaftlichen Eifer fort: „Sie irren, Mademoiselle, Sie irren! Scipio behauptet, Sie seinen die Sängerin aus dem Weinberge, und die erst gemachte Entdeckung hat ihn auf das Krankenlager geworfen."

„Ich begreife, daß mein Aeußeres und das Ideal, welches er sich geschaffen, im schreiendsten Widerspruche stehen, und daß mein Stand, meine Stellung in diesem Hause ihn unangenehm afficiren müssen; allein ich muß bekennen, daß ich es nicht fasse, wie solche Enttäuschung nicht augenblicklich seine Liebe verwischt hat."

„Seine Denkungsweise und seine Organisation weichen eben von der Gewöhnlichkeit ab. Seine Lage ist eine bedauernswerthe, und deshalb wende ich mich eben an Sie."

„An mich? Du lieber Himmel! was kann ich für ihn thun?"

„Hören Sie mich an, Mademoiselle; die Möglichkeit, ihn zu heilen, liegt einzig und allein in Ihrer Macht."

„Wie das?"

„Die ideale Liebe meines Freundes hätte, wie bereits gesagt, keine schlimmen Folgen gehabt. Naturen, wie Scipio, können sich mit einem solchen Uibel jahrelang her-

umtragen, wie bejahrte Menschen mit einem Lungenleiden. Sie lächeln? Ich versichere Sie, es ist so! Das Unglück des jungen Grafen würde besiegt werden, wenn man ihn in seinen früheren Zustand zurück versetzte, das heißt, wenn man die stattgehabte Enttäuschung verwischte."

„Wie wäre das möglich?"

„Einfach dadurch, daß Sie es von sich weisen, die Sängerin im Weinberge bei Gräz gewesen zu sein."

„Sie wissen ja nicht, ob ich es war?"

„Das gilt mir gleich! Im Falle jedoch, daß Sie es waren, erheischt es die Klugheit und die Menschlichkeit, daß Sie es Scipio gegenüber entschieden in Abrede stellen. Damit tritt sein Ideal wieder in die alten Rechte, der aufgeregte Seelenzustand wird sich sänftigen, und Ihnen bleibt das Bewußtsein, einem edeln, jungen Mann gedient zu haben."

„Die Aufgabe, welche Sie mir zutheilen, wiederstrebt nicht meinem Gewissen, ist dankbar und nicht schwer. Hoffen Sie, daß der junge Herr Graf sich dann williger den Absichten seiner Verwandten fügen wird?"

„Ich hoffe es!"

„Wie aber, wenn ihm ein tückischer Zufall, nachdem es zu spät geworden, wirklich die Sängerin aus dem Weingarten zuführte, und diese Person zufällig ein hübsches, ihm ebenbürtiges Mädchen wäre?"

„Das ist nicht möglich!“

„Ei, ei! warum soll das nicht möglich sein?“

„Weil ich durchdrungen bin, daß Sie jene Sängerin waren!“

„Oh! oh! Worauf fußt denn diese Durchdrungenheit?“

„Weil ich es keinem Zufall aufbürden kann, daß Scipio gestern das nämliche Lied zu hören bekam, wie damals im Weinberge.“

„Herr von Mozart, Sie machen sich damit ein schlechtes Kompliment! Ihre Lieder sind die Lieblingsgesänge nicht bloß zweier, sondern aller Frauen, die Sinn und Talent für Musik besitzen.“

„Mademoiselle, Sie wollen meine Ansicht wegschmeicheln.“

„In meiner bescheidenen Stellung darf ich es wohl wagen, Sie zu verehren und zu bewundern, aber keineswegs Ihnen zu schmeicheln.“

„Sie verkennen mich, Mademoiselle! ich messe den Menschen nicht nach seiner Stellung, sondern nach seinem Geiste und seiner Bildung. Es hat eine Zeit gegeben, wo ich mit sammt meiner Kunst am Bedièntentisch des Erzbischofs von Salzburg speisen mußte; ich schäme mich jener Tage nicht, ich bin doch Wolfgang Mozart geblieben—doch wir sind von unserem Thema abgekommen.“

„Halten Sie nicht dafür, verehrter Herr Meister, daß es schon erschöpft ist?"

Diese Frage machte Mozart stutzen.

In dieser Frage lag die Andeutung verborgen, oder die Bitte, sich zu entfernen, und dies fiel ihm auf.

Die Unterhaltung mit der Kammerjungfer hatte ihn zwar erkennen lassen, daß er ein Mädchen von Bildung und Verstand vor sich habe; in der letzten Frage steckte jedoch mehr, darin lag etwas Vornehmes, Aristokratisches.

Mozart prüfte das Mädchen einige Sekunden lang mit einem Blicke, und auf seinem Gesichte konnte man die Frage lesen: „Zum Kuckuk! aus welchem Brunnen schöpft die ihren Wein?"

Die beinahe einfältige Miene Fanny's täuschte ihn jedoch wieder und ließ den Verdacht in seinem Herzen nicht aufkommen; er sagte daher leichthin: „Sie haben Recht, das Thema ist erschöpft, sobald ich Ihrer Einwilligung in meinen Vorschlag sicher bin."

Die Kammerjungfer legte die Hand an das Herz und erwiederte ernst, beinahe feierlich: „Ich betheuere Ihnen, Herr von Mozart, daß ich Alles aufbieten werde, was dem Glücke des Neffen meiner Gebieterin zuträglich sein wird."

Mozart nickte befriedigt mit dem Kopfe und ver-

abschiedete sich, von dem Bewußtsein beseelt, seine Sache meisterhaft ausgedacht und durchgeführt zu haben.

Er erwog eben nicht, daß die Tiefen eines Frauenherzens unergründlicher seien, wie die des Tonmeeres, worin er aller Taucher Meister war.

Zehntes Capitel.

Scenen, in welchen eine Kammerjungfer die Hauptrolle spielt.

Nicht leicht konnte sich ein Mädchen in einer schwierigeren Situation befinden, als die Baronesse von Helm.

Erst nachdem sie sich in dem freiwillig betretenen Kreise zu bewegen anfing, erkannte sie die zahllosen Klippen, die sie zu umschiffen hatte.

Ihre Rolle legte ihr einen körperlichen und geistigen Zwang auf; sie mußte einerseits dem angenommenen Charakter treu, fortfahren, die eifersüchtige Gräfin zu täuschen; anderseits bedurfte sie der angestrengtesten Geistesgegenwart, jedes zeugenlose Zusammentreffen mit dem alten Grafen zu vermeiden, um ihm keine Gelegenheit zu bieten, seinem Wohlgefallen Worte zu leihen.

Beides war ihr bisher gelungen, allein die immer häufigeren Bestrebungen des alten Herrn ließen ein end=

liches Erreichen seiner Absicht befürchten, und die Baronesse mußte sich vorbereitet halten, ihm, ohne ihn zu verletzen, würdig zu begegnen.

Sein Wohlwollen zu erringen, ohne ihrer Ehre etwas zu vergeben, erheischte ihr Zweck.

Zu diesen beiden Schwierigkeiten gesellte sich die dritte — nämlich: Scipio.

Sie war die größte, weil dabei das Herz in's Spiel kam.

So wie der junge Graf für die Baronesse die Hauptperson im Landhause war, wurde sie es für ihn, nachdem er ihren Gesang gehört.

Zu diesen Schwierigkeiten kam nun noch eine hinzu, woran das Fräulein früher gar nicht gedacht hatte, welche sie auch zur Zeit noch nicht kannte, die aber bereits im Geheimen zu wühlen begann; diese bestand in der, durch Neid, Mißgunst, Eifersucht u. s. w. hervorgerufenen, argusäugigen Uiberwachung von Seite der übrigen Dienerschaft.

Die Eiche wurzelt fest, der Sturm vermag nicht, ihr etwas anzuhaben: da nistet sich eine Ameisenkolonie an ihrem Fuße ein, wühlt den Boden auf, und der Baum fällt.

Wer aber wagt zu behaupten, daß Weiberzungen nicht eben so emsig arbeiten, wie Ameisen?

Seit der Scene mit Mozart suchte das Fräulein,

öfter als bisher, die Einsamkeit; der Seelenzustand des jungen Grafen zwang sie zum Nachdenken; ihren Geist nach der einen Richtung sie anstrengend, vernachlässigte sie die Vorsicht nach der andern, und was sie noch lange hintanzuhalten hoffte, überraschte sie — eine Scene mit dem gnädigen Herrn.

Es war außer Zweifel, daß der alte Herr ihr einsames Dahinbrüten in den entlegentsten Partieen des Gartens erspäht hatte, und einen Spaziergang in's Freie vorschützend, durch das Hinterpförtchen zurück gekehrt war, womit er die Absicht, die Kammerjungfer allein zu treffen, erreichte.

Das Fräulein erschrak.

„Nun, kleiner Schelm!“ begann der alte Herr mit dem Tone vertraulicher Gutmüthigkeit, „wie gefallen Sie sich in meinem Hause?“

„Gnädiger Herr! bei einer Person meines Standes frägt es sich nicht, wie es ihr, sondern wie sie gefällt!“

„Ich glaube, man hat noch keinen Grund, mit Ihnen unzufrieden zu sein.“

„Dieses schmeichelhafte Zeugniß aus dem Munde meines gnädigen Gebieters läßt mir nichts zu wünschen übrig.“

„Sie scheinen viel beschäftiget?“

„Nicht daß ich wüßte.“

„Weil man Sie so selten sieht."

„Gnädigster Herr, soll das vielleicht ein Tadel sein, weil ich fast den größten Theil der Zeit im Garten zubringe?"

„Das ist wahr; allein Sie befinden sich jedesmal in Gesellschaft der Kammerfrau, und ich mag diese häßliche Person nicht leiden."

„Sie würde sich unglücklich fühlen, wenn sie es wüßte."

„Glauben Sie das nicht; sie weiß es recht wohl, doch kehrt sie sich nicht daran; sie ist die Favorite der Frau Gräfin und baut auf deren Schutz."

„Sie ist ein Muster von Diensteifer."

„Das ist wahr! ihre Dienstfertigkeit ist fast so groß, wie ihre Häßlichkeit. Um aber auf etwas Anderes zu kommen, wie befindet sich Ihre Zwillingsschwester?"

„Gnädigster Herr," erwiederte das Fräulein schelmisch, „seit ich hier weile, hatte ich noch keine Gelegenheit, mit ihr zu verkehren."

„Schade! ich wünschte sie wieder einmal zu sehen."

„Dies dürfte kaum möglich werden."

„Bah! was könnte der kleinen Komödiantin unmöglich sein? Wie gesagt, ich wünsche es."

Die Kammerjungfer lächelte und erwiederte: „Ich werde den Auftrag meines gnädigen Gebieters vollziehen

und Dero Wunsch meiner Zwillingsschwester bekannt geben."

„Thu'n Sie das!" sagte der alte Herr lachend, kniff ihr freundlich die Wange, drohte mit aufgehobenem Finger herablassend und setzte hinzu: „Ich erwarte baldigst die Antwort!" Darauf entfernte er sich.

Die Baronesse widmete in Gedanken der Mäßigung des alten Herren das gebührende Lob und verließ die schattige Stelle.

Kaum in die Baumzeile eingetreten, hörte sie sich rufen, die Gräfin verlangte nach ihr.

Es muß bemerkt werden, daß das Unwohlsein Scipio's die üble Laune der Dame in Permanenz erklärt hatte — nicht etwa in Folge mütterlicher Theilnahme für den Neffen, sondern wegen des Aufschubes, den ihr Plan erfuhr, dessen Verwirklichung ihr sehnlichster Wunsch war.

Die üble Laune der Gebieterin bekamen vorzüglich Jene zu erleiden, die um ihre Person beschäftiget waren, und zu diesen zählte natürlich die Kammerjungfer.

„Ich sehe es ungerne," mit diesen Worten wurde Fanny empfangen, „wenn ich auf meine Bedienung warten muß."

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, gnädigste Frau Gräfin! wenn Sie es ungerne sehen, werden Sie ein zweites Mal nicht mehr warten müssen. Ich wäre

sicher nicht in den Garten gegangen, wenn ich nicht gedacht hätte: Schau Fanny, um diese Stunde hat Ihro Gnaden, die Frau Gräfin, noch nie Deiner Dienste benöthiget, sie wird es auch heute nicht ... also ging ich."

„Was Sie sich gedacht hat, war grundfalsch; was durch zehn Tage nicht geschieht, kann am eilften sich ereignen ... übrigens erfahre ich zu meiner Uiberraschung, daß Sie auch Gedanken hat."

„Wenn mir gerade was einfällt, mit Dero gnädigster Erlaubniß."

„Ich hoffe, daß es nie was Schlimmes sein wird."

„O! da wüßte ich mir gleich zu helfen."

„Wie denn?"

„Unser Herr Schulmeister in Marburg gab uns mehr als einmal die gute Lehre, wir sollen, so oft uns etwas Böses einfalle, uns die Ohren verstopfen und davon laufen."

„Können denn die Kinder in Marburg das Böse vom Guten unterscheiden?"

„Wenn wir wollten, konnten wir es schon; aber wir mochten nicht immer."

Diese Person, dachte die Dame, ist zu einfältig, um kokett zu sein.

„Höre Sie mich an, Fanny! Sie hat vor einigen Abenden im Gartensalon Klavier gespielt?"

„Ich wollte mich überzeugen, ob ich das Ding nicht schon vergessen habe."

„Sie hat auch ein Lied dazu gesungen."

„O! gnädigste Frau Gräfin, ich hab' in unserer Pfarrkirche jeden Sonntag auf dem Chore gesungen, natürlich nie ohne die gnädige Erlaubniß der seligen Frau Baronesse."

„Zwischen einem Kirchengesang und einem profanen Liede herrscht ein großer Unterschied."

„Was ich neulich gesungen, war ein Lied von einem gewissen Mozart . . ."

„Die Wahl beweis't Ihren schlechten Geschmack; man singt keine Komposition von einem Menschen, der nicht in der Mode ist. Kurz und gut, ich liebe den Dilletantismus unter dem Dienstpersonale nicht; Musik und Gesang sind gefährliche Zeitvertreibe."

„Gnädigste Frau Gräfin, es hätte mir Niemand etwas anhaben können, es war ja die Kammerfrau dabei."

„Sie ist ein einfältiges Ding!" versetzte die Dame ärgerlich, „und versteht nie, worauf man hindeutet. Es bleibt dabei, ich will es nicht."

„Wenn Ihro Gnaden es nicht wollen, will ich's auch nicht."

„Hätte Sie statt des Geklimpers sich lieber im Roth- und Weiß-Auflegen eingeübt, es würde Ihr mehr

frommen. Sie besitzt auch darin wenig Geschmack; seit Sie hier ist, seh' ich aus wie eine Bauerdirne. Das Rouge muß zart aufgetragen werden, sonst wird es gemein; es muß den Anschein haben, als sei es hingehaucht."

„Dem Befehle Ihrer Gnaden gemäß, werde ich es von morgen an hinhauchen."

Diese Person, dachte die Gräfin, ist nicht mehr bornirt, sondern schon stupid.

Und laut sagte sie: „Es ist gut!"

„Gnädigste Frau Gräfin, diese drei Worte trösten mich wieder; Ihre Unzufriedenheit hätte mir den Schlaf geraubt."

„Wenn ich sage: Es ist gut! so bedeutet es, daß Sie gehen kann!"

Fanny begann heftig zu schluchzen.

„Mein Gott!" rief die Dame ärgerlich, „was fehlt Ihr denn?"

„Gnä ... dig ... ste ... Frau ... Ihre ... Unzufrie ... denheit ..."

„Ich bin nicht unzufrieden," erwiederte die Gräfin begütigend, „au contraire! ich werde Sie später mehr bevorzugen, allein Sie muß sich mehr an mich attachiren, bloß an mich, verstanden! Jetzt kann Sie in Gottes Namen gehen."

„Ich gehe und werde für Ihro Gnaden langes Leben beten.“

Damit endete die Scene.

Ein paar Tage verflossen, Scipio's Unwohlsein war beseitiget, und er dachte daran, sein, dem Meister gegebenes Versprechen zu lösen und sich die Gewißheit zu verschaffen, ob die Kammerjungfer auch die Sängerin im Weinberge bei Gräz gewesen?

Nicht ahnend, daß Mozart — freilich in der wohlmeinendsten Absicht — zum Verräther seines Herzens-Geheimnisses geworden war, überzeugt, daß Niemand im Hause das Band ahne, welches ihn zu dem Mädchen hinzog, glaubte er, sich wegen etwaiger Zeugen keinen Zwang auferlegen zu müssen und redete die Kammerjungfer im Garten an.

Mit der Maske und dem Tone herrischer Gleichgültigkeit vor ihr stehen bleibend, begann er: „In welcher Eigenschaft sind Sie hier im Hause?“

„Ich bin Kammerjungfer Ihrer Gnaden, der Frau Gräfin.“

„Seit wie lange?“

„Seit ungefähr vierzehn Tagen.“

„Wie heißen Sie?“

„Mein Name ist Fanny.“

„Sind Sie eine Oesterreicherin?“

„Ich bin aus Marburg in der Steiermark.“

„Besitzen Sie vielleicht in Gräz Verwandte?“

„Ich besitze, mit Ausnahme einer Zwillingsschwester, keine Verwandte.“

„Sie waren aber doch schon in Gräz?“

„Mehreremale! Gnädiger Herr scheinen sich für die Hauptstadt meines Vaterlandes zu interessiren?“

Scipio ließ diese Frage unbeantwortet und fuhr fort: „Wann waren Sie zum letztenmale in Gräz?“

„Auf der Durchreise hieher.“

„Und früher?“

„Zu Weihnachten.“

„Und noch früher?“

„Um Vergebung, gnädiger Herr, Sie werden wohl nicht ungehalten sein, wenn ich mir die Bemerkung erlaube, daß mir dieses Examen auffällt.“

„Ich will Ihnen den Grund davon angeben. Ich befand mich im vorigen Herbste, zur Weinlesezeit, im Gebirge bei Gräz auf Besuch. Unserem Weingarten gegenüber lag der, der Generalin von Mannsfeld, und dort war es, wo ich Sie gesehen zu haben glaube.“

„Mich? das ist nicht möglich, gnädiger Herr!“

„Sie waren also nicht dort?“

„Ich sage nicht, daß ich nicht dort war; ich behaupte bloß, daß Sie mich nicht gesehen haben können!“

„Sie hatten also Ursache, sich zu verbergen?“

„Ich läugne es nicht.“

„Sind Sie mit der Frau Generalin verwandt?“

„Wäre ich eine Verwandte der Frau Generalin von Mannsfeld, würde ich nicht die Kammerjungfer der Gräfin von Teichberg sein.“

„Sie hielten sich aber doch mit Wissen der Generalin dort verborgen?“

„Ohne Zweifel.“

„Die Thatsache ist mysteriös!“

„Ich bedauere, den Schleier nicht lüften zu dürfen.“

Auf diesem Wege, dachte Scipio, komme ich nicht weiter.

Die Baronesse dagegen sprach bei sich: Er glaubt es klug anzustellen und wollte durch eine Unwahrheit der Wahrheit auf die Spur kommen, um mir nicht verrathen zu müssen, daß mein Gesang im Weinberge seine Aufmerksamkeit erregt, und daß er ihn hier wieder erkannt habe. Vergebliche Mühe, theuerster Herr Graf! man siegt nicht, um auf das Eingeständniß, daß man gesiegt, zu verzichten!

Der junge Mann, wollte er seinen Zweck erreichen, mußte sich entschließen, der Wahrheit ihren Tribut zu zollen, und that dieß, ohne sich erst die Mühe zu nehmen weit auszuholen.

„Ich gebe zu," sagte er leicht hingeworfen, „daß ich mich in der Person geirrt — in der Stimme that ich es sicher nicht."

„Wie soll ich das verstehen, gnädiger Herr?"

„Sie sangen vor einigen Abenden im Gartensalon ein Mozartisches Lied?"

„Leider! zog ich mir damit das Mißfallen der gnädigen Frau Gräfin zu, und erhielt das Verbot, es nie mehr zu thun."

„Dasselbe Lied und die nämliche Stimme klang auch in der Weinlese vom Preßhause der Generalin von Mannsfeld zu uns herüber."

Fanny schüttelte verneinend den Kopf.

„Wollen Sie das auch in Abrede stellen?" fragte Scipio.

Die Kammerjungfer gab sich den Anschein des Nachsinnens; plötzlich, als fiele ihr die Lösung des Räthsels ein, rief sie: „Daß Sie im Weingarten Gesang vernahmen, gnädiger Herr, werde ich nicht in Abrede stellen, weil ich Unwahrheiten niemals behaupte; allein es war nicht mein Gesang."

„Dasselbe Lied, dieselbe Stimme . . ."

„Erlauben Sie mir gütigst, Ihnen das Phänomen zu erklären. Ich glaube, bereits erwähnt zu haben, daß ich eine Zwillingsschwester besitze, die mir in Allem ähn-

lich ist, nur in der äußeren Erscheinung nicht. Während ich mißgestalt bin, ist sie schlank; während die Sehstrahlen meiner Augen sich kreuzen, laufen die ihrigen parallel; kurz, ich bin häßlich, sie ist schön! Diese meine Zwillingsschwester nun besitzt eine Stimme, der meinigen täuschend ähnlich; wir sangen in Marburg abwechselnd auf dem Chore, und die jungen Herren, da man die Sängerin vom Schiff der Kirche aus nicht sehen konnte, stellten oft Wetten an, ob ich oder meine Schwester gesungen habe?"

Der Eindruck, den diese Enthüllung bei dem jungen Grafen hervorbrachte, verursachte eine Veränderung in seinem Innern, die wir weder mit einer Gefühlswendung, Umstimmung, noch mit einer Gefühlstheilung zu bezeichnen wagen. Es war von jedem etwas, ohne Eines vollkommen zu sein.

Um dies zu begreifen, muß man seinen bisherigen Herzensprozeß in's Auge fassen.

Er hatte einen Gesang vernommen, dessen sympathische Klänge ihn bezauberten; er hatte sich, um lieben zu können, ein Ideal dazu geschaffen.

Darauf glaubte er in der mißgestalteten Dienerin seiner Tante die Sängerin entdeckt zu haben.

Nicht so sehr ihr Aeußeres, als ihr Stand vielmehr erfüllte ihn mit Schrecken; doch hörte die Liebe nicht auf,

unter der Uibergewalt der Vernunft ihre Existenz geltend zu machen.

Während dieses Kampfes, wenn man das einen Kampf nennen kann, wird ihm plötzlich ein zweites Wesen im Geiste vorgeführt, dessen Gesang es eigentlich war, der ihn bezaubert hatte, welches jedoch auch äußerlich schön war.

Seine geschäftige Phantasie begann rasch an einem neuen Bilde zu weben, wozu sie aus dem Wesen der mißgestalteten Zwillingsschwester die Farbentöne holte.

Scipio dachte sich die Kammerjungfer, wie sie beiläufig ohne körperliche Mängel aussehen mochte, und bekam dadurch ein Geschöpf: halb Wahrheit, halb Dichtung, dem seine Gefühle sich zuwendeten, ohne jedoch ganz von Fanny zu lassen, die, wir möchten sagen, das Recht der Erstgeburt für sich in Anspruch nahm.

Dieser Dualismus seines Gefühls — man erlaube uns diesen Ausdruck — trübte zwar seine früher klare Situation, allein er führte die gute Wirkung mit sich, daß der Schmerz aufhörte, die Situation begann, um Alles, was wir hier sagten, in Einen Satz zu fassen, den Charakter des Dramas zu verlieren und den des Lustspiels anzunehmen.

Scipio war eine Minute nach der Aufklärung der Kammerjungfer sinnend stehen geblieben; dann, als be-

schleiche ihn ein Mißtrauen, sagte er: „Ihre Schwester weilt also in Marburg?"

„Gegenwärtig weilt sie in Wien."

„In Wien?" fragte er mit einem Tone, dem man die Freude abhörte.

„Sie langte gleichzeitig mit mir hier an."

Wenn in der Seele des jungen Mannes je ein Zweifel an die Stimmenähnlichkeit und Körperunähnlichkeit bei Zwillingsschwestern aufgetaucht wäre, so würde er durch diese Angabe verscheucht worden sein.

„Ihre Angaben," sagte er zu Fanny, „haben meine Neugierde derart erregt, daß ich wünschte, Ihre Schwester singen zu hören. Es wird Ihnen nicht schwer fallen, sie einmal zu sich einzuladen."

„Gnädiger Herr, ich bin gern bereit, Ihrem Wunsche nachzukommen, doch liegt die Entscheidung immer in dem Willen meiner Schwester."

„Sie wird sich doch nicht weigern?"

„Ich fürchte es fast! Meine Schwester befindet sich in einer Stellung, so hoch über der meinigen, daß sie nicht leicht ein Haus betreten wird, wo ihre Schwester als Dienerin weilt. Indessen ändert das wohl die Form, aber nicht die Sache. Die Gelegenheit, sie zu sehen und singen zu hören, dürfte sich wohl finden lassen, doch muß ich darüber früher die Ansicht meiner Schwester einholen."

„Thun Sie das," sagte Scipio mit einem Tone, aus dem mehr die Bitte als der Befehl herausklang.

Die Kammerjungfer verbeugte sich.

Der junge Graf grüßte sie mit einer freundlichen Geberde und ging von dannen.

Elftes Capitel.

Worin die Ameisen zu wühlen anfangen.

Die Frau Gräfin war besänftiget und versöhnt — der Herr Graf zur Geduld ermahnt — Scipio vertröstet; es trat somit für die Kammerjungfer eine mehrtägige Windstille ein.

Bei ruhigem Wetter arbeiten jedoch die Ameisen am emsigsten.

Am Brunnen im Wirthschaftshofe stehen zwei Mädchen und reinigen Putzwäsche.

Der menschliche Leib ist eine komplicirte Maschine.

Wie nun bei schadlosen Maschinen die Bewegung des einen Theils auch den der anderen nach sich zieht, so folgte auch bei den Wäscherinnen der Bewegung der Hände, das Arbeiten der Zungen.

Bei weiblichen Maschinen stehen überhaupt Hände und Zunge in unmittelbarer, inniger Verbindung; kaum

stricken oder arbeiten die Händen, so fangen auch schon die Zungen zu waschen an.

Beim Waschen scheint das nasse Element auch auf den Redenfluß befördernd einzuwirken.

Die beiden Mädchen am Brunnen, die Putzwäscherin und das Extramädchen des Hauses, waren „dicke“ Freundinnen in des Wortes figürlicher und nichtfigürlicher Bedeutung.

Beide nannten die Landstraße — eine Vorstadt Wiens — ihren Geburtsgrund, denn jeder Wiener hat einen „Grund“ zu seiner Existenz; beide alterten als Nachbarskinder, ohne die Schule zu besuchen; beide wuchsen in die Dicke statt in die Länge; beide schmachteten gleichzeitig nach Liebhabern, bis endlich das Bild der einen in dem fleißig begossenen Herzen eines Gärtners sich wiederspiegelte, während das der anderen von einem herrschaftlichen Laufer im Fluge davon getragen wurde.

Die schöne Zeit der jungen Liebe blieb jedoch bei dem Gärtner nicht lange grünend, und an dem Laufer bewahrheitete sich der Spruch: „Wie gewonnen, so zerronnen!“

Der Gram der Liebe trieb die Landstraßerinnen in das Joch der Dienstbarkeit. Hannerl, die „verlaufene“ widmete sich der Putzwäscherei, und Everl, die „entgärtnerte“ wurde ein Extramädchen.

Everl blieb immer Everl, ob daheim oder im gräflichen Hause, sie blieb sich konsequent; ihre dicke Freundin jedoch begann sich zu aristokratisiren, der Name Hannerl wurde aus dem Repertoire ihres Lebens gestrichen und Johanna an dessen Stelle gesetzt.

Wehe, wehe dem, der sie an die Hannerl erinnert hätte.

So finden wir beide am Brunnen.

„Herrgott! hat's heut' wieder eine Hitz'!" so die Everl.

„Redest Du schon wieder in einem so ordinären Ton?" ermahnte die Andere.

„Ich vergeß' mich immer."

„Zu Deinem Schaden, Du wirst's noch erfahren! Du willst doch nicht immerfort Extramädchen bleiben wollen, Everl?"

„Ach, Johanna, wenn der Gärtner kein Schlankel gewesen wäre."

„Denk' an den Treulosen nicht! nimm Dir ein Beispiel an mir und lerne verachten!"

„Ich hab' ihn aber so stark geliebt."

„Du wirst einen Andern finden und wieder lieben."

„Du hast recht; wenn man sieht, wie es um unsere schiefe Kammerjungfer zugeht, braucht unsereins nicht zu verzweifeln."

Johanna hielt im Waschen inne, sah ihre Freundin groß an und fragte: „Was sprichst Du da vom Umgehen? Wer geht um? Was geht um? Um wen geht es um?“

„Na, um die zweite Kammerjungfer geht es um?“

„Was Du sagst! Wer denn?“

„Verschiedene Personen.“

„Vermuthlich Leute aus dem Blindeninstitut?“

„Warum nicht gar! Sie haben sehr gute Augen.“

„Nicht möglich! Everl, jetzt sprich, was sah'st Du? Auch ich hab' Manches gesehen; leider Gottes reichen die Ohren nicht so weit, wie die Augen, ich mußte mich bloß mit dem Sehen begnügen.“

„Ich sah, wie der gnädige Herr ....“

„Welcher gnädige Herr, der junge oder der alte?“

„Der alte; ich sah, wie er mit der Kammerjungfer sehr lang und sehr wichtig im Garten sprach ...“

„Natürlich! der Alte macht's immer wichtig.“

„O! diese scheinheilige, bucklige Person! wer möcht' so was von ihr denken?“

„Eva, Du wunderst Dich über die Kammerjungfer; ich aber schlage meine Hände über die Männer zusammen. O nichtswürdiges Geschlecht! Von dem alten Herrn mag ich nicht sprechen, dessen Gesicht ist bereits kurz und er hat sich vermuthlich verschaut ... allein der Junge, der

sich krank stellt, weil er eine schöne Gräfin heirathen soll, und auf der andern Seite einer kreuzäugigen, schiefgewachsenen Kammerjungfer den Hof macht! Ist das nicht eine Entartung des Geschmacks, die nur durch eine zweite Sündfluth weggewaschen werden kann?"

„Er hat sich vermuthlich in ihren Gesang verliebt..."

„Oh! die abgefeimte Kokette! Und die alte Närrin, die Kammerfrau, setzt sich zu ihr in den Salon, läßt sich einfädeln und anplärren und gibt ihr eine spanische Wand ab, um ihre Eroberungen zu decken."

„Johanna!"

„Was willst Du, Eva?"

„Sag' mir, glaubst Du an Hexerei?"

„Geh', frag' nicht; wie kann ein gebildetes Frauenzimmer in unserer Zeit an Hexerei glauben?"

„Du meinst also, es wäre nicht möglich ...."

„Was wäre nicht möglich?"

„Daß die Kreuzspinne es den Männern anthun kann?"

„Eva, Du mußt solchen Aberglauben von Dir weisen. Hexen gibt es nicht! Es den Männern anthun, ist ein Unsinn, es wäre denn, daß man ihnen Hörner aufsetzt ... Ah, da kömmt das Stubenmädchen ... Wünsche, wohl geruht zu haben, Mamsell Katharina."

„Danke, Jungfer Johanna, danke!"

„Das Befinden ist gottlob gut?"

„Muß schon gut sein!"

„Das Aussehen ist prächtig ... was sagen Sie zu der enormen Hitze?"

„Die Sonne sticht, die Fliegen sind unruhig, wir werden ein Gewitter bekommen."

„Es wird ein Wetter geben; ja, ja, ich spür' es schon in allen Gliedern, ein gräfliches Donnerwetter!"

Das Stubenmädchen, nebenbei bemerkt, ein schlankes, jedoch von den Pocken unbarmherzig entstelltes Mädchen, schaute die Putzwäscherin groß an und sagte: „Jungfer Johanna, Sie machen mir eine unangenehme Eröffnung!"

„O! Mamsell Katharina, Ihnen braucht vor der Eröffnung nicht bange zu sein; das Donnerwetter, welches ich prophezeihe, wird Sie nichts angehen."

Das Extramädchen, seit der Anwesenheit des Stubenmädchens ein respektvolles Schweigen beobachtend, kicherte und machte dazu eine Pantomime, welche die Versicherung ihrer dicken Freundin bekräftigte.

„Auf wen deuten Sie also hin?" fragte Katharine neugierig.

„Auf wen denn sonst, als auf die neue Kammerjungfer."

Das Stubenmädchen schlug ein spöttisches Schnippchen und rief verächtlich: „Die arme Intriguantin!“

„Bitte um Vergebung, Mamsell Katharina; was die treibt, ist schon keine Intrigue mehr, sondern grenzt bereits an's Malitiöse. Dergleichen darf man in einem respektabeln gnädigen Hause nicht angehen lassen ... die Frau Gräfin muß es erfahren, und Abhilfe treffen, sonst kann ein ehrliches Mädchen hier nicht fortdienen. Heute wird einem alten Herrn, ich will gar nicht sagen, wer es war, ein Rendezvous gegeben; morgen einem jungen Herrn... übermorgen kommt ein Dritter an die Reihe—“

„Ist schon gekommen!“ platzte das Stubenmädchen heraus.

„Oho!“ riefen die dicken Freundinnen und hörten auf, mit den Händen zu waschen.

„Ich sah ihn selbst zu ihr in die Stube gehen.“

„Unverschämt!“

„Und wollt Ihr wissen, wer es war? Der Musikmeister Mozart war's!“

„Ein Musikmeister? Unerhört! Hat sie ihm vielleicht was vorgesungen?“

„Na, um den beneid' ich sie nicht; er hat schon Frau und Kind und ist ein armer Schlucker. Uibrigens, Jungfer Johanna, haben Sie ganz recht, die Sache darf der gnädigen Frau Gräfin nicht verschwiegen bleiben;

es handelt sich um unsere Reputation; wir Hausoffiziere müssen unsere Reputation hüten wie ein feines Spitzentuch! Unsereins besitzt ohnedem nichts als das bischen Reputation, das aber muß unangetastet bleiben. Ich werde mit dem zweiten Stubenmädchen sprechen ... die Frau Gräfin ist eine fromme, eine ehrbare Frau, sie muß Alles erfahren. Ich werd' es ihr schon heimlich beibringen ... am Tag darauf kommt eine Zweite und beklagt sich abermals, aber Alles heimlich, das wirkt mehr."

„Herrlich, prächtig! Sie können mir's glauben, Mamsell Katharina! ich habe schon lange keine Person so verachtet, wie die Kammerjungfer. Ihr Anblick thut mir weh!"

„Sie sollen von diesem Schmerz bald befreit werden. Adieu, Jungfer Johanna!"

Die Mamsell ging, die Jungfer mit ihrer Freundin fuhren fort zu waschen.

„Ist das eine eitle Person!" murmelte die Putzwäscherin, als das Stubenmädchen sie nicht mehr hören konnte; „ihr Gesicht sieht aus, als wenn der Teufel Erbsen drauf gedroschen hätte, und doch bildet sie sich ein, der Kammerdiener wird ihr treu bleiben."

Everl kicherte: „Ja, treu bleiben! das könnt' ihm noch abgehen ... wenn andere Leut' nicht wären. Wart', da kommt das Hausmädchen, d i e will i ch in die Arbeit nehmen."

Das Hausmädchen stand eine Stufe tiefer, als das Extramädchen; gerade so wie die Putzwäscherin eine Stufe unter dem Stubenmädchen stand.

Diesem Range entsprach auch die Titulatur. Die Höhere wurde von der Niedereren mit „Mamsell“, diese von Jener mit „Jungfer“ angeredet.

Die bis in die Dienststuben fortgepflanzte Etikette war dort schwerer auszurotten, als in den Salon's, weil ungebildete Menschen hartnäckiger an Aeußerlichkeiten und Vorurtheilen hängen.

Der Leser wird es uns wohl Dank wissen, wenn wir das Ameisengewühl nicht weiter verfolgen. Es genüge ihm zu wissen, daß an diesem Tage im gräflich Teichberg'schen Landhause zu Währing noch sehr viel gewaschen wurde, wobei jedoch die Hände trocken blieben.

Die Kammerjungfer ahnte die gegen sie angezettelte Verschwörung nicht, und wiegte sich in trügerischer Ruhe, bis sie daraus aufgescheucht wurde, was zu erzählen jetzt noch nicht an der Zeit ist.

Zwölftes Capitel.

Silhouetten von der Bastei.

In diesem Momente *), wo man die, um die innere Stadt Wien gezogenen Wälle, die Basteien, niederreißt, dürfte es an der Zeit sein, an ihre Verdienste, nicht etwa als einstige Schutzwehren, die sind längst anerkannt, sondern als Erholungs- und Unterhaltungsplätze zu erinnern.

Man mag, gleichviel welche Sittenschilderung Wiens, von der Theresia'nischen Epoche angefangen, in die Hände nehmen, man wird überall die Beliebtheit der Bastei, als Promenade erwähnt, ihre Vorzüge gepriesen finden.

Wir schreiben dieß nicht, um der gefallenen Größe das Wort zu reden, sondern um an ihre Bedeutung für die alten Wiener zu erinnern.

*) Geschrieben im August 1858.

Um die Zeit der beiden Aequinoctien, wo weder Hitze noch Kälte die Spaziergänger wähliger machen ... waren die Basteien besonders besucht.

Für diese beiden Perioden, heut zu Tage würde man von einer Bastei-Saison sprechen, gibt ein Sittenmaler jener Zeit sogar eine Stunden-Eintheilung für die verschiedenen Stände:

„Um halb fünf Uhr Morgens — schreibt er — erscheinen die zärtlichen Hausknechte, Kutscher, Reitknechte u. s. w. mit den geringeren Dienstmädchen aus den vornehmen und mittleren Häusern."

„Um halb sechs Uhr Lakeien, Laufer, Jäger, Leibhusaren, Handwerkspurschen &c. &c. mit Köchinen, Stubenmädchen, Extramädchen, geringeren Bürgerstöchtern."

„Gegen sieben Uhr kommen junge Bürgersfrauen, Frauen der niedrigeren Kanzleibeamten, Künstler, Hausoffiziers &c. &c."

„Zwischen acht und neun Uhr schlendern die Trinker der mineralischen Wässer, die Hypochondristen und andere eingebildet oder wahrhaft kränkelnde Leute hinauf."

„Nach zehn Uhr ist die Stunde halbadeliger Damen."

„Um halb zwölf Uhr erscheinen die Leute von den höchsten Klassen. Von dieser Stunde bis gegen halb zwei

Uhr ist an den gewöhnlichen Wochentagen die Bastei mit dem glänzendsten und volkreichsten Besuch beehrt."

„Von halb zwei bis halb vier bleibt sie meist leer."

„Nach halb vier Uhr mehren sich die Spaziergänger wieder; um diese Stunde wird gewöhnlich die liebe, noch nicht ganz reife, weibliche Jugend dahin geführt. Nach fünf kommt wieder schöne Welt dahin."

Diese Stundeneintheilung galt für die Zeit unserer Erzählung, wo die von Kaiser Josef gepflanzten Bastei-Alleen zwar noch dürftigen Schatten warfen, wo indessen schon Millany seine Kaffeehütte aufgeschlagen hatte und eine Harmonie-Musik Abends ihre Weisen ertönen ließ.

Die erwähnte Hütte stand auf dem „Paradeplatz", welchen Kaiser Josef auf dem unmittelbar vor der Burg gelegenen Ravelin, der Spanier genannt, (1805 abgebrochen) herstellen ließ.

Wir betreten den Erlustigungsort an einem lieblichen Maiabende, wo die Besucher dem vornehmeren Theile der Gesellschaft angehören.

Der Platz ist erleuchtet. Musik ertönt, die strohgeflochtenen Stühle und Bänke um die Hütte herum sind zahlreich besucht, ein großer Theil der Besucher zieht es jedoch vor, sich Bewegung zu machen und dabei den schönen Abend und die Musik zu genießen.

Der Leser ist fremd, er kennt die Persönlichkeiten

nicht, die ihm hier vor das Auge treten. Wir wollen ihn im Vorübergehen mit einigen derselben bekannt machen.

Dort die Herren um ein Tischchen gereih't, hart am Wege, wo die Spaziergänger an ihnen vorüber müssen, gehören zu den Schöngeistern Wiens, damalige Dichtergrößen, heute, mit Ausnahme eines Einzigen, nur noch den Namen nach bekannt.

Dieser Eine, der hagere Mann mit dem dürren, blassen Gesicht, mit den kleinen blinzenden Augen und dem cynischen Aeußeren ist Alois Blumauer.

Die anderen, der anspruchlose, gesetzte Ratschky; der immer hüstelnde, auf dem Stuhl herumwetzende, sich ohne Unterlaß bewegende Leon; der edle vornehme Alxinger, und endlich der kümmerliche, düstere, kleine Haschka, der indessen mit seiner feinen Nase den Umschwung der Dinge witternd, damals schon den Mantel nach rechts zu drehen begann und später in der Jakobiner-Epoche gar zum Angeber seiner eigenen Clique herabsank.

Und die Spaziergänger?

Dort der große stattliche Militär, von feinem, vornehmen Aeußeren, mit dem Wald von Haaren, den Hut unter dem Arm, graziös im Gange wie in seinem ganzen Wesen, es ist der Prinz de Ligne, der geistreiche Briefschreiber, der Bonmotist mit französischem Geist, der Mann, dessen Witz weder eine feindliche Kanonen-

kugel zu lähmen vermochte, noch — was schier entsetzlicher ist — ein in hoher Gesellschaft auf seinen schneeweißen Jabots sitzender, riesiger Floh.

Durch eine Dame darauf aufmerksam gemacht, antwortete er leicht hingeworfen: „Ah, es ist mein Favoritfloh!“

Der Prinz spaziert mit dem feinen, staatsklugen Reformer, mit Hofrath von Sonnenfels, und merkwürdiger Weise führt der letztere, der viel lieber sprach, als zuhörte, nicht das Wort, sondern de Ligne redete und zwar begleiteten begeisterte Geberden seine Worte. Wir hören sie nicht, aber wir möchten wetten, er spricht von seiner taurischen Reise, jener feenhaften, glücklichen Reise in Begleitug Kaiser Josef's, die den unglücklichen Türkenkrieg zur Folge hatte; jener Reise, wo die russische Katharina allen Zauber entfaltete, um ihre Gäste zu umstricken.

Der Prinz de Ligne erschwamm sich damals die Souveränität über einen öden Felsen mitten im Meere: kein Wunder, wenn der ritterliche Herr noch in seinen späteren Tagen von der nordischen Semiramis schwärmte.

Ein talentloser, geckenhafter Versmacher erzählt einst in Gegenwart de Ligne's, ihm habe geträumt, er sei auf dem Parnaß gewesen, wo Jupiter ihn mit den Worten: „Deine Ode ist recht gut!“ empfangen habe.

„Nicht doch," fällt ihm de Ligne ins Wort, „ich weiß besser, was Jupiter zu Ihnen gesagt hat."

„So! und was denn?"

„Allez vous en, miserable Poëte!"

Uiber den im Jahre 1804 eröffneten Wien-Neustädter Kanal spottete der Prinz: „er sei so seicht, daß nicht einmal Jemand darin ertrinken könne."

„Doch, doch!" hieß es, „es ist schon Einer ertrunken!"

„Bah!" antwortet de Ligne, „das war nur ein Schmeichler!"

Dort der große alte Herr, mit einem Hispaniarohr, noch rüstig einherspazierend, ist der pensionirte Major Friedrich von der Trenk, bekannt durch seine Magdeburger Gefangenschaft und durch die 99 Prozesse, die er in Wien durch alle Instanzen durchführte.

Welch ein Riesen-Naturell! Ein gewöhnlicher Mensch geht oft an einem einzigen Prozeß zu Grunde!

Der unter Maria Theresia und Josef malkontente Trenk, dessen „Lebensbeschreibung" in Hütte und Palast das Haus- und Lesebuch Aller war, zeigte sich bei Kaiser Leopold's Regierungsantritt versöhnlicher und hielt als Ständemitglied bei Gelegenheit der Erbhuldigung eine höchst loyale Rede.

In diesem Momente, wo er vor Millany's Caffée

auf- und abspazierte, mochte er freilich nicht ahnen, daß er drei Jahre später in Paris, wo man eben Menschenköpfe mäh'te, als geheimer Agent verhaftet und guillotinirt werden würde. *)

„Gott zum Gruß!“ ruft Trenk einem, ihm entgegenkommenden Manne zu, der in der Mitte der Vierzig stehend, schon durch sein Aeußeres eine exentrische Natur verrieth: „was macht der österreichische Rousseau auf der Bastei?“

Diese Frage, oder vielmehr die dem Manne beigelegte Bezeichnung frappirt den Leser: wer mag es sein?

Die Wenigsten werden sich auch nur des Namens erinnern, seiner Schriften sicher Niemand.

Armand Berghofer war Lehrer der deutschen Sprache an der Hauptschule zu Steyer in Oberösterreich, dann Direktor, doch nur kurze Zeit; er war wie Trenk allezeit malkontent.

Er selbst fatirte sich als „Naturmensch“ — Wieland nannte ihn den österreichischen Rousseau.

Diese Titulatur entzückte ihn noch im 80. Lebensjahre, obwohl die „Rousseaus“ anno 1825 nicht zu den erlaubten Personen gehörten.

Er schrieb „Empfindungen aus seinem Leben“ und

*) Im Juli 1794.

„Briefe zu den Empfindungen“ (Wien 1774) 2c. 2c. Bei einer zweiten Auflage seiner sämmtlichen Schriften setzte er auf's Tittelblatt: „Zweite veränderte und verbesserte Auflage.“

Berghofer war Denker, Philosoph, Hyper-Philantrop, wie man es damals nannte; heute würde man ihn einen Socialisten heißen.

Sogar in der Blüthezeit der Josephinischen Periode schrieb einer seiner Lobpreiser von ihm: „Er ist im eigentlichsten Verstande ein philosophischer Sonderling, dem es unstreitig besser gehen würde, wenn er von seinen etwas überspannten Grundsätzen hie und da abgehen wollte.“

Berghofer, in Dürftigkeit lebend, war schon 1784 quiescirt; er hatte sein Direktorat aus eigenem Antriebe niedergelegt und das diesfällige Gesuch lautete:

„Excellenzien und Gnaden!

Ich bitte um die Erlaubniß, daß ich aufhören darf, zu sein . . . .

Ihr . . . . . gehorsamster Diener

Armand Berghofer.“

Trenk und Berghofer waren gute Bekannte, und der Letztere erwiederte auf die Frage: was er auf der Bastei mache?

„Ich genieße die Thorheit der Menschen!“

„Uiber die Quantität werden Sie sich nicht zu be-

klagen haben," versetzte Trenk; „die Qualität ist jedoch nicht geeignet, Einen fett zu machen."

„Wer hat Ihnen gesagt, daß ich fett werden will?"

„Mit Ihrem Talent könnten Sie es, wenn Sie die Saiten weniger straff spannen würden."

„Und dazu rathen Sie mir, der Verfasser des „mazedonischen Helden"?"

„Sie werden am Ende gezwungen sein, nachzulassen. Man wird, was Sie schreiben, zum Druck nicht zulassen."

„Dann setz' ich auf den Titel: „Verbotene Schriften" und laß' es draußen anonym drucken*)."

„Glauben Sie sich damit Freunde zu erwerben?"

„Ich habe längst auf die Freunde verzichtet; ich bin mir selbst gut genug! Sprechen wir von Interessanterem: was sagen Sie zu den Vorgängen in Frankreich?"

Von dieser Stelle an begann ihre Unterhaltung eine vertrauliche zu werden. Der pensionirte Major und der quiescirte Schuldirektor verloren sich gegen die Augustinerbastei.

Zwei andere Männer, Arm in Arm daherschlendernd, ziehen unser Augenmerk auf sich.

Der Eine, der Bücher-Antiquar Klopstock, leib-

*) Geschah auch wirklich mit zwei Bänden, die anno 1800 unter dem Titel: „Verbotene Schriften" in Straubing erschienen.

licher Bruder des Messias-Sängers; der Andere, mit dem sehr ordinären Aeußeren, der Kunsthändler Löschenkohl.

Dieser als Geschäftsmann ein Glücks-, jener ein Pechvogel und obendrein auch noch Sonderling; zuletzt besorgte er Druckkorrekturen und kleine Schreibereien. Löschenkohl benützte ihn zu einer Art von Sekretär.

Das merkwürdigste an Klopstock war, daß er seine Schreibfedern nie bei schönem Wetter schnitt, sondern wenn es stürmte und regnete. Zu solcher Zeit pflanzte er sich baarhäuptig hinaus auf die Gasse, über ein Rinnsal, spreizte wie der rhodische Koloß die Beine auseinander, damit die Fluth durchrausche, wobei seine weißen Zwirnstrümpfe ein erbärmliches Aussehen bekamen, hielt die Feder hoch in die Luft und schnitt mit der behaglichsten Ruhe daran.

Löschenkohl, verständig, ein industriöser Kopf, aufgeräumter Patron, wenn er zufällig gesund war, galt den damaligen Wienern als Zeitungsschreiber in Bildern.

Er illustrirte die geschichtlichen Ereignisse, seine kolorirten Zeitbilder waren potzjämmerlich, aber sie wurden gekauft, denn sie behandelten die allerjüngsten Ereignisse.

Gestern hielt der marokkanische Gesandte seinen Einzug, heute hängt er schon bei Löschenkohl am Kohlmarkt;

im Juli, hieß es, werde Blanchard im Luftballon aufsteigen — man kann überzeugt sein, daß die Ansicht davon schon im Mai gezeichnet wurde.

Während Robespierre in Paris noch Reden hielt, hatte ihn Löschenkohl am Kohlmarkt guillotinirt.

Und der geniale Bilderhändler war nicht einmal Prophet.

Auf Löschenkohl's Bildern waren die Franzosen lauter zaundürre, ausgehungerte Lumpen — Löschenkohl war Patriot.

Merkwürdig waren auch seine satyrischen Bilder.

Eines zeigt einen französischen Reiter.

Das Pferd hat den Kopf des Reiters, und der Pferdekopf, ohne Zügel, sitzt auf des Reiters Schulter.

Darunter stand geschrieben: „Der Franzos, das dumme Roß, ist zügellos!“

Bei dem Tode des Herzogs von Orleans gab er ein Bild heraus, welches den Herzog auf dem Sterbebette darstellte. Der Teufel brachte ihm eine Arzneiflasche, worauf zu lesen stand: „Trink, Orleans, es ist Blut!“

Der Leser wird sich mit diesen Proben wohl begnügen.

Genug der Revue, dort nah't Mozart, den wir heute nicht mehr aus dem Auge lassen wollen; wir entsagen daher, die Andern weiter zu verfolgen.

Der Meister ist nicht allein; er geht zwischen zwei

Freunden: der Eine ein Greis, der Andere ein junger Mann, beide liebenswürdig, beide Jünger der Muse, welche unsern Wolfgang zu ihrem Lieblinge erkor; beide würdig, seine Freunde zu heißen.

Der Greis war der Hoforganist Albrechtsberger, und der junge Mann, damals erst fünfundzwanzig Jahre alt, war der Kapellmeister am Schikaneder'schen Theater und Mozart's Schüler — Süßmayer.

Wenn drei Männer, wie die genannten, zusammen spazieren, so kann man überzeugt sein, daß ihr Gesprächsstoff musikalischer Natur ist.

Eine Erscheinung des Tages, die blinde Kirchgäßner, hatte auf der Harmonika konzertirt, und Mozart fand sich durch ihr Spiel so angeregt, daß er für sie ein Quintett komponirte (Flöte, Oboe, Bratsche, Violoncell und Harmonika), welches sehr gefiel und von der Blinden noch viele Jahre später mit außerordentlichem Beifalle vorgetragen wurde.

Der greise Hoforganist sprach von der eigenthümlichen Klangwirkung der zusammengestellten fünf Instrumente, und er, so wie Süßmayer erwarteten die Ansichten des Meisters zu vernehmen; denn wenn auch Mozart erst fünfunddreißig und Albrechtsberger bereits zweiundsechzig Lebensjahre zählte, so unterordnete sich der Letztere doch

willig und gerne dem Ersteren: das Talent huldigte mit Vergnügen dem Genie!

Doch siehe da! Mozart, der sonst Kennern gegenüber gerne von seiner Kunst sprach, der in Gesellschaft von Freunden nie zögerte, die Schätze seines Geistes zu enthüllen, Mozart blieb heute wortkarg, nachdenkend, in sich versunken, obwohl die Kirchgäßner das zweite Thema war, welches Süßmayer in den Kreis der Besprechung zu ziehen versuchte.

Er wie Albrechtsberger hatten wohl gleich die Verstimmung des Freundes erkannt, doch wähnten sie, durch das Interesse, welches die Kunst ihm stets einflößte, sie verscheuchen zu können — umsonst! der Meister blieb einsilbig, wie bisher.

„Wolfgang," begann jetzt der Hoforganist, „Du bist zerstreut, Du antwortest nicht, nimmst keinen Theil an unserer Unterhaltung, das hat bei Dir was zu bedeuten ... Was fehlt Dir? Bist Du unwohl?"

Mozart verneinte durch eine Kopfbewegung.

„Drückt Dich eine Sorge?"

Der Meister murmelte: „Ich trage fünfundzwanzig Dukaten in der Tasche, wie könnte da eine Sorge aufkommen?"

„Der Ton Deiner Antwort läßt mich noch Schlim-

meres befürchten. Wenn Wolfgang Mozart so viel Goldstücke besitzt und trotzdem einen solchen Miserere-Ton anschlägt, dann ist er krank oder unglücklich!"

„Miserere!" murmelte der Meister, und sprach das Wort aus, als suche er eben Töne, um es Einem, der es nicht verstand, durch den Klang zu verdeutschen.

„Ah! ich glaube zu errathen!" sagte jetzt Süßmayer; „Mozart komponirt eine neue Messe."

„So rede doch!" drang Albrechtsberger in ihn; „was ist vorgefallen? Oder sind wir nicht mehr Deine Freunde?"

Mozart ergriff eines Jeden Hand, drückte sie mit Wärme und sagte: „Nehmt den Weg nach einer entlegeneren Bastei; die Einsamkeit thut mir heute wohler, dort will ich Euch den Grund meiner Mißstimmung mittheilen."

Man schlug die Richtung gegen die Kärnthnerthor-Bastei ein — das Kleeblatt beobachtete ein fast unheimliches Schweigen, bis Mozart an der angegebenen Stelle angelangt, das Wort ergriff.

„Vor einigen Tagen," begann er, „als ich eben im Fortgehen aus meiner Wohnung begriffen war, trat ein Fremder zu mir in die Stube und übergab mir ein Schreiben.

Ich öffnete es, sah nach der Unterschrift — es hatte keine. Ich begann zu lesen, fand einen schmeichelhaften Eingang und darauf die Anfrage, ob ich geneigt wäre, ein Requiem zu komponiren, welches Honorar ich dafür fordere und binnen welcher Zeit mir dessen Vollendung möglich sei?

Ich hieß den Boten sich niedersetzen, theilte meiner Stanzerl den sonderbaren Antrag mit und frug sie um ihren Rath, ob ich ihn annehmen solle?

Meine Frau wollte vorher meine Ansicht hören.

Ich wünschte wohl, mich einmal auch in diesem Genre zu versuchen, antwortete ich; da, wie Du weißt, der höhere Styl der Kirchenmusik von jeher mein Lieblingsstudium war.

Stanzerl stimmte mir bei und wir frugen den Boten, wer der Besteller sei?

Dieser zuckte geheimnißvoll die Achseln und sagte: Ich bin nicht ermächtiget, ihn zu nennen.

Ich sah meine Stanzerl bedeutungsvoll an... sie mich ebenfalls.

Macht nichts! sagte sie hierauf; antwort' nur, wir werden ja sehen!

Wir waren Beide geneigt, das Ganze für eine Mistyfikation zu halten.

Ich setzte mich denn auch hin und sagte die Komposition des Requiems für den Preis von fünfzig Dukaten zu, band mich jedoch bezüglich der Vollendung an keine Zeit und verlangte den Ort zu erfahren, wohin ich die Partitur nach deren Beendigung zu senden habe?

Der Bote ging.

Heute Morgens trat der Geheimnißvolle wieder in mein Arbeitszimmer—und stellt Euch mein Erstaunen vor: er übergibt mir das ganze bedungene Honorar, dazu einen Brief des Inhaltes, daß meine Forderung eine zu billige gewesen; man werde mir daher bei der Uiberlieferung des Werkes einen beträchtlichen Zuschuß einhändigen. Bezüglich der Vollendungsfrist möge ich mir keinen Zwang anthun und der Komposition die nöthige Muse widmen; die Mühe, den Besteller zu erfahren, werde eine vergebliche sein, ich möge sie mir daher ersparen."

Da Mozart hier inne hielt, fragte Albrechtsberger: „Bist Du zu Ende?"

Mozart versetzte mit Schwermuth: „Ich bin beim Requiem angelangt... ich bin zu Ende!"

„Ich fasse Dich nicht! Was findest Du an dem ganzen Vorfall auffallend, sonderbar? Irgend ein reicher Mäcen bestellt eine Komposition..."

„Ein Requiem!" verbesserte Mozart.

„Ob Requiem oder Messe oder sonst was! es ist eine Komposition; der Mäcen kennt Deine Verhältnisse und sendet Dir das Honorar im Voraus!“

„Wozu aber das Geheimnißvolle?“

„Bah! Dein Verehrer ist ein wenig exentrisch . . .“

„Verehrer, sagst Du? Vielleicht ist er einer meiner Todfeinde?“

„Wolfgang, ich bitte Dich, gib die Idee von Todfeinden auf, damit sie nicht fix werde. Du besitzest Feinde, wo hat je ein großes Talent ohne solche gelebt? sie sind jedoch nicht Deine persönlichen Feinde, sondern Feinde Deiner Kunst.“

„Das bekomme ich von Euch Allen zu hören.“

„Weil es die Wahrheit ist, und weil diese allein vermögend ist, die gefährliche Idee zu zerstören, bevor sie zum Wahn wird, der wie ein giftiger Wurm Dein Gemüth zerfressen würde. Deine Feinde hassen Deine Schöpfungen, weil sie unter der Wucht des gigantischen Geistes sich erdrückt fühlen; sie wissen aber recht wohl, daß es jetzt eine Thorheit wäre, den Menschen Mozart zu tödten, nachdem sein Genie sie Alle bereits niederschlug. Glaub' mir, Wolfgang, es ist nichts! Womit Du Dich herum quälst, ist ein Phantom; ich beschwöre Dich bei Deiner Kunst, für die Du lebst und stirbst, entschlage Dich der unseligen, schwarzen Gedanken. Räthselhaft, in

Wahrheit räthselhaft ist es, daß ein Mann, dem die Natur den Stempel der Lebenslust und der Heiterkeit auf die Stirne gepreßt, dessen Kunst seinem Naturell conform — daß ein solcher Mann sich plötzlich einer ungerechtfertigten Schwermuth hingeben will, um seine physischen und geistigen Kräfte in Grübeleien und Phantasien aufzuzehren. Ermanne Dich, Freund! Deiner harrt die Oper, die Du begonnen; arbeite sie fertig, dann nimm das Requiem zur Hand. Die Welt erwartet die Schöpfungen Deines Geistes, befriedige sie, denke an Deinen Ruhm, an Deine Unsterblichkeit."

Mozart raffte sich zusammen, drückte dem Freunde die Hand und sagte: „Ich kann Dir das schmerzliche Gefühl, welches mich seit heute morgens beschlich, nicht beschreiben. Mir war's, als hätt' mit diesem Requiem der Tod sich bei mir angemeldet."

„Wolfgang! um Gott, was sprichst Du?"

„Ruhig, Freund! nur ruhig; es ist nichts mehr, ich fühl' mich wieder frei von dem Schmerz; ich bin der Idee losgeworden und denk' nun bloß an die Arbeit. Er kommt noch nicht, es ist noch nicht an der Zeit ..."

„Wohin nimmst Du jetzt den Weg?"

„Hinab in die Kärnthnerstraße. Ihr geht doch mit?"

„Wir begleiten Dich nach Hause."

„Was fällt Euch ein! jetzt schon nach Hause gehen?... Wir wollen zusammen einen vergnügten Abend verleben, wir gehen zur silbernen Schlange!"

So war ein Bierhaus in der Kärthnerstraße beschildert, wo der Meister fleißig zu Gast erschien.

Sie gingen zur silbernen Schlange.

Ende des ersten Bandes.

Prag, Druck von Jarosl. Pospíšil.

Album.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Herausgegeben
von
J. L. Kober.

Vierzehnter Jahrgang.
Neunzehnter Band.

Die Zauberflöte.
II.

Prag, 1859.
Kober & Markgraf.
(Früher: J. L. Kober.)

Die Zauberflöte.

Komischer Roman

von

Eduard Breier.

Zweiter Band.

Prag, 1859.
Kober & Markgraf.
(Früher: J. L. Kober.)

Inhalt.

Die Zauberflöte.

Zweiter Theil.

Erstes Capitel.

Theaterdirektor und Kompositeur.

Der Frühlings-Vormittag ist angenehm, die Sonne leuchtet und erwärmt, ohne zu glühen. Im Frühjahre verklärt sie die Erde, wie die reine Liebe den Menschen; im Sommer aber wächst sie zur Leidenschaft an, sendet glühenden Brand herab und zieht Gewitter und Stürme nach sich.

Im Garten, nur wenige Schritte vom Theater im Freihause entfernt, sitzt Mozart im Gartenhäuschen und arbeitet.

Um ihn herum liegen kleine Notenblättchen, darauf kurze Skizzen gefesselter Gedanken, die aufgeblitzt waren in seinem Gehirne wie der Funke aus elektrischer Maschine, und die er nun mit der Ausarbeitung, welche er im Geiste fertig bildete, niederschrieb, ohne daß das Gesurre in dem großen Hause oder sonst ein Geräusch ihn zu stören vermocht hätte.

Im Theater darneben war eben Probe; mancher und manche von den, dem Meister befreundeten Mitgliedern hätten sich gerne zu ihm gedrängt, um eine oder die andere Andeutung über die neue Oper zu erhaschen; allein Schikaneder war vorsichtig; er suchte den größten seiner Arbeitsleute aus und stellte ihn als Wächter zur Gartenthüre, damit er den Eintritt in das Paradies Jedermann verwehre.

Wie emsig, fleißig und rasch der Kompositeur schreibt!

Er bedarf keines Instrumentes; was er aufzeichnet, hört er im Geiste klingen, tönen und schmettern; die Wirkung seiner Komposition ist ihm klar, auch ohne sinnlichen Eindruck.

Fünf Stunden lang sitzt der fleißige Künstler bereits und schreibt und dichtet; da tritt plötzlich der strenge Herr Direktor an das Gartenhäuschen, bleibt am Eingange stehen und ruft hinein:

„Ob's Dir recht oder lad is *) — jetzt hör' auf,
Ich sag': Punctum satis — Streusand d'rauf!"

Und ungereimt setzt er hinzu:

„Zwölf Uhr ist's! der Kopf hat seine Schuldigkeit gethan, jetzt wird der Magen eingespannt!"

---

*) Ob es Dir leid thut.

„Schon zwölf?“ rief Mozart; „unglaublich, wie die Zeit verrinnt!“

„Ich wünsche, daß sie dem Publikum beim Anhören der Oper so schnell vergehe, wie Dir beim Schreiben. Thomas!“ — so hieß der Wächter an der Gartenthüre — „die Schreibereien zusammenpacken — Dintenzeug herunten lassen — das Andere hinauftragen — auf den Tisch im Klavierzimmer legen — keine Papierfleckel verlieren, oder der Thomas wird arquebusirt.“

Nach diesem Kommando hängte sich der große Emanuel in den Arm des kleinen Wolfgang und spazierte mit ihm über den Hof, hinauf in den ersten Stock,

„Nun, Freund, wie bist Du mit Dir zufrieden?“

„Ich hab' an mir nichts auszusetzen,“ antwortete Mozart; „ich bin ein perfekter Billardspieler, ein graciöser Tänzer, der seinem Meister Vestris Ehre macht, ein Kompositeur, der seinen Bach und Händel in den kleinen Fingern und im Kopf herumträgt, und endlich, damit mir ja keine Tugend abgehe, bin ich der musterhafteste Ehemann ....“

„Innerhalb Deiner Wohnung,“ fiel ihm Schikaneder ins Wort, „einverstaden! Doch Du bist meiner Frage ausgewichen; wie steht es mit der Zauberflöte? Laß' hören, was Du heute zu Papier gebracht, denn komponirt war es sicher schon früher.“

Mozart lachte, setzte sich an's Klavier, der vorsichtige Direktor schloß Thür und Fenster und mahnte: „Nicht zu laut, Freund, es könnt' wo ein Italiener stecken."

Mozart begann nun, im Spiel und Gesang der anempfohlenen Vorsicht sich befleißigend, Tamino's Arie: „Dies Bildniß ist bezaubernd schön," zu singen.

Schikaneder in seiner riesigen Größe stand vor ihm, ohne sich zu regen.

Wie ein Kavallerieroß, wenn es Trompetenschall hört, spitzte er die Ohren und horchte.

Als der Kompositeur zu Ende war, rief er begeistert: „Mozart, Mozart! Du bist ein .... Du bist ein .... ein Mozart! Deine Arie ist wie „Mein Bildniß" bezaubernd schön. Sie bleibt steh'n, wie Du Sie geschrieben hast; keine Note darf wegbleiben."

„Du bist also zufrieden damit?"

„Ich bin entzückt, bin hingerissen! Merk' Dir's, Freund, ich habe Hunger, daß ich kaum stehen kann, und Deine Komposition hat mir sogar in diesem Zustande gefallen — einen giltigeren Beweis für ihre Vortrefflichkeit gibt es nicht!"

„Versuchen wir's weiter, vielleicht feiere ich heute noch einen Sieg über Deinen Hunger."

„Was hast Du ferner niedergeschrieben?"

„Das Duett zwischen Pamina und Papageno: Bei Männern, welche Liebe fühlen, fehlt auch ein gutes Herz nicht."

„Laß es hören, Bruder, laß es hören!"

Mozart producirte nun seine zweite vormittägige Komposition.

Da Schikaneder, wie bereits erwähnt, die Rolle des Papageno für sich auserſehen hatte, widmete er dieser Piece eine, wo möglich noch größere Aufmerksamkeit.

Nachdem der Kompositeur das Duett zu Ende gespielt, sagte der Theaterdirektor: „Bravo! schön! vortrefflich! aber, weißt Du was, lieber Bruder, wir werden jetzt zu Tische gehen."

„Das heißt mit andern Worten," rief Mozart lachend, „das Duett gefällt Dir nicht."

„Wir werden darüber bei Tische weiter sprechen."

Im Gemache nebenan war servirt und zwar nur für zwei Personen, was sonst bei Schikaneder, der gerne in Gesellschaft speis'te, nicht der Fall zu sein pflegte, wozu ihn aber, während Mozart die Zauberflöte komponirte, die Vorsicht zwang, da während der Tafel über die einzelnen Musik-Nummern debattirt und konsultirt wurde, und die Melodien vor Diebstahl geschützt bleiben mußten.

Die Freunde setzten sich an den Tisch und ließen sich es schmecken.

„Nun, großer Emanul! was hat man an dem Duett auszusetzen?"

„Nur nicht so hitzig, wir sind erst bei der Suppe. Ich hab' mir sagen lassen, daß die Suppe keine, bei allen Völkern übliche Speise ist, und ein Gelehrter behauptet, daß einst jene Völkerschaften, welche keine Löffel kannten, die Suppe trinken oder austunken mußten."

„Um diese Entdeckung zu machen, braucht man eben kein Gelehrter zu sein!" lachte Mozart.

„Als ich in Nürnberg die Direktion führte, zeigte man mir ein Kochbuch vom Jahre 1691, in welchem die Recepte für 117 verschiedene Suppengattungen verzeichnet waren."

„Unser Salzburger Kochbuch vom Jahre 1717," replicirte Mozart, „4 Bände in Quarto stark, enthält Rezepte für 281 Fleisch- und 136 Fasten-Suppen . . . Doch was ist's mit dem Duett?"

„Salomon der Weise sprach: Alles hat seine Zeit."

„Seit wann haltest Du es mit Salomon?"

„Seit ich zufällig erfahren habe, daß er der glückliche Gatte von 3000 Weibern gewesen. Nun, was sagst Du zu den Zuckererbsen mit der gebackenen Gansleber? Die Zuckererbsen sind ein Präsent des Lichtenstein'schen Gärtners und die Leber stammt von einer jüdischen Gans.

Apropos! weißt Du, warum unsere Vorfahren das Gemüse ein „Muß" nannten?"

„Nun, warum denn?"

„Weil sie bloß Mehlspeisen gerne aßen; wenn nun Gemüse auf den Tisch kam, nöthigten sie einander: Du, muß essen!"

„Der Spaß stammt wieder aus Deiner Fabrik; was aber ist's mit dem Duett?"

„Richtig! das Duett! meinethalben, beschäftigen wir uns damit. Deine Musik, Freund, ist schön, ja sogar prächtig. Wenn Du mir garantirst, daß das Publikum bei der Aufführung der Oper aus lauter Albrechtsberger, Jaquin, Vogler, Lichnowsky ꝛc. ꝛc., kurz aus lauter Musikkenner bestehen, so läßt Deine Musik nichts zu wünschen übrig; weil es aber hinterm Ofen, das heißt auf der Galerie auch Leute gibt, die gerne Müsik hören, ohne daß sie von ihren innern Schönheiten einen Begriff haben…"

„Kurz und gut," fiel ihm der Kompositeur gutmüthig in's Wort, „die Musik zum Duett ist Dir zu gelehrt."

„So ist's, Brüderl!"

Mozart nahm die Skizze und zerriß sie.

„Wart'," rief er, „wir wollen gleich was Anderes aufsetzen."

Und schon saß er im Nebenzimmer und warf mit flüchtiger Hand Notenköpfe auf's Papier.

Während dem fuhr Schikaneder fort, Zuckererbsen mit Gansleber zu speisen.

„Da ist's," rief der Kompositeur nach einigen Minuten und begann die hingeworfene Melodie zu singen.

Der große Emanuel kniff dem Freunde die Wange und sagte: „Du beutelst die Melodien aus dem Aermel; weil Du aber gar so schön beuteln kannst, so beut'l zu, Brüderl; die zweite Musik geht schon mehr in's Ohr als die frühere, allein für meine olympischen Götter ist sie mir doch noch zu künstlich. Schau', ich denk' mir die Melodie zu diesem Text ungefähr so . . ."

So sprach Schikaneder und trällerte eine einfache, fast gemeine Weise.

Der poetische Geist des Meisters kristallisirte im Nu den ordinären Gedanken.

„Sollst sie haben!" rief er und begann neuerdings zu schreiben.

Diesmal währte es ein wenig länger, denn er führte die Piece mehr in's Detail aus.

Schikaneder rührte sich nicht aus dem Armsessel, sondern trank und ließ eine weitere Speise auftragen.

„Emanuel!"

„Schon fertig?"

„Noch zwei Takte.“

„Laß hören!“

Der tonreiche Schöpfer begann nun das bekannte Musikstück vorzutragen mit der Melodie, wie sie noch jetzt besteht.

Die Augen des Theaterdirektors begannen zu strahlen.“

„So ist's recht!“ rief er begeistert, wie bei der Arie vor Tisch; „bei den früheren Melodien warst Du auch Mozart, jedoch Dein Mozart, jetzt bist Du, wie ich Dich haben will, Schikaneder's Mozart. Fort so! die Oper wird gefallen, muß gefallen, oder ich will in meinem Leben keinen Tropfen Champagner oder Tokaier mehr über die Lippen bringen! . . . Jetzt greif' wieder zu, Brüderl, es sind baierische Dampfnudeln, meine Landsleut', und ich hab' meine Landsleut' zum Fressen gern. Weißt Du, wann die baierischen Dampfnudeln am besten gerathen sind?“

„Nun, wann denn?“

„Wenn sie sich fürchten.“

„Das versteh' ich nicht.“

„Wenn sie auf dem Teller zittern! Nimm Dein Glas, Brüderl, und schlag an. Du sollst leben!“

„Du daneben!“

„Und die Zauberflöte in der Mitten!“

„Das reimt sich nicht!“

„Wird sich schon reimen. Apropos! hast Du den schlechten Witz schon gehört, den der saubere Kozeluch über uns gemacht hat? Mozart und Schikaneder, die Zauberflöte ist von Leder.“

Der Kompositeur lachte von ganzer Seele, der Theaterdirektor stimmte mit ein; in diesem Momente ging die Thüre auf, und Madame Mozart, von einem Herrn begleitet, trat ins Gemach.

„Stanzerl, mein Stanzerl!“ rief Wolfgang, sprang auf sie zu und umarmte sie.

„Frau Mozartin, Ihr Diener! ich heiße Sie herzlich willkommen!“

„Stanzerl, mein herziges Weiberl, was bringst Du mir?“

„Ich bring' Dir nichts, Mandl, wohl aber dieser Herr. Er hat ein Dienstschreiben, und da er behauptet, es Dir persönlich einhändigen zu müssen, so blieb mir nichts weiter übrig, als einen Fiaker zu nehmen und mit ihm herauszufahren.“

„Daran hast Du wohl gethan, Stanzerl!“ sagte Mozart, und übernahm hierauf das umfangreiche Schreiben, welches ihm der Uiberbringer mit der Erläuterung, es enthalte eine Entscheidung des löblichen Magistrats, einhändigte.

„Ah!" rief Mozart, „es ist der Bescheid auf mein Gesuch. Hier eine Kleinigkeit für Ihre Mühe."

Damit reichte er dem Magistratsboten Einen Dukaten.

„Da haben Sie's, Herr Direktor!" rief Konstanze, nachdem der Bote die Thüre im Rücken hatte; „ist mein Mandl ein Verschwender! Einen Dukaten Trinkgeld gibt Graf oder ein Fürst . . ."

„Schau, Stanzerl," fiel ihr Mozart ins Wort, „ich denke so: Hat der Magistrat mein Gesuch bewilliget, dann ist die gute Nachricht Einen Dukaten werth; hat er es abgeschlagen, dann ist das Dokument, worin er dem Wolfgang Mozart die Anwartschaft auf die Domorganisten=Stelle versagt, noch mehr als Einen Dukaten werth."

„Die Logik ist richtig!" rief Schikaneder. „Lies den Bescheid vor."

„Den Bescheid muß uns die Stanzerl vorlesen; aus dem Munde eines Engels klingt sogar ein abschlägiger Bescheid angenehm."

„Ist das ein Kompliment von einem Ehemann, der bereits neun Jahre vermählt ist!" rief Schikaneder.

„Es stammt noch aus alter Zeit," versetzte Konstanze gereizt; „in der neuen Schul' hätt' er's nicht so weit gebracht."

„Da hast Du den Stich!“ lachte Mozart. „Jetzt aber, Stanzerl, lies!“

Madame Mozart begann laut zu lesen:

„Der Magistrat der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien, will ihn Herrn Wolfgang Amadeus Mozart, auf sein bittliches Ansuchen, dem dermaligen Herrn Kapellmeister Leopold Hoffmann bei der St. Stephans-Domkirche dergestalt und gegen dem adjungirt haben, daß er sich durch einen hierorts einzulegen kommenden bündigen Revers verbindlich machen solle: daß er gedachtem Herrn Kapellmeister in seinem Dienste unentgeldlich an die Hand gehen . . .“

„Halt, Stanzerl!“ unterbrach Mozart die Vorleserin; „sag' mir doch, ist das „unentgeldlich“ nicht mit Frakturbuchstaben geschrieben?“

„Nein, es ist bloß unterstrichen.“

„Wahrscheinlich ein Versehen vom Kanzellisten; das „unentgeldlich“ wird dem Bittsteller gewöhnlich mit Frakturschrift unter die Nase gerieben . . . doch lies weiter.“

Konstanze fuhr fort zu lesen:

„unentgeldlich an die Hand gehen, ihn, wenn er selbst nicht erscheinen kann, ordentlich suppliren, und in dem Falle diese Kapellmeistersstelle erlediget werden wird, sich mit dem Gehalt und allem dem, was der Magistrat

zu verordnen und zu bestimmen für gut finden wird, begnügen wolle.

Welches demselben zur Wissenschaft hiemit erinnert wird.

Wien den 9. Mai 1791.

Jos. Hörl, k. k. Rath und Bürgermeister.
Johann Hübner, Secretär." *)

„Na," sagte Mozart, „es ist nicht viel, aber es ist doch etwas."

„Man hat wenigstens Hoffnung für die Zukunft," setzte Konstanze hinzu.

„Und weil die Frauen gerne in der Hoffnung leben," bemerkte Schikaneder, „so . . ."

„So werden die Herren höflichst ersucht, keine schlechten Späße zu machen!" fiel Konstanze dem Direktor in's Wort.

Schikaneder lud natürlich Frau Mozart ein, an dem Mahle Theil zu nehmen, worein diese endlich, nachdem auch ihr Gatte in sie drang, willigte.

Kaum hatte sie sich niedergelassen, so hob Schikaneder sein Glas und sagte: „Wenn ich Mitarbeiter des

*) Mit dieser Anwartschaft auf die Domkapellmeisterstelle starb Mozart und zwar Ein Jahr früher als Hoffmann, dessen Stelle er einnehmen sollte. Die Angabe, daß Mozart das Anstellungsdekret auf dem Todtenbette erhalten habe, ist daher ganz falsch.

Musen-Almanachs wär', möcht' ich jetzt einen langen Spruch hersagen, von Glauben, Hoffnung, Liebe, von Treue, Tugend und Häuslichkeit, von deutscher Sitte, deutschen Frauen, kurz, einen Spruch zum Grauen; da ich aber bloß der Direktor Schikaneder bin, so hebe ich mein Glas und rufe ganz einfach und schlicht: Mozart's Frau soll leben!"

„Mein Stanzerl hoch!"

Drei Gläser wurden geleert.

„Kinder!" rief der Kompositeur, „in diesem Augenblicke fühle ich mich sehr glücklich. Eine Anwartschaft in der Tasche, ein liebes Weiberl an der einen, einen guten Freund an der andern Seite, ein Stück Zauberflöte auf dem Klavier, das andere und wer weiß was noch Alles im Kopf — wo gibt's einen Menschen, der mir gleich ist?"

„Nirgends!" erwiederte Konstanze sanft und umarmte den Gatten, der durch sich auch sie unsterblich machte.

Zweites Capitel.

Die Zwillingsschwester.

Die Frau Gräfin von Teichberg befand sich seit zwei Tagen in einer lebhaften Unruhe.

Neid, Schmähsucht und Verläumdung hatten sich an die Kammerjungfer gemacht und der Gebieterin allerlei Dinge gemeldet, worüber die Dame in Entsetzen gerieth.

Mit der Aquisition Fanny's hatte sie sich dem beruhigenden Gefühle hingegeben, dieses einfältige, mißgestaltete Mädchen werde nicht verfehlen, die gewünschte, abstoßende Wirkung hervorzubringen; da plötzlich vernimmt sie das Gegentheil: sie hört, daß gerade diesem Mädchen nicht bloß von dem Onkel, sondern auch von dem Neffen der Hof gemacht werde.

„Allmächtiger!“ rief sie die Hände ringend, „es ist also auch dieser Krüppel noch nicht häßlich genug? ich kann doch nicht eine komplette Zigeunerin in's Haus nehmen!“

Man hat der Liebe und der Gerechtigkeit Blindheit angedichtet; um gerecht zu bleiben, hätte man der Eifersucht eine Vergrößerungsbrille aufsetzen müssen.

Die Frau Gräfin erblickte schon im Geiste durch die Kammerjungfer in ihrem Hause das größte Unheil angerichtet, dem mußte vorgebeugt werden.

Das Mittel hiezu war ganz einfach: Fanny sollte entfernt werden, doch erst — man besaß auch Gerechtigkeitsgefühl genug, keine Unschuldige zu verdammen — erst wenn es sich erweisen würde, daß Fanny die ihr gespendeten Huldigungen nicht mit dem nöthigen Respekt zurückweise.

In Betreff Scipio's nahm sich die Gräfin noch vor, die beabsichtigte Verbindung von jetzt ab, mit aller Energie zu betreiben.

Der Versuch der schlauen Zofe, mit der Kammerjungfer auch die alte Kammerjungfer in der Gunst der Herrin zu stürzen, mißlang, sie behauptete sich und war gutmüthig genug, die arme Fanny im Vertrauen zu warnen.

„Sie werden von allen Seiten beobachtet," flüsterte sie ihr zu; „gehen Sie dem alten und dem jungen Herrn aus dem Wege, bieten Sie ihnen keine Veranlassung, Sie anzusprechen, sonst verlieren Sie den Dienst."

Die Kammerjungfer dankte für die freundschaftliche Warnung und versprach, darauf zu achten.

Die erste fühlbare Folge des Ameisengewühles war eine Scene zwischen der Gräfin und ihrem Neffen, die bei weniger Beherrschung von Seite Scipio's stürmisch hätte enden können.

Die Frau Tante kündigte ihrem Neffen an, das verschobene Fest solle nun statt haben und dasselbe werde gleichzeitig das Verlobungsfest sein.

Dagegen machte der junge Kavalier entschiedene Einwendung.

„Meine gnädige Tante," sagte er, „ich bin Ihnen für den Eifer, mein Glück zu gründen, sehr dankbar; bedauere jedoch herzlich, daß das Mittel, welches Sie dazu wählen, nicht das rechte ist."

„Verstehst Du unter dem „Mittel" die Ehe überhaupt, oder die Braut insbesondere?"

„Ich werde mich nie mit einem weiblichen Wesen verbinden, das ich nicht lieben kann."

„Ich sage Dir aber, daß Du die Komtesse lieben wirst. Sie ist jung, schön, gebildet, besitzt Anmuth und Geist."

„Ich erlaube mir einzuwenden, gnädige Tante, daß ich im Voraus überzeugt bin, die Komtesse nicht lieben zu können."

„Warum nicht?“

„Weil sie mir aufgedrungen wird.“

„Scipio, Du willst mich zur Strenge treiben?“

„Gnädige Frau Tante sind zu gütig, um mein Unglück zu wollen.“

„Ah! Du nennst die Verbindung Dein Unglück? Du bist also schon anderweitig verliebt?“

Der junge Graf schwieg.

„Dein Schweigen ist eine Bejahung meiner Frage; wer ist denn die Dame Deiner Wahl?“

Scipio, dem es darum zu thun war, Zeit zu gewinnen, antwortete: „Ich werde Ihren Wunsch erfüllen, sobald ich über meinen Herzenszustand im Klaren bin; gönnen Sie mir nur einige Wochen Zeit.“

„Nein, mein Herr Neffe, ich kann die verlangte Frist nicht gewähren. Im Juni reis't die Familie der Komtesse in's Bad, von dort auf die Güter, und kehrt erst zur Winter-Saison zurück; die Verlobung muß noch in diesem Monate gefeiert werden; so ist es verabredet und beschlossen.“

Den jungen Grafen empörte zwar die Art, daß mit ihm wie mit einer Waare verfügt wurde, er beherrschte sich jedoch und sagte bloß: „Gnädige Frau Tante haben also beschlossen, mich meine Abhängigkeit von Ihrem Wohlwollen in so bitterem Maße fühlen zu lassen?“

Die Gräfin blieb ungerührt und erwiederte: „Es ist mir sehr lieb, daß Du in diesem Momente daran denkst, wie viel zu verscherzen Du im Begriffe stehst. Deine Weigerung würde mich kompromittiren, und wer mich kompromittirt — und wer's mein leiblich Kind — mit dem fühle ich kein Erbarmen. Das Fest wird unausbleiblich ehestens statt finden; ich hoffe, Du wirst dazu eine andere Anschauung mitbringen."

Scipio verbeugte sich und ging.

„Sie setzt mir das Messer an die Kehle," dachte er; „immerhin! mein Entschluß bleibt unerschüttert, und wenn ich arm wie ein Bettler aus diesem Hause gehen sollte."

Die Befehle zu dem bevorstehenden Feste wurden ertheilt; die verkappte Baronesse kannte deren Bedeutung und wurde unruhig.

Die Niedergeschlagenheit Scipio's verrieth ihr den Kummer seiner Seele; sie fühlte die Nothwendigkeit, auch ihrerseits dem vorgesetzten Ziele näher zu schreiten.

Da sie sich den Plan, um ihr Ziel zu erreichen, streng vorgezeichnet hatte, so bedurfte sie keines weiteren Nachdenkens.

Ein paar Zeilen, welche sie dem jungen Grafen in die Hände zu spielen wußte, setzten ihn in Kenntniß, daß ihre Zwillingsschwester, die kennen zu lernen er gewünscht

hatte, geneigt sei, ihm die Gelegenheit dazu zu bieten, und zwar in der Wohnung des Theaterdirektors Schikaneder am nächsten Nachmittage um die vierte Stunde.

Da Scipio seine früheren Ausflüge wieder aufgenommen hatte, konnte er, ohne daß es auffiel, bei dem Rendezvous sich einfinden; was die Kammerjungfer betraf, so fiel es ihr nicht schwer, unter einem passenden Vorwande die Erlaubniß zu einem Geschäftsgange nach der Stadt zu erhalten.

Schikaneder hatte sich eben von seinem Nachmittagsschläfchen erhoben, als die Baronesse von Helm angemeldet wurde.

Er beeilte sich, ihr selbst die Thüre zu öffnen.

„Ich bitte, nur herein zu spazieren, gnädiges Fräulein!“ rief der galante Direktor; „Sie sind mir zu jeder Zeit willkommen.“

„Welchem glücklichen Umstande verdanke ich den ehrenvollen Besuch?“ fragte er, nachdem man Platz genommen hatte.

„Ich weiß nicht, hochverehrter Herr Direktor, ob Sie den Umstand, wenn sie ihn erfahren, auch noch einen glücklichen nennen werden?“

„Verlangen Sie eine schriftliche Sicherstellung?“

Die Baronesse lachte.

„Ich begnüge mich mit Ihrem Manneswort!“

„Sie haben es."

„Ich danke Ihnen herzlich!"

„Ich bemerke mit Vergnügen, daß Sie die Mißgestalt im gräflichen Hause gelassen haben, und mich nicht bloß durch Ihren Besuch, sondern auch durch Ihre reizende Erscheinung erfreuen."

„Ich bedarf heute der Maske nicht."

„Ei! begnügen Sie sich nicht, mich erobert zu haben, wollen Sie mich vollends zu Ihrem Sklaven machen?"

„Ich habe es nicht auf Sie abgesehen, Herr Direktor."

„Wollen Sie mich unglücklich machen?"

„Sie werden sich schon zu trösten wissen."

„O! diese reizende Bosheit!"

„Verzeihen Sie, Herr Direktor, daß ich den Scherz nicht fortsetze ... ich bin pressirt! Um vier Uhr wird ein junger Mann hieher kommen ..."

Der große Emanuel riß die Augen weit auf.

„Dieser junge Mann ist der Graf Scipio von Teichberg; ich rechnete auf Ihre Barmherzigkeit und gab ihm ein Rendezvous in Ihrer Wohnung, ohne erst Ihre Erlaubniß eingeholt zu haben."

„Gnädige Komtesse, das ist barbarisch."

„Urtheilen Sie nicht vorschnell; die Rolle, die ich

dem jungen Grafen gegenüber darstellen werde, soll die Wunde Ihres Herzens nicht verschlimmern."

„O! Sie sind ein Engel! Sie wollen also wieder ein bischen Komödie spielen?"

„Ja! ich werde so frei sein."

„Kann ich Sie vielleicht dabei unterstützen? Ich verstehe mich auch ein wenig auf diese Kunst."

„Wenn es Ihnen beliebt, können Sie dabei die Rolle des ungesehenen Lauschers übernehmen ..."

„Um im entscheidenden Momente dazwischen zu treten?"

„Um Vergebung," lachte die Komtesse, „in dieser Scene gibt es keinen entscheidenden Moment; Sie werden erst hervortreten, nachdem der junge Graf sich entfernt haben wird."

„Liebenswürdigste aller Baronessen! gestatten Sie mir eine Frage?"

„Hundert für eine!"

„Ich bleibe bei einer Frage, damit Sie nicht sagen können: Ein Narr vermöge mehr zu fragen, als hundert Weise zu beantworten. Sie haben mit mir Komödie gespielt?"

„Ich war so frei!"

„Sie haben mit meinem Freunde, dem Agenten, Komödie gespielt ..."

„Kaum der Mühe werth, daran zu denken.“

„Sie spielen mit der alten Gräfin Komödie?“

„Ich läugne es nicht.“

„Eben so mit dem alten Grafen —“

„Zugegeben!“

„Jetzt werden Sie es auch mit dem jungen thun?“

„Eingestanden, und um die Liste zu vervollständigen, bekenne ich Ihnen, daß ich mir auch mit Herrn Mozart dasselbe zu Schulden kommen ließ.“

„Auch mit ihm? Um so besser! Ich frage Sie also, wozu diese ganze Komödie, in welcher Sie sich die Hauptrolle zugetheilt haben, während wir nur da sind, um Ihnen die Gelegenheit zu bieten, Ihr Talent leuchten zu lassen?“

Die Baronesse schaute den Direktor mit begeistertem Blicke an und erwiederte mit dem Tone tiefernsten Gefühles: „Die ganze Komödie wird gespielt, um das Lebensglück zweier Menschen zu gründen. Ich denke, es lohnt sich wohl der Mühe?!“

„Es ist also eine Vorstellung zu einem wohlthätigen Zwecke?“

„Wobei ich so frei bin, wie es oft geschieht, die Hälfte der Wohlthat mir selbst zuzuwenden.“

„Die eine der erwähnten Personen sind also Sie?“

„So ist es, Herr Direktor!“

„Und die Andere?“

„Werde ich Ihnen später nennen. Bevor ich es jedoch thue, müssen Sie nöthige Details erfahren, wozu mir aber jetzt die Zeit mangelt, da es bald vier Uhr sein wird, und ich vor der Ankunft des jungen Grafen noch einige Veränderungen in meiner Toilette vornehmen muß, wozu Sie mir gefälligst die Gelegenheit bieten wollen.“

Schikaneder öffnete das Nebengemach und sagte: „Ich bitte Sie, da hinein zu spazieren; ich brenne vor Begierde, Ihr Talent abermals und zwar in einer neuen Partie leuchten zu sehen.“

Die Baronesse begab sich hinein.

Schlag vier Uhr erschien Scipio in der Wohnung des Theaterdirektors und frug nach der Schwester der Kammerjungfer.

Die Toilette, welche die Baronesse zu dieser Scene gewählt hatte, war kostbar, auffallend, aber geschmacklos.

Das hübsche Aeußere litt unter dem Eindrucke der schlotternden, wenig passenden Gewänder. Das Fräulein glich einem in Dürftigkeit und Unordnung herangewachsenen Mädchen, welches durch einen plötzlichen Glückswechsel in die Lage kömmt, vornehme Kleider kaufen zu können, und nun für die vornehme Hülle nicht paßt und die gewohnte Unordnung überall sich verrathen läßt.

Schikaneder belauschte die Scene hinter einer Glasthür, deren Vorhang er leise vorschob.

Scipio fand in der That das Aeußere des Mädchens hübsch; der tadellose Wuchs, die schwarzen glühenden Augen zeichneten es vortheilhaft vor ihrer mißgestalteten Schwester aus; indessen gestand er sich's schon in der ersten Minute, daß die bescheidene, einfache Schlichtheit der Abwesenden viel einnehmender sei, als die kühne Derbheit ihrer Schwester, die schon aus ihren ersten Worten herausleuchtete.

„Ihre Dienerin, Herr Graf!“ begann die Baronesse mit einem Knix, mit geläufiger Zunge und etwas forcirtem Organ: „Sie erlauben schon, daß ich Sie der Mühe, das Gespräch einzuleiten, enthebe. Meine Schwester, das arme Mädchen, hat mir gesagt, daß Sie den Wunsch hegen, mich kennen zu lernen. Meinethalben! sagte ich zu ihr; Dir zu Liebe will ich die Rolle eines Insassen der Schönbrunner Menagerie übernehmen und mich bewundern lassen, aber unentgeldlich, natürlich. Ich sagte also zu meiner Schwester: Da ich bei meiner künftigen Schwiegermama, wo ich wohne, keinen Mann empfangen darf, sie möge Sie zu Herrn Schikaneder bescheiden, der ein guter Freund unsers seligen Vaters war und uns mit Vergnügen Gefälligkeiten erweist.“

Der Lauscher hinter der Glasthüre wog bedenklich seinen Kopf und murmelte: „Die lügt wie gedruckt!“

Die Zwillingsschwester fuhr in Einem Athem fort: „Meine arme Schwester, die Natur ist mit ihr unbarmherzig verfahren, sonst würde sie ohne Zweifel, wie ich, ihr Glück in der Welt machen. Ich weiß nicht, ob sie es Ihnen gesagt hat, daß sie von der seligen Baronesse von Helm auf dem Schlosse wie ein Fräulein erzogen wurde. Du lieber Gott! es ist Alles recht schön: sie spricht Sprachen wie ein Professor, singt wie eine Primadonna, tanzt wie eine Sylphide; was nützt es aber? die Hauptsache, die Taille, das hübsche Gesichtchen fehlen. Seh'n Sie mich an, Herr Graf, ich bin nicht schön, aber hübsch bin ich, und ehe vier Wochen ins Land gehen, werde ich Frau Baronin sein. Mein Alfred reis'te durch Gräz, sah mich, verliebte sich in mich wie ein Ritter aus alter Zeit; seine Mutter liebt ihn, wie man einen einzigen Sohn zu lieben pflegt, und ich — ich bete ihn an und seine Mutter. Die brave, seelengute Frau! sie holte mich persönlich nach Wien ab, und in vierzehn Tagen feiere ich mit ihrem Sohne die Vermählung.“

Die Zwillingsschwester der Kammerjungfer schwatzte wie eine Elster und begleitete ihre Reden mit entsprechender lebhafter Mimik.

Der arme Scipio zog seine Fühlhörner ein; die Redefluth übergoß ihn wie Eiswasser.

Welch ein Unterschied zwischen dieser enragirten Schwätzerin und ihrer sanften, wortbedächtigen Schwester!

„Ich gratulire Ihnen zu dem Glücke, Mademoiselle," sagte er kühl, „und hege die Uiberzeugung, daß Sie dessen vollkommen würdig sind."

„Ohne mir zu schmeicheln, Herr Graf! Ich bin brav, verstehe eine Wirthschaft zu führen, was für eine Frau Baronin freilich keinen Werth hat, weil es Andere an ihrer Stelle thun; die vornehmen Weibsleute sind so glücklich, daß sie nur Frauen sein dürfen und keine Hausfrauen."

„Ich denke, im letzteren bestünde das Glück."

„So? Wirklich? Nun die Ansichten sind verschieden. Ich und meine Schwester differirten von je in unseren Ansichten, obwohl wir Zwillinge sind. Wenn die Eins-Fanny „Ja" sagte, konnte man überzeugt sein, von der Zwei-Fanny ein „Nein" zu hören. Sie müssen nämlich wissen, daß ich, als die ältere — ich bin um zehn Minuten älter — die Eins-Fanny hieß und sie die Zwei-Fanny. Man wollte der Armen nicht wehe thun und mich die „schöne Fanny" nennen, weil das sie an ihre körperlichen Mängel erinnert und geschmerzt hätte. Die Men-

schen sind in der That merkwürdig! Spott über moralische Mängel verletzt sie weniger, als über körperliche."

„Hat Ihnen Ihre Schwester auch gesagt, warum ich Sie zu sehen gewünscht?"

Die Eins-Fanny lächelte verschmitzt und erwiederte: „Die Gute! sie hat mir noch mehr anvertraut ... Dinge, wovon Sie sich vermuthlich nichts träumen lassen. Ich und meine Schweste besuchten im verflossenem Herbste die Generalin von Maunsfeld in ihrem Weingarten bei Gräz; Sie befanden sich in der Nachbarschaft und hörten ein Mozart'sches Lied singen."

„Ihre Schwester behauptet, Sie wären die Sängerin gewesen."

„Hat sie das? Die Gute! sie ist im Stande und dichtet mir noch Engelsfittige an die Schulter! Ueberzeugen Sie sich selbst, Herr Graf! ob ich die Sängerin gewesen sein kann?"

Die zukünftige Baronin setzte sich geräuschvoll an's Klavier, begann stümperhaft die Introduktion herab zu tappen, worauf sie das Mozart'sche Lied sang: so erbärmlich, so entsetzlich distonirend, daß sogar Schikaneder hinter der Glaswand sich die Ohren verhalten mußte.

„Um Gotteswillen!" dachte er, „wenn sie nicht bald aufhört, macht sie mir noch die Obstweiber auf dem Naschmarkte rebellisch. Sie ist ein Teufelsmädel, diese

Baronesse; ich habe noch keinen Menschen gefunden, der sogar seinen Gesang so verstellen konnte!"

Die Eins=Fanny war so barmherzig, nur einen Theil des Liedes zu singen.

„Nun, Herr Graf?" fragte sie, plötzlich im Spiel und Gesang einhaltend, „bin ich die Sängerin im Weingarten gewesen?"

„Nein! wahrhaftig nein!" erwiederte Scipio mit kerndeutscher Ehrlichkeit.

„Sie sehen also, daß meine arme Schwester sich einer Nothlüge bediente. Sie bat mich um Gotteswillen, Sie ja bei der Meinung zu lassen, daß ich die Sängerin im Weingarten gewesen und Ihnen beileibe nichts vorzusingen."

„Warum das? was zwang sie, mich zu täuschen?"

Die Eins=Fanny ließ ein paar Sekunden lang das Köpfchen sinken, seufzte, und gönnte dann dem Züngelchen wieder freien Lauf.

„Was sie dazu zwang? Ich sollte es Ihnen eigentlich nicht enthüllen, Herr Graf, denn sie hat mir's bloß unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit anvertraut; indessen bin ich nicht zum Schweigen geboren und es steht geschrieben: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; und warum ist es nicht gut? Weil, wenn der Mensch allein wäre, er Niemanden hätte, dem er sich mit=

theilen könnte, er müßte also schweigen, folglich ist schweigen nicht gut. Ein Weiser behauptet zwar: Schweigen sei Gold! Zugegeben — aber erst, nachdem man sich ausgeredet hat. Ich überlasse daher das Schweigen den Quäkern und Karthäusern und halte es mit dem Reden."

„Sie sind ja aber vom Thema ganz abgekommen?"

„Ich weiß es; dergleichen arivirt mir oft, allein es genirt mich nicht. Die Ursache, welche meine arme Schwester zur Nothlüge vermochte, ist folgende: Das arme Mädchen hat die unglaubliche Thorheit begangen, sich in Sie zu verlieben."

„Oh!"

„Ich rief dazu nicht bloß „Oh!" sondern auch „Ah!" denn diese Liebe ist ein Wahnsinn. Sie, Herr Graf, sind jung, schön, vornehm, und meine unglückliche Schwester . . . ich mag die Gegensätze gar nicht hervorheben, denn sie schneiden mir in die Seele. Ich habe ihr Vorstellungen gemacht, habe sie gebeten, beschworen, diese tolle Leidenschaft aus ihrem Herzen zu reißen . . . Alles blieb umsonst! Ich liebe ihn, gab sie mir in ihrer leidenden Weise zur Antwort, und kein Mensch auf dieser Welt kann mir verwehren, ihn zu lieben. Was will ich denn? Ihn besitzen? Nein! Dieses wollen, wäre Wahnsinn; ihn lieben ist Seligkeit. Er wird sich nächstens mit einer jungen, schönen Gräfin vermählen; er wird glücklich

werden, und sein Glück wird auch das meinige sein! So sprach sie, und mir blieb nichts übrig, als sie zu bemitleiden und zu bedauern."

Der Eindruck dieser Entdeckung auf Scipio war ein gewaltiger.

In dem Maße, als er von der künftigen Baronin abgestoßen worden, fühlte er sich zu ihrer Schwester um so mehr hingezogen; wie die Arme eines Stromes mächtiger wogen, wenn sie in Eins zusammen geflossen, so auch das Gefühl, wenn es sich in Einer Person koncentrirt.

Die Kammerjungfer war die Sängerin im Weinberge; sie liebte ihn, liebte ihn leidenschaftlich, uneigennützig . . . diese beiden Thatsachen ergänzten sich; die letztere fachte die Gluth, welche die erstere entzündet, zur Flamme an.

Indessen gegenüber der geschwätzigen Schwester beherrschte er sich, erzwang ein kühles Lächeln und sagte: „Die Entdeckung, die sie mir machten, setzt mich in Erstaunen; ich begreife jedoch noch immer nicht, was Ihre Schwester zur Nothlüge vermochte? In welchem Zusammenhange steht ihre geheime Liebe mit dem Gesange im Weingarten? Ich denke, sie hätte sich mir recht wohl als die Sängerin bezeichnen können, ohne dabei ihre Liebe zu verrathen?"

Die Eins-Fanny schaute den jungen Grafen mit

einer Miene an, auf welcher zu lesen stand: „Ei seht, welche Verstellung!“ zuckte die Achseln und versetzte leicht hingeworfen: „Sie fürchtete vermuthlich, bei Ihnen den Verdacht einer Absichtlichkeit zu erwecken, die jedoch nicht vorhanden ist; meine Schwester wußte zu jener Zeit noch nichts von Ihnen, und ihre Liebe erwachte erst, seit sie in Diensten Ihrer Tante steht.“

Der Lauscher hinter der Glasthüre, durch das Gespräch einigermaßen in die Situation eingeweiht, kreuzte die Hände und murmelte leise vor sich hin: „Der arme junge Graf, er ist bereits blau angelaufen wie englischer Stahl!“

Scipio, der, was er vernommen, für baare Münze nahm, befand sich eines Theils in zu heftiger Erregung und fühlte anderseits zu wenig Neigung, die Schwätzerin in dieser Gemüthsstimmung weiter anzuhören; er machte daher der Scene ein Ende, indem er der Schwester der Kammerjungfer für den Empfang und für die Mittheilungen dankte, und verabschiedete sich.

Die Baronesse, ihrer Rolle getreu, überfluthete ihn noch mit einem Wortschwall, indem sie ihn bis an die äußerste Thüre der Wohnung geleitete.

Zurückkehrend wurde sie von dem Theaterdirektor mit offenen Armen aufgefangen und hatte Mühe, sich sei-

ner stürmischen Begeisterung, die freilich nur zum Theil ihrem Talente galt, zu entziehen.

„Baronesse!" rief er, „ich fange an zu verzweifeln; ich zittere, Sie zu verlieren, bevor ich Sie noch besessen. Eine solche Perle kann das Burgtheater mir unmöglich gönnen; man wird Sie mir abfischen; wehe mir, wenn meine schwarze Ahnung sich erfüllt!"

Die komische Extase Schikaneder's verscheuchte die ernstgewordene Miene der Baronesse; sie lächelte wehmüthig und sagte: „Gönnen Sie mir einige Minuten, mich wieder umzukleiden, dann will ich Ihnen anvertrauen, was außer mir noch kein Mensch weiß; die Komödie hat einen ernsten Hintergrund!"

Nach einer Viertelstunde saßen der Theaterdirektor und die wieder zur Kammerjungfer umgewandelte Baronesse sich gegenüber, und der Erstere eröffnete die Unterhaltung.

Drittes Capitel.

Die Enthüllung der Baronesse Cäcilie von Helm ist eine alte Geschichte, die ewig neu bleibt, und wem sie grad passiert, das Herz entzwei treibt.

„Bevor Sie Ihre Mittheilungen beginnen, zauberischste aller Baronessen, gestatten Sie mir die Frage: Werden Sie jetzt mit mir wieder Komödie spielen?" So Schikaneder.

Darauf antwortete das Fräulein: „Nein, Herr Direktor, ich werde mich Ihnen entdecken, als wären Sie mein Bruder."

„Bruder? Puh! eine undankbare Rolle!"

„Sie vergessen, daß wir nicht Komödie spielen."

„O! ich Beklagenswerther! Sie gestatten mir nur in der Komödie die Rolle eines Anbeters; in der Wirklichkeit —"

„Wäre es gewissenlos von mir!"

„Wehe mir! mir schwant —"

„Schwanen Sie zu, Herr Director; mein Herz ist bereits vergeben."

Der kolossale Emanuel schloß die Augen, ließ sich wie ohnmächtig in den Armsessel zurücksinken und murmelte: „O! ich armer Lazarus!"

„Wie ich sehe, Herr Direktor, beliebt es Ihnen ..."

„Mir beliebt gar nichts, als Sie anzuhören," sagte Schikaneder, sich rasch aufrichtend; „darum sprechen Sie, reden Sie! Doch früher noch etwas. Wie komme ich zu der Ehre, Ihr Vertrauen in so hohem Grade zu genießen, daß Sie sich mir entdecken?"

„Ich will Ihnen die Wahrheit bekennen. Erstens sind Sie schon in das Geheimniß der Doppelrolle eingeweiht, die ich im gräflich Teichberg'schen Hause zu spielen übernahm. Zweitens weiß ich, daß Sie ein intimer Freund des Herrn Mozart sind, und da dieser gleichzeitig ein Freund Desjenigen ist, um dessentwillen die Komödie gespielt wird ..."

„Ich verstehe! Für den Fall, daß Sie einer Mittelsperson bedürfen, bin ich es, durch den Sie bei Mozart auf jenen Dritten einwirken lassen wollen."

„So ist es, Herr Director!"

„Ich danke Ihnen für diese Rolle! Nicht genug, daß Sie mein Herz verschmähen, werde ich auch noch

die Marter genießen, meinem Nebenbuhler Dienste zu leisten!"

„Dafür bleibt Ihnen das schöne Bewußtsein: edel gehandelt zu haben; genügt Ihnen das nicht?"

„Herrliche Baronesse! ich bin ein Eroberer im Reiche der Liebe; kein Eroberer aber geht, mit dem schönen Bewußtsein einer edeln Handlung sich begnügend, an einer Festung vorüber."

„Scherz bei Seite, Herr Direktor!"

„Meinethalben, Scherz bei Seite! fahren Sie fort."

„Mein Gott! ich soll fortfahren, und habe ja noch gar nicht begonnen."

„Wie? Sie haben noch nicht begonnen zu lieben, und behaupten doch, daß Ihr Herz schon vergeben sei?"

„Sie ziehen die Liebe gewaltsam in's Gespräch."

„Meine Ungeduld möge mich entschuldigen."

„Werden Sie es mir glauben, Herr Direktor, wenn ich Sie versichere, daß ich einen Mann liebe, den ich nur einmal und da nur unbemerkt und flüchtig sah?"

„Warum soll ich das nicht glauben? Mein Freund Mozart erzählte mir in allem Ernste, er kenne einen jungen Mann — dessen Namen nannte er freilich nicht — der sich in eine singende Stimme verliebt hat."

O! über die Plauderhaftigkeit der Männer! dachte das Fräulein, und laut entgegnete sie: „Der junge Mann,

der, ohne es zu wollen und zu wissen, mein Herz eroberte, ist Graf Scipio von Teichberg."

„Darauf hätte ich schwören mögen, seit ich der Scene zwischen ihm und Ihnen gelauscht."

„Sie müssen wissen, Herr Direktor, ich bin reich und unabhängig, mit Einem Worte, eine Partie, deren sich der junge Graf nicht zu schämen braucht. Nachdem ich die Wunde im Herzen fühlte, entstand die Frage: Was nun? Ich hatte mir's früher im Stillen gelobt, keinem Manne meine Hand zu reichen, den ich nicht liebte und der mich nicht wieder um meiner persönlichen Vorzüge willen liebte. Die eine Bedingung war erfüllt, wie aber versuchen, auch die zweite zu erreichen? Die Vermittlung einer dritten Person in Anspruch nehmen, widerstrebte mir; mich in seine Nähe drängen, verletzte meine Eitelkeit. Die Generalin von Mannsfeld, eine Jugendfreundin meiner Mutter, bei welcher ich damals zu Besuche war, ließ Erkundigungen über den Charakter des jungen Grafen einziehen, und was wir erfuhren, steigerte meine Vorliebe für ihn noch mehr."

„Um Vergebung, daß ich Sie unterbreche. Die originelle Anwendung des Wortes „Vorliebe" läßt mich die Entdeckung machen, daß Sie eine tiefe Kennerin des menschlichen Herzens sind. In der That giebt er eine Vor-Liebe, welcher die Liebe folgt, worauf die Nach-

liebe kommt. In Begleitung der letzteren befindet sich gewöhnlich das Mitleid. Auch ich habe das Gefühl, welches Sie Vor-liebe tauften, oft empfunden, hielt es aber, weil ich dessen Namen und Natur nicht kannte, für die wirkliche Liebe und behandelte es so. Das war gefehlt, junge Pflanzen wollen ganz anders traktirt werden als erwachsene; die Folge war, daß aus solchen Vor-Lieben nie eine ordentliche Liebe wurde."

„Sie sind erstaunlich aufrichtig, Herr Direktor!"

„Daran ist meine Liebeskonstitution schuld. Ich bin einer der größten Männer Wiens, ich messe sechs Schuh und vier Zoll, diese Abnormität und meine Beschäftigung als Komiker haben meine Persönlichkeit populär gemacht. Kaum betrete ich die Straße, so zeigt man schon mit Fingern auf mich. Ich darf keine Promenade über den Graben wagen, wie tausend Andere es ungekannt thun; bei mir heißt es gleich: Der Schikaneder ist Dieser oder Jener nachgestiegen! Bei so bewandtem Verhältnisse bleibt mir nichts anderes übrig, als aufrichtig zu sein, da mir Läugnen ohnedieß nichts nützen würde."

Das Fräulein lachte und sagte: „Bei Ihnen ist also die Aufrichtigkeit keine Tugend, sondern eine Nothwendigkeit."

„Ich bin ein großer Missethäter — doch, ich bitte fortzufahren."

„Ich muß mich sammeln, die Bekenntnisse Ihrer zarten Seele haben mich aus dem Context gebracht.“

„Sie sprachen von der Steigerung Ihrer Vorliebe durch den guten Leumund des jungen Grafen.“

„Ganz recht! Unter anderen Angaben, welche der Generalin über die Eigenschaften Graf Scipio's gemacht wurden, war auch die, daß er ein Verehrer Mozart'scher Musik sei und eine fast krankhafte Vorliebe für Frauengesang besitze. Auf diesen Umstand gründete ich meinen abentheuerlichen Plan. Bei einer gewöhnlichen Natur würde ich ohne Zweifel einen ganz anderen Weg gewählt haben; bei der Gemüthsbeschaffenheit des Grafen, wie sie mir aus den gewordenen Angaben klar wurde, glaubte ich diesen betreten zu müssen. Ich ließ den Grafen zur Weinlesezeit nächtlicher Weile meinen Gesang hören. Die romantische Scenerei begünstigte meine Absicht. Ich weilte verborgen im Weingarten der Generalin, er befand sich durch ein schmales Thal von uns getrennt, in dem benachbarten Preßhause. Schon am nächsten Vormittage wurden Erkundigungen nach der nächtlichen Sängerin des Mozart'schen Liedes eingezogen, natürlich vergebens. Dasselbe wiederholte ich an den zwei folgenden Abenden.“

„Zum Kuckuk, gnädigste Baronesse! ich denke, am dritten Tage hätten Sie wohl hervortreten und sagen können: Ich bin die Sängerin!“

„Dieser Ansicht huldigte auch die Generalin; ich aber, da ich es einmal beschlossen hatte, den Gegenstand meiner Liebe durch meine persönlichen Vorzüge zu erobern, ich wollte, um durch Voreiligkeit nichts zu verderben, meiner Sache gewiß sein und blieb verborgen. Scipio's eifrige Nachforschungen ließen mich erkennen, daß die Wirkung meines Gesanges eine tiefere war, als eine blos erregte Aufmerksamkeit, und ich war meinem Ziele um einen Schritt näher gerückt. Ein unglücklicher Zwischenfall unterbrach mein Unternehmen, eine schwere Krankheit warf mich auf's Lager; der Graf, da sein Nachforschen erfolglos blieb, reis'te ab. Die Generalin, den theilweisen Grund meines körperlichen Leidens in der Einwirkung der Liebe erkennend, erbot sich, hieher zu reisen und die Verbindung mit Scipio zu vermitteln; ich schlug ihr freundliches Anerbieten aus, ich wollte den Gatten mir, ganz allein mir zu verdanken haben. Krankheit und Reconvalescenz zehrten den Winter auf; Anfangs Mai reis'te ich hieher. Mein anfänglicher Plan ging dahin, mich öffentlich, versteht sich unter einem falschen Namen hören zu lassen —"

„Und da wendeten Sie sich an mich —"

„Vielleicht, so hoffte ich, errege ich neuerdings die Aufmerksamkeit des jungen Grafen; vielleicht auch, so schmeichelte die Eitelkeit, erkennt er die Stimme wieder,

er wird sich mir nähern, und das Uebrige ergibt sich dann von selbst. Ein Zufall ließ mich den Agenten bei Ihnen treffen; was ich von ihm und von Ihnen hörte, dazu eine eigenthümliche Idee, bewog mich, meinen Plan zu ändern und den Dienst als Kammerjungfer bei Scipio's Verwandten anzunehmen."

„Was war das für eine eigenthümliche Idee?"

„Diese Idee, nennen Sie selbe barock oder exzentrisch, war nichts als eine Erweiterung der mir selbst angelobten Bedingung, den künftigen Gatten bloß meinen persönlichen Vorzügen verdanken zu wollen. Die Eifersucht der Gräfin zwang mich, als Mißgestalt im Hause zu weilen. Wenn es mir nun gelang, dachte ich, den jungen Grafen sogar trotz meines unvortheilhaften Aeußeren zu erobern, so konnte ich damit den Triumph meiner geistigen Eigenschaften feiern und meine Bedingung war im weitesten Umfange erfüllt."

„Wissen Sie, gnädige Baronesse, daß das ein Hazardspiel war?"

„Ich verhehlte mir's nicht; allein wer Viel gewinnen will, muß auch Viel einsetzen. Die erste Gelegenheit, die sich ergab, benützte ich, den jungen Grafen nächtlicher Weile wieder denselben Gesang wie im Weingarten bei Gräz hören zu lassen. Ich befand mich in dem Gartensalon; er erkannte die Stimme, eilte hinab, spähte durch

die Jalousieen und fand in der Sängerin die Kammerjungfer seiner Tante."

„Die Wirkung muß eine niederschlagende gewesen sein?"

„Damals kannte ich seinen Gemüthszustand noch nicht, dieser wurde mir erst durch Herrn Mozart enthüllt."

„Oho! hat der Tausendsassa seine Hände auch im Spiele?"

„Hören Sie nur weiter. Scipio erkrankte, ließ seinen Freund zu sich bitten und entdeckte sich ihm. Mozart fand die Lage so bedenklich, daß er es für nöthig erachtete, mich ohne Scipio's Wissen zu besuchen. Von ihm erfuhr ich, was ich noch nicht wußte, daß der junge Graf sich in meinen Gesang, in meine Stimme verliebt hatte."

„Er ist es also, von dem mir Mozart erzählte?" rief Schikaneder; „ich fand eine solche Liebe eines Engländers würdig; doch was wollte Mozart von Ihnen?"

„Sie werden es gleich hören. Weniger meine Mißgestalt als meine niedere Stellung brachten auf den jungen Grafen eine niederschlagende Wirkung hervor; seine Liebe mochte wohl stark genug sein, sich über Geburtsunterschiede hinaus zu setzen, allein die Kluft zweier so entlegenen Standpunkte zu überspringen, reichte Sie nicht aus. Mozart, von edlem Herzen bewogen, wollte mich be-

reden, Scipio gegenüber zu behaupten, ich sei nicht die Sängerin im Weingarten gewesen, sondern es herrsche eine zufällige Aehnlichkeit der Stimmen."

„Ei seht, wie schlau! dadurch wäre freilich die Leidenschaft des Grafen nach einer anderen Seite hin gelenkt worden."

„Das paßte natürlich nicht in meinen Plan; ich konnte um so weniger darauf eingehen, da die Zeit drängte, indem Scipio von seiner Tante zu einer Verbindung genöthiget wird. Ich mußte also abermals Einen Schritt vorwärts thun; ich entschloß mich, den jungen Grafen von meiner Liebe zu ihm in Kenntniß setzen zu lassen, und damit dieß in einer vortheilhaften Weise geschehe, behauptete ich, die Sängerin im Weingarten sei meine viel hübschere Zwillingsschwester gewesen. Er brannte nun vor Begierde, das schöne Mädchen zu sehen."

„Und so weiter, und so weiter! Nun erst verstehe ich die Scene von vorhin ganz; allein Sie haben ja den Grafen durch Ihre Toilette, durch den angenommenen Charakter und durch die Angabe, daß Sie Frau Baronin würden, zurück geschreckt?"

„Das lag in meiner Absicht; ich drängte ihn mit ganzer Macht zu der mißgestalteten Kammerjungfer, und deren edle, uneigennützige Liebe zu ihm, ist ein frisch eingesetzter Hebel, der ihn wenigstens so weit kräftigen soll,

den Planen seiner Tante zu trotzen und die beabsichtigte Verbindung zu vereiteln. Das Weitere wird sich dann schon ergeben."

„Die Kombination ist richtig; wie aber stehen Sie mit dem alten Grafen?"

Das Fräulein lächelte und entgegnete: „Mein lieber Herr Direktor, wenn ein Mensch eben d'ran ist, einen schweren Stein einem Ziele zuzuwälzen, so achtet er des Kiesels auf dem Boden nicht; er schleudert ihn mit der Fußspitze fort, das ist Alles!"

Schikaneder sann jetzt einige Sekunden lang nach, dann sagte er: „Die ganze Geschichte ist eigentlich eine Intrigue, die sich sehr gut zu einem Stücke eignete."

„Machen Sie Eines daraus, ich erlaube Ihnen meine Erfindung zu verwenden."

„Für mich paßt der Stoff nicht; das sind lauter Herzenszustände, ich dagegen benöthige Kernhandlung; das wäre etwas für Schröder, Stephanie; das Lustspiel müßte betitelt sein: Excentrische Liebe, oder die Zwillingschwestern."

„Ich wüßte einen passenderen Titel . . ."

„Lassen Sie hören."

„Mozart und Schikaneder."

„Bah! wie kämen Mozart und ich dazu?"

„Ich will es Ihnen gleich erklären: Durch Mo-

zart's Musik näherten ich und Scipio uns geistig, durch Schikaneder's Einwirkung materiell."

„Das ist zu weit hergeholt."

„Wenn bei einem Werke derjenige Titel der beste ist, der den Gedanken des Werkes ausspricht, dann könnte das Lustspiel gar nicht anders heißen. Geist und Materie ...."

„Ich bitte Sie, die weitere Motivirung unausgesprochen zu lassen; denn wie ich merke, repräsentire ich die Materie?"

„Als einem Lebemann kann Ihnen die Unterstellung nicht wehe thun."

„Wer spricht davon? Wissen Sie, reizende Baronesse, was mir wehe thut, was mich schmerzt, kneipt und brennt? Die Fruchtlosigkeit meiner Anbetung ist's, der Schmerz meiner Liebe."

Die Bewerbungen Schikaneder's wiederholten sich zu oft, um ganz im Scherz gemeint zu sein.

Das Fräulein fühlte dies und erwiederte: „Ich halte Sie für zu klug, Herr Direktor, als daß Sie es übernehmen sollten, gleich dem alten Herrn Grafen die Rolle des Kieselsteins zu spielen. Leben Sie recht wohl und bleiben Sie mir, wie ich es Ihnen bin, in Freundschaft gewogen."

Diese, mit Hoheit und Freundlichkeit gesprochenen

Worte benahmen dem großen Emanuel die Lust zu weiteren Exklamationen, er hinderte also die Trennung nicht.

„Diese Baronesse," murmelte er, als die falsche Kammerjungfer fort war, „ist das gefährlichste Frauenzimmer, welches mir je untergekommen. Hätte der Teufel damals meinen Freund Karlinger nicht in's Haus geführt, ich würde sie engagirt haben, und wer weiß, ob ich so total abgeblitzt wäre, wie jetzt... Christof!"

„Befehlen, Euer Gnaden!"

„Nach dem Theater Souper für sechs Personen; das Quartett vom Orchester exequirt die Tafelmusik."

Und vor sich hin brummte er: „Da sie mich einmal als einen Materialisten deklarirt hat, so will ich mich meines Charakters auch würdig zeigen!"

Viertes Capitel,

in welchem ein Handelsvertrag geschlossen und ratificirt wird.

Der Herr Graf von Teichberg besaß seinen vertrauten Leib- und Kammerdiener, wie die Gräfin ihre Kammerfrau; wie sie, hatte auch er seine Kreaturen, die ausschließlich ihm dienten, für ihn lauschten, späh'ten, horchten und ihm davon durch den Mund des Kammerdieners mittheilen ließen, was ihren kleinlichen Zwecken, ihren persönlichen Interessen dienlich schien.

Daß der alte Herr die mißgestaltete Kammerjungfer seiner wohlwollenden Aufmerksamkeit würdige, entging den männlichen Ameisen so wenig wie den weiblichen; während Neid, Klatschsucht und Mißgunst diese sofort in Bewegung setzten, verhielten sich jene anfangs passiv, bis später auch ihr Weizen zu blühen begann.

Der Besuch des Kapellmeisters Mozart bei der

Kammerjungfer, ihre Konversation mit Scipio wurden dem alten Herrn rapportirt und erweckten dessen Eifersucht und Mißtrauen.

Auch Schönheitsfreunde sind eifersüchtig; wenn sie auch nur an dem Anblick der Blume sich laben, so gönnen sie selbst diese Augenweide keinem Andern. In dem gegebenen Falle herrschte überdies noch ein absonderlicher Umstand, geeignet, die Eifersucht des alten Herrn bedeutend zu steigern.

„Teufel!“ dachte er, „am Ende bin ich der doppelt Betrogene! Während ich zu dem Anblicke der Fledermaus verurtheilt bin, und diesen nur erträglich finde, weil ich mich im Geiste an der Schönheit ihrer Zwillingsschwester weide, verkehren vielleicht mein Herr Neffe und der Musikmeister ausschließlich mit der letzteren? Dieses Provinzmädchen ist nun einmal eine Betrügerin; es wird ihr also keineswegs darauf ankommen, außer meiner Gattin auch noch mich zu hintergehen. Ich werde die fingirte Mißgestalt überwachen lassen!“

Der Kammerdiener erhielt die darauf bezüglichen Befehle.

An dem Nachmittage, wo die Zusammenkunft Scipio's mit der Eins-Fanny bei Schikaneder statt hatte, begann es im gräflich Teichberg'schen Landhause zu gähren.

Es blieb nicht unbemerkt, daß der junge Graf und die Kammerjungfer gleichzeitig abwesend seien.

Die Wahrnehmung zischte wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund.

Die Putzwäscherin Johanna machte ein Schnäbelchen und meinte: stille Wässer seien betrüglich; je größer der Höcker, desto glühender die Liebe.

Das Extramädchen expectorirte sich in ihrer noch derberen Weise; das Stubenmädchen biß sich fast die Lippen wund, lief zur Kammerfrau und verlangte Purifikation unter den gräflichen Hausoffizieren und Offizierinnen.

Der Lakei rannte zum Leibdiener, dieser rapportirte dem Grafen; die Kammerfrau der Gräfin.

Auffallender Weise machte die Neuigkeit bei der Gebieterin keinen, bei dem alten Herrn jedoch den größten Effekt.

Die erstere lächelte auf ihrem Gemache, der Graf dagegen wüthete in dem seinigen.

Die Gräfin erwiederte: „Bleibt mir mit solchem Geträtsch vom Leibe; mein Neffe mag ungehorsam sein, allein er ist kein Tollhäusler. Die gleichzeitige Abwesenheit Scipio's und der Kammerjungfer ist eine zufällige!“

Der alte Herr dagegen ging zürnend auf und nieder und räsonnirte vor sich hin: „Nun leidet es keinen

Zweifel mehr, Scipio kennt das Geheimniß Fanny's, und der junge Neffe findet sie weniger streng, als der alte Onkel. Diese durch Täuschung und Betrug multiplicirte Zurücksetzung geduldig ertragen, hieße sich vor den jungen Leuten blamiren. Forciren, stürmen, drängen ist meinem Naturell nicht gegeben; allein auch Lammsgeduld hat ein Ende und mein Blut noch Wärmegrade genug, um es durch Zorn auf den Siedpunkt zu treiben. Ich habe mich in der, Scipio mißliebigen Heirat bisher passiv verhalten; ich werde nun auch mein Gewicht dem seiner Tante beifügen, und er muß binnen acht Wochen vermählt sein. Was die Kammerjungfer betrifft, so muß sie mir noch heute Nacht im Gartensalon Gelegenheit geben, sie über ihren verdächtigen Geschäftsgang zur Rede zu stellen; ich will hören, ob und wie sie sich vertheidigen wird?"

Nach diesem Monologe läutete er den Kammerdiener herbei und trug ihm auf, der Kammerjungfer bei ihrer Nachhausekunft im Vertrauen zu befehlen, daß sie um zwölf Uhr im Gartensalon erscheinen möge. Es müsse eine dringende Angelegenheit besprochen werden.

Fanny, ohne die Gährung zu ahnen, welche ihre Abwesenheit verursachte, kam in guter Laune nach Hause.

Heimliches Schmunzeln, spöttische Mienen schauten ihr von allen Gesichtern entgegen.

Die Kammerfrau, die ihr sonst freundlich zunickte, schlug heute den Blick scheu zu Boden, und das Stubenmädchen war kühn genug, sie zu fragen, wie sie sich in der Stadt drinnen unterhalten habe?

Die Kühnheit lag nicht in der Rede, sondern in dem malitiösen Tone, welcher die freche Beleidigung verdollmetschte, die hinter den harmlosen Worten steckte.

Fanny erglüh'te vor Zorn, schaute mit ihrem Kreuzblicke das Mädchen an, daß ihm alles Blut zum Herzen schoß, und antwortete: „Danke! ich unterhalte mich jedesmal angenehm, wenn es mir beliebt!"

Was ging während meiner Abwesenheit vor? dachte Fanny; die Entschiedenheit, mit welcher der alte Graf um Mitternacht ein Rendezvous verlangt, läßt mich bei ihm Aerger vermuthen ... er wird doch nicht ... es ist möglich ... Eifersucht ist bei solchen Charakteren häufig — gut denn — ich will mich rüsten und für alle Fälle vorsehen. Der alte Herr muß mir in Güte gewogen bleiben, denn ich will eine moralische Gewalt über ihn ausüben können!

Während die Stunden bis zur Mitternacht für das in eifrigem Nachdenken versunkene Fräulein unbemerkt dahin rauschten, schienen sie dem alten Herrn Bleigewichte an den Füßen zu haben.

Die bestimmte Zeit nahte indessen doch heran, und

er und die Kammerjungfer, auf verschiedenen Wegen dem nämlichen Ziele zuschreitend, fanden sich fast gleichzeitig an der Thüre des Gartensalons ein.

Der Kammerdiener hatte den Auftrag erhalten, den Garteneingang zu überwachen und etwaige Uiberraschungen zeitlich genug zu signalisiren.

Der Mond segelte in seiner ganzen Fülle und Klarheit durch das azurblaue Luftmeer dahin und goß milde Lichtströme herab, welche den alten Herrn seinen Schönheitssinn befriedigen ließen, denn Fanny, schlau berechnend, hatte für zweckmäßig erachtet, ihm in tadelloser Figur entgegen zu treten.

„Gnädiger Herr haben gewünscht, meine Zwillingsschwester zu sprechen, sie steht vor Ihnen!“

Der alte Herr verhehlte die Stimmung nicht, die ihn beherrschte.

„Ich bin gewohnt,“ begann er, „bloß wünschen und nicht erst befehlen zu müssen, wenn ich mit Leuten vom Hause sprechen will. Ich tadle Sprödigkeit nicht, sie muß jedoch nicht bloß nach einer Seite hin geübt werden.“

Ah! dachte die Baronesse, er ist eifersüchtig... um so besser!

„Eine Kokette, gnädiger Herr,“ sagte sie laut, „würde im jetzigen Momente die Unwissende affektiren;

ich aber bin weder gefallsüchtig noch kokett, daher trete ich Ihrem Verdachte entschieden entgegen."

„Sie waren heute durch mehre Stunden gleichzeitig mit meinem Neffen abwesend!"

„Der junge Graf weilt täglich einen so großen Zeittheil außer Hause, daß unsereins zu höchst ungewöhnlicher Stunde ausgehen müßte, um die gleichzeitige Abwesenheit mit ihm zu vermeiden."

„Sie hatten also kein Tête a Tête mit ihm?"

„Der Verdacht, gnädigster Herr, ist für mich so entehrend, daß Sie mir erlauben müssen, darauf gar nicht zu antworten."

„Er ist jedoch nicht grundlos; Sie haben mit ihm unter vier Augen in diesem Garten gesprochen."

„Bloß über Musik! Der junge Herr Graf ist ein Verehrer Mozart'scher Kompositionen, hörte mich ein Lied von diesem Meister singen —"

„Was hatte dieser Meister neulich bei Ihnen zu suchen?"

„Herr Mozart ist ein Freund des jungen gnädigen Herrn, der damals krak darnieder lag, und ersuchte mich durch Musik und Gesang auf die Stimmung des Kranken zu wirken; ich verweigerte es."

„Warum dieß?"

„Weil die gnädige Frau Gräfin mir es schon früher

verboten haben; die Ursache davon glaube ich nicht erst erwähnen zu sollen."

„Ich schenke Ihnen Glauben," erwiederte der alte Herr, dessen Zorn im Verlaufe des Gespräches sich allmählig verlor und einer versöhnlichen Stimmung Platz machte; „denn wem ich nicht glaube, den achte ich auch nicht."

„Dieses Wort, gnädiger Herr, gießt Balsam in meine Seele. Ich flehe Sie an, entziehen Sie mir nie Ihre Achtung."

Der Graf, den Sinn der begeisterten Bitte verstehend, verbesserte, oder richtiger verböserte sich, indem er hinzufügte: „Und wen ich nicht achte, dem kann ich auch meine Zuneigung nich bewahren."

„Ich bitte, gnädiger Herr, mich ja nicht falsch zu beurtheilen, wenn ich Sie versichere, daß Ihre Zuneigung mich wahrhaft glücklich macht. Ich bedarf der Scheinheiligkeit nicht, denn Scheinheiligkeit ist eine Huldigung, die das Laster der Tugend bringt, und mir ist jedes Laster fremd."

„Sie weisen also meine Neigung nicht zurück?"

„Ich werde sie vielmehr mit Entzücken empfangen, sobald mir die Uiberzeugung davon geworden."

„Sie bezweifeln die Wahrheit meiner Versicherung?"

„Heute bin ich dazu berechtiget, gnädigster Herr! Zuneigung fußt auf Achtung, und würden Sie mich wirklich achten, so hätten Sie mir nicht befohlen, Ihnen in dieser Stunde eine Zusammenkunft unter vier Augen zu gewähren."

Der alte Herr wurde verlegen: der Vorwurf traf um so tiefer, je gerechter er war.

„Sie unterscheiden zu streng," erwiederte er, sich vertheidigend; „man muß auch anderen Gefühlen Rechnung tragen, und Sie sind zu klug, als daß ich erst viel Worte verlieren sollte."

„Dergleichen Worte," versetzte die Baronesse lächelnd, „geh'n bei jungen Mädchen nie verloren."

„Ah! diese Antwort gefällt mir," sagte der Alte; „sie muntert mich auf, vorwäts zu schreiten."

„Thun Sie es immerhin, gnädiger Herr! es wird meine Sorge sein, Sie an der Grenze des Anstandes aufzuhalten."

„Die Figur ist treffend gewählt; an den Grenzen entrichtet man in der Regel einen Zoll, ich bin kein Schmuggler und füge mich mit Vergnügen jeder Staatseinrichtung."

„Gnädiger Herr haben meinen schlichten Worten eine geistreiche Wendung gegeben, auf welche ich nicht gefaßt war. Ich will jedoch darauf ohne alle Koketterie

antworten. Gegen einen Zoll lasse ich die genannte Grenze nicht überschreiten . . ."

„Also förmliches Prohibitiv-System?"

„Ich muß in so lange darauf bestehen, als ich keinen Handelsvertrag abgeschlossen habe."

„Ah! Sie kleiner Schelm! das ist's ja, was ich wünsche. Ich bin bereit, Ihnen alle mögliche Zugeständnisse zu machen."

„Und werden den Vertrag auch erfüllen?"

„Halten Sie mich fähig, mich gegen das Völkerrecht zu versündigen?"

„Gut! fangen wir an, die Punkte zu stipuliren."

„Prächtig, herrlich! beginnen wir!"

„Erster Punkt: Gnädiger Herr verpflichten sich, in vollkommener Uibereinstimmung mit der gnädigen Frau —"

„Halt!" unterbrach sie der Graf, „soll unser Vertrag zu Stande kommen, so darf darin von einer Uibereinstimmung mit meiner Gattin keine Erwähnung geschehen."

„Ich bitte, früher den Punkt ganz anzuhören und ihn dann erst zu erwägen. Er lautet: Gnädiger Herr verpflichten sich, in vollkommener Uibereinstimmung mit der gnädigen Frau dahin zu wirken, daß Dero Herr Neffe die ihm vorgeschlagene Verbindung eingehe."

„Ah! das läßt sich hören! war ohnedem mein Wille. Der erste Punkt ist angenommen.“

„Zweiter Punkt: Gnädiger Herr verpflichten sich, wenn der junge Herr Graf auf seiner Weigerung, die Verbindung einzugehen, bestehen sollte, ihn des Hauses zu verweisen.“

„Das steht ihm von Seite meiner Gattin ohnedieß bevor, und ich werde mich sicher nicht widersetzen. Dieser Punkt ist ebenfalls angenommen.“

„Dritter Punkt: Gnädiger Herr verpflichten sich, wenn der, solcher Weise verstoßene junge Herr eine anderweitige, standesgemäße Verbindung eingehen wollte, ihm keinerlei Hindernisse in den Weg zu legen.“

„Bin es gar nicht gesonnen. Angenommen! Doch hören Sie, meine Liebe, bisher war immer von meinen Verpflichtungen die Rede; wollen Sie nicht auch der Ihrigen gedenken?“

„Vierter Punkt: Ich verpflichte mich, nachdem der Herr Graf diese drei Punkte erfüllt haben werden, die Grenze des Anstandes zu beseitigen und Ihnen das Gebiet der Vertraulichkeit zu eröffnen.“

„Ich bin mit Allem zufrieden, nur das Wort „Nachdem“ behagt mir nicht.“

„Ich kann leider davon nicht abgehen.“

„Wenn, zum Exempel, Scipio sich zu keiner an-

deren Verbindung entschlöße, vermöchte ich den dritten Punkt nicht zu erfüllen."

„O doch! Sie dürfen mir nur nach der Erfüllung des zweiten Punktes die schriftliche Zusage geben, daß Sie in jede standesgemäße Verbindung Ihres Neffen willigen, und Ihre dritte Verpflichtung ist ebenfalls gelöst."

„Das läßt sich hören. Der vierte Punkt ist ebenfalls angenommen."

„Der Vertrag ist somit geschlossen."

„Mein Wort darauf!"

„Nun wollen wir ihn ratificiren."

„Sie gehen ja ganz staatsmännisch vor. Zum Kukkuck! wo haben Sie die handelspolitischen Studien gemacht?"

„Ich habe nicht bloß de la Rochefoucault, sondern auch Büsching und Schlötzer gelesen."

„Ich bin neugierig, welchen Modus der Ratifikation Sie vorschlagen werden, da unser Vertrag bloß mündlich stipulirt wurde?"

„Wir werden statt der Unterschriften Pfänder austauschen."

„Oh! oh! Sie wissen sich vortrefflich zu helfen."

„Ich, gnädiger Herr, gebe Ihnen den Goldreif von

meinem Finger zum Pfand; sein Werth besteht darin, daß er ein Andenken meiner seligen Mutter ist."

„Und ich," sagte der Graf, „biete Ihnen diesen Brillantring —"

„Er ist mir viel zu kostbar, als daß ich ihn annehmen sollte. Sie, gnädiger Herr, geben mir eine Locke von Ihrem Haupte."

„Soll das vielleicht eine Satyre auf mein Alter sein?"

„Mir ist graues Haar zu ehrwürdig, um darüber zu spotten; ich wählte die Locke, um mein Vertrauen in Ihr Wort zu manifestiren."

„Sie verstehen es, Wendungen zu geben; das verräth Geist, und dieser wiegt bei mir mehr als Schönheit. Haben Sie eine Scheere bei der Hand?"

„Hier ist sie."

Der Graf schnitt sich eine Locke vom Haupte — die Kammerjungfer zog den Ring vom Finger — die Pfänder des Handelsvertrages wurden gewechselt.

„Sind nun gräfliche Gnaden mit mir zufrieden?"

„Vollkommen!"

„Ich wünsche, daß dies Gefühl dauernd bleiben möge."

„Es wird der Fall sein, wenn Sie dem Vertrage nachkommen.“

„Das soll meine sorgfältigste Bestrebung sein.

Der alte Herr grüßte mit freundlicher Herablassung, indem er mit der Hand winkte — dann trennte man sich.

Fünftes Capitel.

Die Folgen des Handelsvertrages.

Der Handelsvertrag war so unerwartet proponirt, so überraschend schnell entworfen und ratificirt worden, daß der alte Graf erst hinterher Zeit gewann, über die stipulirten Punkte reiflicher nachzudenken.

Einzeln betrachtet, fand er keinen Grund zur Reue; sie zusammengefaßt, fiel ihm jedoch auf, daß die Bedingungen der Kammerjungfer, es waren dies die ersten drei Punkte, bloß seinen Neffen angingen.

Aus den ersten zwei, monlogisirte er, athmet eitel Härte, die nur durch den dritten Punkt gemildert wird. Wäre der nicht, ich könnte mich des Argwohns nicht entwinden: die Rache habe jene diktirt; so aber scheint aus dem Ganzen hervor zu leuchten, daß Scipio ihr hier im Wege sei, und daß sie ihn sobald wie möglich beseitiget wünsche. Von einer Eifersucht ihrerseits oder von gehei=

men Plänen auf seine Gunst kann nicht die Rede sein; in diesem Falle stünden die ersten zwei Punkte mit dem dritten in Widerspruch. Alles in Allem habe ich keinen Grund zu Verdacht und kann mit dem Vertrage zufrieden sein.

Der Leser, dem der geheime Plan der Baronesse von Helm geoffenbart wurde, wird den Zweck, den sie mit den stipulirter Punkten zu erreichen strebte, leicht herausfinden, und wir gestatten ihm, den selbstgefälligen Irrthum des alten Grafen mitleidig zu belächeln.

Am nächsten Vormittage begab sich dieser zu seiner Gemahlin und begann über das bevorstehende Fest zu sprechen, welches Thema er anschlug, um unbemerkt auf die Pläne der Gräfin überzugehen.

Da er sich bisher um diese Angelegenheit nicht gekümmert, sondern der Gräfin freies Spiel gegeben hatte, so benützte diese die gute Stimmung, ihn auf ihre Seite zu ziehen, was natürlich ohne Mühe gelang.

Der Graf versprach sehr lebhaft, mit ihr Hand in Hand zu gehen; dem Neffen, wenn er sich widerspänstig zeigen sollte, seine Unterstützung und für die Zukunft alle Hoffnungen auf ein Erbe zu entziehen.

„Wir wollen nur ruhig abwarten,“ sagte hierauf die Gräfin triumphirend, „ob Scipio unsern Wünschen sich fügen, oder ob er es vorziehen wird, ein Bettler zu sein!“

Der alte Herr rieb sich vergnügt die Hände; er hatte in der Frist von kaum zwölf Stunden einen Handelsvertrag mit der Kammerjungfer, und ein Trutzbündniß mit seiner Gemahlin abgeschlossen—es war mehr, als er noch gestern zu hoffen wagte.

Im Genuße dieses freudigen Gefühles störte ihn Scipio, der blaß und angegriffen zu ihm in's Zimmer trat.

Der junge Mann hatte bisher jedesmal in dem alten Herrn einen liebreichen, nachgiebigen Onkel gefunden — einen Onkel, welcher, vielleicht weil der eigenen Schwäche sich bewußt, auch für die seines Neffen eine größere Nachsicht an den Tag legte, wie die eigensinnige, strenge Frau Tante.

So oft daher Scipio mit seinen Anliegen an der felsigen Tante scheiterte — das Beiwort paßt figürlich und unfigürlich — so nahm er jedesmal seine Zuflucht zu dem Onkel, der zu seinen Gunsten beredend, vermittelnd, manchmal sogar kategorisch entscheidend eingriff.

Von solcher Hoffnung beseelt, erschien der junge Mann auch jetzt vor dem Onkel.

Als dieser ihn ersah, machte er eine Pantomime, welche die Worte ausdrückte: „Ah! der kommt mir eben erwünscht!"

Scipio, mit der geänderten Stimmung nicht ver-

traut, deutete die Geberde zu seinen Gunsten und rief: „Ah! gnädigster Herr Onkel, wie immer nehme ich auch heute wieder meine Zuflucht zu Ihnen: wenden Sie das Unglück von mir ab!“

„Du redest von Unglück?“ rief der alte Herr sich erschreckt stellend; „bis zu diesem Momente ahnte ich nicht, daß Du von einem Unglück bedroht seiest.“

„Es ist das schwerste, das mich treffen könnte!“

„Wenn's denn wirklich so ist, will ich Dir augenblicklich beistehen.“

„Die gnädige Tante beharrt darauf, mich zu vermählen —“

„Ich hörte davon sprechen!“ warf der Oheim gleichgültig hin.

„Ich soll die junge Komtesse Mainoni zur Gattin nehmen.“

„Ah! Du glücklicher Neffe!“

„Glücklich, sagen Sie? Mein Himmel! das ist ja eben mein Unglück!“

„Geh', Scipio, Du bist nicht recht bei Trost. Die Komtesse besitzt ja alle Eigenschaften, um jeden jungen Mann glücklich zu machen!“

„Leider, Herr Onkel, bin ich anderer Ansicht.“

„Was findest Du an ihr auszusetzen?“

„Sie ist nicht die Wahl meines Herzens.“

„Bah! Deine Tante war auch nicht die Wahl meines Herzens, und ich bin doch recht glücklich."

Dabei dachte er an den Handelsvertrag.

„Ach, gnädigster Herr Onkel, Charaktere und Temperamente sind ungleich."

„Hat Dein Herz schon eine Wahl getroffen?"

„Gnädigster Herr Onkel! ich bitte Sie nicht, eine andere Verbindung eingehen zu dürfen, sondern bloß das Unglück der projektirten von mir abzuwenden."

„Hör' mich an, Scipio; ich gebe zu, daß die Verbindung mit der Komtesse allen Deinen Wünschen nicht entspricht; allein einen Grund, Dich darin unglücklich zu nennen, hast Du nicht. Du darfst nicht vergessen, mein Lieber, daß man den Wünschen der Verwandten, denen man viel verdankt und noch mehr zu verdanken haben will, auch ein geringes Opfer bringen muß."

„Diese Verbindung ist also auch Ihr Wunsch?" rief Scipio, wie aus den Wolken fallend.

„Ja, er ist es. Ich nahm mir erst in den letzten Tagen die Mühe, mich in den Verhältnissen einzuweihen — dabei dachte er wieder an den ratificirten Vertrag — und fand, daß die Verbindung eine sehr dankbare ist. Kurz und gut, lieber Scipio, Deine Tante will es, und ich will es nun auch; Du wirst also der Gatte der

Komtesse werden, oder Du bist nicht mehr unser Neffe. Ich meine, die Wahl sollte Dir nicht schwer fallen."

„Ist das Ihr letztes Wort?"

„In dieser Angelegenheit, ja!"

„Dann bin ich gezwungen, die Bande, die mich an dieses Haus ketteten, zu lösen."

„Ich hoffe, dieß wird nicht Dein letztes Wort sein. Wozu solltest Du es jetzt schon sprechen, Dir sind ja noch ein paar Tage zur Uiberlegung gegönnt."

Um einem abermaligen Einwurf des Neffen zu begegnen, setzte der alte Herr rasch hinzu: „Genug davon, Dein unmotivirtes Lamentabel fatigirt mich; verdirb mir meine angenehme Stimmung nicht. Adieu!"

Der junge Mann verließ, seiner letzten Hoffnung beraubt, das Gemach.

Von diesem Augenblicke an beseelte ihn die Uiberzeugung, daß er das Haus seiner Verwandten werde verlassen müssen, und es warf sich ihm die Frage auf, ob er es jetzt schon, das heißt freiwillig thun, oder aber dem Konflikte seinen natürlichen Verlauf lassen solle?

Er wählte das letztere, um der Welt zur Beurtheilung des Bruches eine Thatsache zu bieten und ihr die Gelegenheit zu allerlei Vermuthungen zu benehmen.

Damit nun die Thatsache um so greller zum Nachtheile seiner Verwandten hervortrete, damit die Hand=

lungsweise jener ganz und gar den Stempel des Eigensinnes trage und man ihm nichts als eine einfache Weigerung zur Last legen könne, hüthete er sich vor jedem Zusammentreffen mit dem Gegenstande seiner Leidenschaft und verbarg um so sorgfältiger das Geheimniß seines Herzens.

Der Graf und die Gräfin nahmen die scheinbare Ruhe für ein allmäliges Befreunden Scipio's mit ihrem Projekte; die Kammerjungfer jedoch, die ihn eben so sorgfältig wie Jene beobachtete, aber richtiger beurtheilte, die Kammerjungfer fand in seiner Ruhe keinen Grund zur Unruhe, und sah dem entscheidenden Tage hoffnugsvoll entgegen.

Er rückte heran, und mit ihm der Festabend, unter der anspruchlosen Bezeichnung einer Soirée.

Die inneren Räume des gräflichen Landhauses strahlten von Kerzenglanz; den Garten durchfloß magischer Schimmer, dessen unsichtbarer Ursprung die Beleuchtung noch mysteriöser scheinen ließ.

Die Dienerschaft prunkte in den Galla-Livreen und die Gebieterin des Hauses that für den Festabend ein Uibriges und ließ sich in dieser Woche bereits zum drittenmale kleistern und zum fünftenmale weißschminken.

Das Kapitel, womit der Leser sich eben beschäftiget, ist: „Die Folgen des Handelsvertrages" überschrieben;

das Fest, in dessen Details einzugehen wir nicht gesonnen sind, kann nun freilich, da es von der Geäfin früher beschlossen war, nicht zu den Folgen des Vertrages gezählt werden; allein die Vorgänge auf dem Feste wären für Scipio von keiner Entscheidung gewesen, hätte der Onkel die Allianz mit der Tante nicht geschlossen; da nun diese eine Folge des obgenannten Vertrages war, so können wir füglich die nächsten Scenen unter der bezeichneten Kapitelaufschrift dem Voranstehenden anreihen.

Unter den geladenen Gästen befanden sich auch der Graf und die Gräfin Mainoni und deren Tochter.

Die Unbefangenheit der Komtesse gab zu erkennen, daß sie von dem Verbindungsprojekte noch keine Ahnung besitze. Ihre Mutter war vorsichtiger wie Scipio's Tante und schwieg; die Zeit, darüber zu sprechen, dachte sie, wird schon kommen.

Uibrigens war das Projekt noch lange nicht so weit gediehen, als die Gräfin Tante ihren Neffen glauben machen wollte. Wenn Jemand durch die Widerspenstigkeit Scipio's kompromittirt werden konnte, war es höchstens die Gräfin, die im Hause voreilig davon sprach und die Angelegenheit zur Kenntniß der Dienerschaft brachte.

Scipio, in bescheidener Zurückgezogenheit sich hal-

tend, nahm am Tanze keinen Antheil, sondern befliß sich sorgfältig, den Eltern der Komtesse und seinen eigenen Verwandten aus dem Wege zu gehen.

Diesen, von den Pflichten des Anstandes in Anspruch genommen, mangelte anfangs die Zeit, darauf zu achten, und der junge Mann konnte unbeirrt seine Absicht erreichen.

Später, nachdem alle Gäste bereits eingetroffen und die Unterhaltung in Fluß gebracht war, begann die Tante den Neffen zu beobachten, und bemerkte sein anachoretisches Karthäuserthum. Sie machte den Gemahl darauf aufmerksam, und dieser lispelte lächelnd: „Er gerirt sich wie ein Opfer; immerhin! wenn er sich nur an Hymen's Altar fesseln läßt!“

„Ich halte es an der Zeit, daß Du mit Mainoni darüber sprichst.“

Der alte Herr versprach, dies zu thun.

Die vertrauliche Unterhaltung der beiden grauen Familienhäupter wurde in der Ecke eines abseitigen Spielzimmers geführt, wobei Teichberg auf Schwierigkeiten stieß, die er nicht erwartet hatte.

Die Weigerung Scipio's war bis zu dem Grafen Mainoni, freilich nur als ein verblaßtes Gerücht, gedrungen, und verletzte ihn ein wenig.

Er schmeichelte sich, der Besitz seiner einzigen Toch-

ter werde dem Neffen Teichberg's als ein Glück erscheinen, und ärgerte sich, das Gegentheil zu erfahren.

Man darf nicht vergessen, daß es sich um eine officielle, gegenseitige Vorstellung der jungen Leute handelte.

In jener, der sogenannten „guten alten Zeit" wurden die meisten Ehen, sogar in bürgerlichen Kreisen, nach vorangegangener elterlicher Besprechung, auf deren Befehl geschlossen.

Die jungen Leute, oft einander persönlich unbekannt, wurden sich gegenseitig vorgestellt, und bald darauf feierte man ihre Verlobung.

Graf Mainoni hob nun hervor, daß er seine Tochter durch eine mögliche Weigerung Scipio's nicht kompromittiren lassen wolle.

Teichberg fand dieß höchst unwahrscheinlich; Mainoni war der Gegenmeinung und hob zur Unterstützung seiner Ansicht hervor, daß Scipio die Komtesse noch nicht einmal zum Tanz aufgefordert habe.

Die Bemerkung war triftig genug, und Teichberg versicherte, daß sein Neffe mit der Komtesse tanzen solle; und diese Aufforderung könne zugleich als Garantie gelten, daß er der Verbindung keinen Widerstand entgegen setzen werde.

Damit erklärte Graf Mainoni sich einverstanden.

Teichberg begab sich nun zu seiner Gemahlin und theilte ihr das eben getroffene Uibereinkommen mit; diese übernahm es, den Neffen zum Tanze zu bewegen.

Zu diesem Zwecke ließ sie ihn durch einen Diener zu sich bescheiden, und nun fand eine jener, mehr gelispelten als gesprochenen Scenen statt, wo die Heftigkeit hinter lächelndem Antlitz und kalten Anstandsformen sich birgt, und wo zu unterscheiden unmöglich ist, von welcher Seite die Attaque kommt, von welcher die Parade.

Scipio weigerte sich, die Komtesse zum Tanz aufzufordern, weil er überhaupt nicht tanze.

Nachdem die Tante eine Zeit lang an diesem Entschluße gerüttelt, sagte sie: „Du hast Dir's also in den Kopf gesetzt, unserem Willen um jeden Preis zu widerstreben?"

„Ich tanze nicht!" lautete die Entscheidung.

Der Aerger der Gräfin mehrte sich, doch gab sie die Hoffnung noch nicht auf, entließ den Neffen, um eine Weile später ihren Gemahl gegen den Renitenten zu senden.

Dieser benützte die freie Pause, einer sich eben bildenden Spielpartie sich anzuschließen.

Der Graf fand ihn daher am Spieltische. Die Maske des gutmüthigen Onkels vornehmend, sagte er: „Wie, Herr Neffe, Du pflanzest Dich wie ein alter Herr

an den Kartentisch und versäumst die Pflicht, die Dir, einem Verwandten des Hauses, zusteht?"

„Ich bemerke mit Vergnügen," erwiederte Scipio, „daß an gewandten Tänzern kein Mangel ist; man wird mich nicht vermissen."

Durch diese, an sich wahre Bemerkung schnitt Scipio dem alten Herrn einen Theil seines Terrains ab; es war Jenem nicht mehr möglich, ihn an den Seiten zu drängen; er mußte den Angriff en face wählen.

Das war nun ein sehr heikliger Boden, die Komtesse durfte durch Nennung ihres Namens nicht kompromittirt werden. Der alte Herr wußte sich indessen zu helfen, und fuhr, ohne seinen früheren Ton zu ändern, fort: „An Tänzern ist wohl kein Mangel, trotzdem bleibt Deine Theilnahme Pflicht. Die Herrschaften hier werden Deinen Austritt aus der Partie entschuldigen, sobald ihnen die Versicherung wird, daß Du einen Akt der Galanterie nachzuholen hast."

Die Mitspieler munterten nun selbst Scipio auf, seinen Platz einem Andern zu räumen.

Der junge Graf kehrte sich zu ihnen und sagte: „Der Grund meiner Weigerung ist ein tieferer, als Sie ahnen; ich vermeide den Tanz, weil er eine Fessel nach sich zieht, womit mich umschlingen zu lassen ich nicht gesonnen bin."

Der alte Herr erblich vor Zorn, doch fürchtete er gleichzeitig, Scipio werde das Geheimniß preis geben, er hielt daher noch an sich und sagte: „Mein Herr Neffe beliebt den Sonderling zu spielen. Er flieht duftige, sammtweiche Rosenbande, selbst auf die Gefahr hin, seine Wohlthäter, die bloß sein Glück wünschen, zu kränken."

„Wohlthäter!" rief Scipio, das hartklingende Wort aufgreifend und rasch vom Stuhl sich erhebend; „ich bin erstaunt, gnädiger Herr Onkel, daß, was ich als Beweise von Verwandtenliebe hinnahm, mir plötzlich als Wohlthaten angerechnet zu sehen."

Die Scene begann Aufmerksamkeit zu erregen.

Der alte Herr, dessen Zorn sich allmälig steigerte, vermuthlich weil er fühlte, daß sein Eifer die Delikatesse bei Seite gesetzt, näherte sich Scipio und lispelte ihm zu: „Gehorch', oder Du bist mein Neffe nicht mehr!"

Der junge Mann verbeugte sich und sprach laut und volltönig: „Ich bin von heute an bloß Ihr Schuldner für genossene Wohlthaten und ich werde meine Schuld abtragen!"

Nach diesen Worten grüßte er die übrige Gesellschaft und verließ, nicht ohne Aufsehen, den Salon.

Der Eklat war vollendet, der Bruch vollständig. Wie ein Mißton ging es durch die Gesellschaft, der Schimmer des Festes erlosch.

. . . .

Scipio verließ noch in derselben Nacht das Haus seines Onkels.

Den unbefangenen Zeugen der Scene erschien die tragische Entwickelung höchst ungerechtfertigt, um so mehr, da bisher zwischen Scipio und seinen Verwandten musterhafte Eintracht geherrscht.

Das Benehmen sowohl des alten wie des jungen Grafen kam ihnen forcirt vor; sie wußten eben nicht, daß Ersterer, da Scipio auf seinem Widerstande beharrte, den vollständigen Bruch herbeizuführen wünschte, um den zweiten Punkt des Handelsvertrags zu erfüllen, und daß Letzterer, um in der Angelegenheit seiner Liebe freie Hand zu haben, der Rücksichten entbunden sein wollte, die ihm die Abhängigkeit von seinen Verwandten auferlegte.

Die Gräfin Tante bedauerte den Bruch mit dem Widerspenstigen ebenfalls nicht, und die Kammerjungfer jubelte in ihrer Seele darüber, denn es galt ihr als Beweis von Scipio's wirklicher Liebe.

Der Bruch, welcher der uneingeweihten Welt als ein tragisches Ereigniß vorkam, war somit sämmtlichen Betheiligten willkommen.

Sechstes Capitel.

Worin Mozart und Schikaneder etwas Anderes, als die Zauberflöte komponiren.

Mozart war seit einigen Tagen Strohwittwer; Konstanze mit dem Söhnlein befand sich bereits in Baden, wo das jüngste Kind Mozart's, ebenfalls ein Knabe — bei dem Tode des Vaters nur vier Monate alt — das Licht der Welt erblicken sollte *).

Mozart besuchte seine Frau öfter in Baden; im Uibrigen blieb er jedoch in Wien, arbeitete an der „Zauberflöte“, sammelte Skizzen für's Requiem, schrieb mehre bestellte Kleinigkeiten und bewarb sich wieder um Schüler, wozu ihn seine mißlichen Verhältnisse zwangen.

*) Mozart hinterließ nur zwei Knaben von sechs Kindern. Der Jüngere hieß wie er, Wolfgang, und war kaiserlicher Beamte in Mailand.

Eines Morgens, der Meister arbeitete noch im Bette, erschien Scipio von Teichberg zu Besuche.

Sein angegriffenes Aussehen ließ den Freund Schlimmes errathen ...

„Ich bedauere, Sie stören zu müssen, Meister!"

„Freunde sind mir jederzeit willkommen — nehmen Sie Platz. Sie sehen ja aus, als wenn Sie die Nacht durchschwärmt hätten?"

„Schlaflos verbrachte ich sie wohl, mich zu amüsiren kam mir jedoch nicht in den Sinn. Sie sehen einen obdachlosen Menschen vor sich."

Mozart, einen Bruch zwischen dem Freunde und dessen Verwandten ahnend, erschrack und forderte Scipio auf, sich ihm mitzutheilen.

Dieser willfahrte dem Begehren.

„Du lieber Himmel!" sagte der Meister, als Jener die Scenen des verflossenen Abends erzählt hatte; „wie unbedächtig und voreilig haben Sie gehandelt! Es thut mir wehe, Sie tadeln zu müssen; allein ich kann mit dem besten Willen für Sie, den gethanen Schritt nicht gut heißen."

„Mir waren nur zwei Wege übrig geblieben," entschuldigte sich der junge Graf; „entweder scheinbare Nachgibigkeit, wodurch ich mich später auch mit dem Hasse der andern Familie beladen haben würde, oder ein mo-

mentaner Bruch mit der meinigen. Ich wählte den letzteren."

„Und nun, was gedenken Sie nun zu thun?"

„Darüber Ihren Rath einzuholen, kam ich hieher."

„In dieser Antwort lese ich das kommende Unglück."

„Mein Unglück! wie so?"

„Ihre Frage verräth Unentschlossenheit; Schritte, wie der, den Sie heute Nacht gethan, müssen reiflich erwogen werden, und wenn man sie unternimmt, muß man einen Entschluß für die Zukunft bereits gefaßt haben. In diesem Augenblicke verurtheilt die Welt die Härte Ihrer Verwandten; sobald Sie jedoch der Leidenschaft für die Kammerjungfer Gehör geben, wird man Jene lossprechen und Sie verdammen — ja, man wird Sie nicht bloß verdammen, man wird Sie wegen Ihres abnormen Geschmackes verspotten! Und am Ende kennen Sie ja noch gar nicht die Stimmung des anderen Theils —"

„Ich kenne sie!"

„Sie haben also mit der Kammerjungfer verkehrt?"

„Mit ihrer Zwillingsschwester, beim Theaterdirektor Schikaneder."

„Davon weiß ich ja keine Sylbe. Erzählen Sie mir auch diesen Theil Ihres unseligen Romans."

Mozart fand an der Mittheilung nur die bisherige Schweigsamkeit Schikaneder's auffallend.

„Schau, schau!" rief er; „der große Emanuel pflegt sonst mit dergleichen Pikanterien nicht hinter'm Zaun zu halten; na, warte nur, fetter Bursche, bis ich heute zu dir komme, will ich dir ein Lied vorsingen, daß dir die Ohren gellen sollen!"

„Sie thun dem Freunde Unrecht; er war bei der erzählten Scene gar nicht anwesend."

„Zum Kuckuk! er gab aber doch seine Wohnung zum Rendezvous her! Übrigens läßt mir Ihre Mittheilung die Situation ziemlich klar erscheinen. Die Kammerjungfer ist ohne Zweifel ein kluges Geschöpf, sie hat Ihre Liebe bemerkt."

„Wie konnte sie das?"

„Meinethalben, wenn nicht bemerkt, so hat sie Ihre Gefühle errathen; die Frauenzimmern wittern dergleichen, und nun spekulirt sie auf den jungen Herrn Grafen! So ist's, glauben und vertrauen Sie einem Freunde. Um den Nimbus der Uneigennützigkeit, Aufopferung, der stillen Dulderin u. s. w. zu erobern, rief sie ihre Schwester zu Hilfe und machte sie zur Dollmetscherin ihrer angeblichen Leidenschaft. Die Zwei-Fanny will Sie erobern, oder vielmehr um Ruhe und Glück betrügen, und die Eins-Fanny muß ihr beistehen. Was ich da unumwun-

den aussprach, schmerzt Sie vermuthlich; ich aber, als Ihr Freund, kann nicht anders. Ihre Leidenschaft ist eine potenzirte Tollheit; wegen einer hübschen Stimme dürfen Sie sich nicht zu einer mißgestalteten Dienerin hinab verirren. Retten Sie, ich will nicht sagen, Ihre Ehre, sondern bloß den Ruf Ihres gesunden Hausverstandes. Damit Sie aber außer meiner Ansicht auch noch eine zweite Meinung vernehmen, begleiten Sie mich zu Schikaneder; in einen Theil des Romans ist er ohnedieß eingeweiht, wir wollen ihm den andern enthüllen und seinen Rath hören. Er ist in Liebes-Affairen sehr erfahren; es lohnt sich der Mühe, ihn zu hören."

Der junge Graf willigte darein.

Mozart sprang aus dem Bette, machte rasch Toilette, der bereits harrende Friseur vollendete, was noch zu thun übrig blieb — hierauf schritt er, Arm in Arm mit Scipio, gegen die Wieden zu.

Der Theaterdirektor saß gerade beim Frühstück, als die beiden Freunde eintraten.

„He! Herr Gelegenheitsmacher," rief Mozart ihm schon von der Thüre her, zu; „man schmaus't wieder, läßt sich's in aller Frühe schmecken? Ich stelle Dir den jungen Grafen Scipio von Teichberg vor."

„Habe die Ehre bereits vom Sehen aus zu kennen!" sagte Schikaneder. „Christof, Stühle! die Herren

werden mich beehren und an meinem Frühstück Theil nehmen."

„Ich denke," meinte Mozart, „wir können es ohne Gefahr thun; Sie müssen nämlich wissen, Herr Graf, wenn man mit dem großen Emanuel ein vernünftig Wort sprechen will, ist die Zeit an der Tafel die gewählteste."

„Jedoch erst nach dem dritten oder vierten Gange!" bemerkte der Theaterdirektor. „Vor Allem jedoch empfehle ich Ihnen meine Austern, sie sind exquisit."

„Freund," sagte Mozart zu ihm, „laß' Dich nicht stören; wir werden Deiner Tafel Ehre machen; dabei will ich Dir eine Liebsgeschichte vortragen."

„Mit oder ohne Musik?"

„Er scherzt schon! Freund Scipio, wir haben zu dem Besuche eine glückliche Stunde gewählt!"

Messer und Gabel klapperten, Mozart folgte dem Beispiele Schikaneder's. Wenn Scipio nicht dasselbe that, wird es bei der ihn beherrschenden Gemüthsstimmung Niemanden befremden; dabei bekam der große Emanuel die Liebesgeschichte zu hören, deren größten Theil er aus den Mittheilungen der Baronesse von Helm ohnedem schon kannte. Dies beirrte ihn jedoch nicht, er spielte den aufmerksamsten Zuhörer: erstens, um sich zu überzeugen, ob die Baronesse von Helm ihm jüngst reinen Wein eingeschekt, und zweitens, weil er im Stillen den

Beschluß gefaßt hatte, mit den Herren ebenfalls ein bischen Komödie zu spielen.

Mozart, mit der Mittheilung zu Ende gekommen, frug nun Schikaneder um seinen Rath.

Der große Emanuel schenkte die Gläser voll und sagte: „Trinken wir!"

Man trank.

„Meine Herren," begann Schikaneder, „bevor ich meine Meinung abgebe, will ich die meines Freundes Mozart hören."

„Ich nehme keinen Anstand, sie offen auszusprechen," versetzte der Meister; „ich habe den Herrn Grafen beschworen, der Leidenschaft kein Gehör zu geben und die Kammerjungfer ihrem Schicksale zu überlassen."

„So . . . o . . . o!" dehnte Schikaneder.

Mozart riß die Augen auf; er ahnete bereits, daß Emanuel anderer Meinung, wie er, sein werde.

„Nun, Herr Direktor," sagte Scipio neugierig, „welcher Ansicht huldigen Sie?"

„Meines Erachtens," erwiederte Schikaneder, „liegt die Antwort auf flacher Hand."

„Wie lautet sie?"

„Wer A sagt, muß auch B sagen!"

„Das heißt?"

„Wenn der Herr Graf die Kammerjungfer liebt,

und die Kammerjungfer den Herrn Grafen liebt — beiläufig gesagt, bezweifle ich weder das Eine noch das Andere — so sollen sie sich heirathen!“

„Emanuel!“ rief Mozart aufspringend, ist dieß wiklich Deine wahre, ernste Meinung?“

„Ich bin bereit, einen Eid darauf abzulegen!“

„Bedenke doch, der Herr Graf hat sich ja nicht in ihre Person, sondern nur in ihren Gesang, in ihre Stimme verliebt!“

„Ich kenne Männer, die sich in kleine Hände oder in ein nettes Füßchen verliebten, nnd bloß deshalb die ganze Person geheirathet haben.“

„Waren jene Männer auch Grafen und sind ihre Frauen buckligte Kammerjungfern gewesen?“

„Wolfgang! Du sprichst in dieser Sache nüchtern bürgerlich und nicht wie ein Künstler. Für die Liebe gibt es keine Geburts- und keine Standesunterschiede; für die verschiedenen Geschmacke gibt es nichts absolut Schönes und nichts absolut Häßliches. Der Herr Graf steht nicht allein. Ich kenne die Zwillingsschwestern von Haus aus, und ich schwöre Dir, daß ich, wenn ich ledig wäre, die Kammerjungfer vom Fleck weg heirathen würde.“

Mozart schlug die Hände zusammen und rief: „Ich

erkenne ihn kaum wieder ... er ist mir über Nacht ausgetauscht worden!“

„Die Zwei-Fanny,“ fuhr Schikaneder zu demonstriren fort, „ist ein geistreiches Mädchen; sie ist in jeder Beziehung gebildet, singt wie ein Engel! Nehmen wir nun das Schlimmste an, daß sie nach der Hochzeit, beim ersten, zweiten oder dritten Kinde ihre Stimme verlöre...“

„Allmächtiger! Kinder von dieser Person!“

„So bleiben,“ fuhr der Direktor fort, ohne sich irre machen zu lassen, „noch immer Bildung und Geist übrig, die einen vernünftigen Mann zu fesseln im Stande sind.“

„Und du bist ein so vernünftiger Mann?“

„Ich bin für sie ganz eingenommen!“

Mozart ärgerte sich in Wahrheit, denn er merkte bereits, daß Schikaneder's Ansichten bei Scipio Eindruck machten.

Ein wenig gereitzt wendete er sich zu diesem und sagte: „Freund, ich bin nicht gesonnen, den Streit fortzusetzen; Sie kennen meine Ansicht ... Sie haben nun auch die des Herrn Direktor gehört; wählen Sie diese oder jene — wie Sie sich betten, so werden Sie liegen!“

„Lieber Meister!“ rief Scipio fast ängstlich, „Sie wollen mir doch nicht Ihren weiteren geistigen Beistand entziehen?“

„Mein Rath war der der Vernunft, des Geistes; Schikaneder dagegen huldiget der Materie. Sie neigen sich der letzteren zu; es ist nicht das erste- und nicht das letztemal, daß die Materie über den Geist den Sieg davon trägt. Uibrigens ist das Thema noch nicht erschöpft, ich will den Kampfplatz nicht verlassen, bis ich nicht ganz geschlagen bin. Betrachten wir die Frage der Person als erlediget und gehen wir auf die des Charakters über. Ich behaupte, die Kammerjungfer ist eine Spekulantin, die sich's in den Kopf gesetzt hat, Frau Gräfin zu werden, so wie ihre Zwillingsschwester Frau Baronin. Emanuel, was erwiederst Du darauf?“

„Ich folge Dir auch auf dieses Terrain,“ antwortete Schikaneder; „ich gebe zu, daß immerhin etwas Spekulation im Spiele ist, allein es ist eine ehrliche und keine betrügerische Spekulation.“

„Einverstanden, wenn die Kammerjungfer Scipio wirklich liebt; allein ich bin davon keineswegs durchdrungen.“

„Ich glaube an ihre Liebe!“

„Du kannst Dich irren, so gut wie ich.“

„Ich irre mich nicht, allein ich kann, was ich behaupte, nicht beweisen.“

„Darum aber handelt es sich. Scipio hat in der verflossenen Nacht seiner Leidenschaft ein Opfer gebracht,

und damit deren Wahrheit ein glänzendes Zeugniß ausgestellt. Womit kann die Kammerjungfer die ihrige bethätigen?"

„Bisher konnte sie es freilich noch nicht, weil ihr die Gelegenheit dazu fehlte."

„Du hast recht, darum bieten wir ihr die Gelegenheit."

„Ich bin damit einverstanden, nur weiß ich nicht, wie Du es anfangen wirst?"

„Der Weg ist von der Sachlage vorgezeichnet. Wir Drei leisten uns das Versprechen unverbrüchlichsten Schweigens; Scipio verhält sich passiv und unterläßt jeden Schritt, um sich dem Mädchen, mündlich oder schriftlich, zu nähern. In dieser Verfassung warten wir ab, was die Person beginnen wird. Ihr Benehmen, ihre Handlungen werden uns beurtheilen lassen, ob sie Scipio wirklich liebt und ob nicht vielmehr der Eigennutz im Spiele ist."

„Teufelsmensch!" rief Schikaneder, „was der Alles ersinnt!"

„Emanuel, ich erwarte, daß Du nicht den Verräther spielst."

„Ich gab mein Wort und werde es halten; überdieß bin ich selbst neugierig, zu erfahren, was die Kammerjungfer in dem gegebenen Falle thun wird?"

„Sollte sie ihre Schwester zu Dir schicken, so . . . .“

„Sie wird es nicht thun, da sie von meiner heute erst gemachter Bekanntschaft mit dem Herrn Grafen nichts weiß.“

Scipio erklärte sich mit dem Vorschlage, der ihm die Hoffnung für die Zukunft nicht völlig raubte, einverstanden.

„Wir sind somit im Reinen!“ sprach Mozart.

„Noch nicht ganz,“ bemerkte der Direktor.

„Es ist merkwürdig, daß der große Emanuel mit sich nie in's Reine kommt!“

„Seht, seht, wie munter der Wolfgang Amadeus heute gelaunt ist; daran ist die Strohwitwerschaft schuld; ich werde nicht ermangeln, es der Stanzerl zu rapportiren.“

„Zum Glück bist Du derjenige, dem sie am allerwenigsten glaubt.“

„Verläumdungen glauben die Menschen immer, selbst wenn sie aus Feindes Mund kommen.“

„Nun aber wieder zur Sache! Womit bist Du noch nicht im Klaren?“

„Um jeder Meinungsverschiedenheit vorzubeugen, müssen wir festsetzen, wodurch die Kammerjungfer ihre Liebe, ihre Uneigennützigkeit manifestiren soll?“

„Die Antwort liegt klar am Tage. Sie weiß, daß

Scipio von ihrer Liebe informirt ist; sie weiß ferner, daß er sie als die Sängerin im Weinberge kennt; wenn sie ihn nun wirklich liebt, wenn ihre Liebe uneigennützig, wenn sie selbst zart- und edelfühlend ist, darf sie keinen Schritt thun, dem Geliebten sich zu nähern; wie er sie, muß auch sie ihn meiden; sie darf die Kluft zwischen ihm und ihr nicht überspringen wollen, sondern muß sich mit der geistigen Liebe begnügen, so wie er."

„Teufel!" rief Schikaneder, „die Kost wäre mir zu mager, da halt' ich's lieber mit der Materie!"

„Auf wie lange setzen wir die Probezeit fest?"

„Das hängt von Ihnen ab, lieber Graf!"

„So lange Sie es aushalten!" warf der Materialist ein.

„Je länger, desto besser!" rieth Mozart.

„Ich hab' eine Idee!" rief Schikaneder.

„Wunderbar!"

„Die Probezeit dauert bis zu dem Tage, an dem die Zauberflöte zum erstenmal aufgeführt wird."

„Angenommen!" rief Mozart lachend; „ich werde schon dafür sorgen, daß es nicht zu früh geschehe."

Alle lachten — der Beschluß wurde aufrecht erhalten.

Siebentes Capitel.

Rückzug nach einem Siege.

Seit Scipio's Entfernung aus dem Hause seiner Verwandten war einige Zeit verstrichen.

Der alte Herr und die Kammerjungfer beobachteten, jedes nach einer anderen Richtung hin, eine „abwartende" Haltung.

Die verkappte Baronesse schmeichelte sich, der junge Graf werde Schritte thun, sich ihr zu nähern; hatte er doch seiner Liebe ein schweres Opfer gebracht, daß sie an dem geringeren nicht zweifeln zu dürfen vermeinte. Ihr Harren war jedoch umsonst, Scipio blieb ferne.

Unruhe bemächtigte sich des Fräuleins, Mißstimmung griff Platz; der Zwang, den sie sich bisher bloß um ihres Zweckes Willen unterzog, begann ihr, seitdem dieser verschwand, unerträglich zu werden.

Das Fräulein beschloß, die Stellung, welche die

Liebe sie annehmen ließ, auf eine anständige Weise aufzugeben.

Der alte Graf, mit dem Handelsvertrage im Kopfe, geduldete sich eine Weile, in der Meinung, der Kammerjungfer werde daran gelegen sein, die Schrift, worin er ihr seine Einwilligung zu jeder standesgemäßen Verbindung Scipio's zusicherte, bald zu besitzen; allein sie schien damit keine Eile zu haben.

Der Schönheitsfreund wollte sich schier darüber ärgern; er besänftigte sich jedoch mit dem Gedanken, daß dieser Punkt des Vertrages zu seinen Verpflichtungen gehöre, und daß es ihm obliege, dessen Erfüllung anzuregen.

Fanny bemerkte nicht sobald die erneuerten Bestrebungen des alten Herrn, als auch sie ihren Entschluß faßte und ihm im Garten die Gelegenheit zu einem Gespräche bot.

Diesesmal eröffnete sie die Unterhaltung.

„Gnädigster Herr, Sie sehen ein armes, trostloses Wesen vor sich!“

„Mein Kind,“ sprach darauf der alte Herr mit väterlichem Wohlwollen, „wer mit mir Handelsverträge schließt, hat nie Grund, über Armuth zu klagen.“

„Euer Gnaden, ich bitte, die Schwere des Tons auf das Wort trostlos zu legen.“

„Und warum sind Sie trostlos?“

„Weil meines Bleibens in diesem Hause nicht mehr ist.“

„Was höre ich?“

„Von hundert Augen überwacht, kann ich keinen Schritt thun, ohne von Spähern verfolgt zu werden; ich fühle mich ängstlich, unglücklich. Ich kann hier nicht mehr bleiben!“

„Ihr Entschluß überrascht mich!“

„Gnädigster Herr werden begreifen, daß ich selbstständig genug bin, diese Stelle aufzugeben, ohne Sie früher davon verständigt zu haben; allein ich will von Ihnen nicht als eine wetterwendische Person beurtheilt sein; ich wünsche mir Ihr gnädiges Wohlwollen auf die Dauer zu erhalten.“

Der alte Herr nickte wohlgefällig zu diesen Betheuerungen; er glaubte die Absichten Fanny's zu durchblicken und deutete sie zu seinem Vortheile.

„Ich begreife,“ antwortete er, „daß Ihnen der Zwang, den Sie sich hier physisch und moralisch auferlegt, schwer fällt, und daß er Ihnen auf die Dauer lästig werden mußte, darum macht mich Ihr Entschluß nicht ungehalten. Ich werde Ihnen gewogen bleiben, wo immer Sie sich befinden mögen. Doch, wie halten wir's mit unserem Vertrage?“

„Ist der Vertrag an eine Oertlichkeit gebunden?“

„Sie gedenken also, der eingegangenen Verbindlichkeit nachzukommen?“

„Ihr Zweifel daran würde mich schmerzen.“

„Allerliebst!“

„Euer Gnaden werden die Gewogenheit haben, meine Absicht bei der Frau Gräfin zu unterstützen?“

„Ja! richten Sie es so ein, daß Sie Ihren Entschluß dem Haushofmeister mittheilen, wenn ich in der Nähe bin. Doch wo gedenken Sie sich aufzuhalten?“

„Der Agent, Herr Karlinger, wird wohl die Güte haben, mich aufzunehmen.“

„Ich werde ihm die Weisung zukommen lassen, damit er es Ihnen nicht abschlage.“

Diese Unterhaltung fand in den ersten Nachmittagsstunden statt, und am Abende war die Gräfin bereits von der Kündigung der Kammerjungfer unterrichtet.

„Was ist der einfältigen Person durch den leeren Kopf gefahren?“ fragte die Gebieterin ärgerlich.

Der Haushofmeister machte eine Pantomime, die seine Unwissenheit ausdrückte.

„Ich will sie sprechen!“

Auf diesen Befehl wurde Fanny vor die Gebieterin citirt.

„Sie will den Dienst bei mir aufgeben?“

„Wenn gnädige Frau Gräfin es erlauben!“

„Was ich nicht verwehren kann, brauch' ich auch nicht zu erlauben. Was bewog Sie zu dem Entschluße?"

„Ich kann in diesem Hause nicht ruhig schlafen," klagte das Mädchen.

„Wer hindert Sie daran?"

„Verfolgungen, die ich zu erleiden habe."

Die Gräfin schaute die Mißgestalt verblüfft an und sagte: „Sie ist Verfolgungen ausgesetzt?"

„Mit Ihro Gnaden gnädigster Erlaubniß!"

„Mit meiner Erlaubniß? Ich lasse Niemanden in meinem Hause verfolgen."

„Ich werde es aber doch."

„Von wem denn?"

„Von bösen Träumen. Kaum bin ich eingeschlafen, so sehe ich mich auch schon von allerhand Schlangen umschlichen."

„Sie wird im wachen Zustande vielleicht an Gewissensbissen leiden?"

„Ah! gnädigste Frau Gräfin, mein Gewissen beißt nicht!"

„Sie ist ein einfältiges Gemüth," lächelte die Gräfin; „bleibe Sie nur im Hause; ich werde Ihr ein Salz geben, davon nimmt Sie vor dem Schlafengehen ein Kaffeelöffelchen voll in Wasser aufgelöst, und die Verfolgungen werden aufhören."

„Wenn gnädige Frau Gräfin es befehlen, werde ich, so lange ich im Hause bin, das Salz nehmen; allein fort muß ich doch!“

„Warum muß Sie fort?“

„Weil es mir befohlen wurde.“

„Wer befahl es Ihr?“

„Meine Wohlthäterin, die Baronesse von Helm. Ich habe von ihr einen Brief bekommen, und darin steht geschrieben, daß ich ein einfältiges, unerfahrenes Ding bin.“

„Die Baronesse kennt Sie also genau.“

„Wie gnädige Frau es befehlen.“

„Nun, was schrieb sie weiter?“

„Weiter schrieb sie, ich hätte, bevor ich einen Dienst annahm, sie davon in Kenntniß setzen sollen; ich dürfe nur in einem ihr bekannten Hause dienen, wo man mir die nöthigen Rücksichten angedeihen lassen wird.“

„Die Baronesse ist sehr besorgt um Sie! Bleibe Sie nur, ich will an die Baronesse schreiben.“

In diesem Momente trat der Graf in's Gemach.

„So eben sagt mir Fanny, die Baronesse von Helm wünsche, daß sie den Dienst bei uns aufgebe.“

„Nun, will die Fanny sich dem Wunsche fügen?“

Das Mädchen bejahte die Frage, worauf der alte Herr bemerkte: „Es thut mir leid!“

Kaum hörte die Gräfin diese Aeußerung, als sie rasch den Cours änderte und sagte: „Ich habe mich anders besonnen und werde in dieser Angelegenheit keine Mühe verlieren. Karlinger soll eine andere Kammerjungfer besorgen; die Fanny kann gehen, sobald Sie will!"

„Wenn gnädige Frau Gräfin es befehlen, will ich schon morgen fort."

„Meinethalben."

„Oder wünschen Ihro Gnaden, daß ich noch heute . . ."

„Sie scheint Eile zu haben?"

„Eile nicht, gnädigste Frau Gräfin, aber Furcht."

„Wovor denn?"

„Vor dem Salz!"

„Sie ist in der That mehr als einfältig! Ich will nichts mehr von Ihr wissen."

„Ach! . . . oh . . . mein Gott! . . ."

„Warum weint Sie denn?"

„Weil die gnädige Frau mir zürnen; ich ertrag' das nicht... ich will das Salz einnehmen und dann in Gottes Namen gehen!"

Die Gräfin, um sie zu beruhigen, gab ihr das Salz. Fanny nahm es, küßte ihr dankbar die Hand, und da sie ihre Koffer schon früher gepackt hatte, fuhr sie bald darauf in einem Dienstwagen aus dem Hause.

Der kleine, magere, kupferige Agent ließ sich von der Uiberraschung, die ihm bevorstand, nichts träumen.

Als das Fräulein bei ihm eintrat, sprang er erschrocken vom Stuhle und rief: „Sie sind's, gnädigste Baronesse! Um Gotteswillen, was ist vorgefallen?"

„Beruhigen Sie sich, es ist Alles in der Ordnung!"

„Sie stehen also noch im Dienst?"

„Ich bin so eben ausgetreten."

„Und das nennen Sie: in Ordnung sein?"

„Ich wiederhole Ihnen, daß Alles in Ordnung ist. Haben Sie ein überflüßiges Zimmer?"

„Wenn Sie wünschen, werde ich Ihnen Eines zur Disposition stellen."

„Ich wünsche es, und Seine Gnaden der alte Herr Graf befehlen es."

„Es hätte des letzteren nicht bedurft. Weiß der Herr Graf ..."

„Der Herr Graf weiß in dieser Stunde nicht mehr, als er nach der Scene auf der Bastei gewußt hat."

„Prächtig, herrlich! Aber mein Gott!..."

„Was fehlt Ihnen, Herr Karlinger, warum erschrecken Sie so plötzlich?"

„Weil mir so eben einfällt, daß ich mich jetzt wieder in derselben Bedrängniß befinde, wie dazumal, als ich Sie kennen lernte. Wo werde ich eine zweite Baronesse

Helm finden, die gleich einem Proteus, mehre Gestalten annehmen kann?"

„Beruhigen Sie sich! auch dagegen werde ich Sie schützen. Suchen Sie eine Kammerjungfer aus, so häßlich und so bornirt, als sie nur sein kann. Genügt sie der Gräfin, so bedeuten Sie dem Grafen, ich, die Kammerjungfer Fanny, ließe ihm diese Person empfohlen."

„Oh! oh! gnädige Baronesse! Tausendkünstlerin! Zauberin!"

„Wenn Ihr Enthusiasmus wahr ist, so dulde ich ihn; denn schmeichelhaft ist er nicht."

Die Baronesse nahm hierauf das ihr angebotene Zimmer in Besitz.

Als der Agent nach einigen Tagen mit einer Kandidatin, einem Ausbund von Häßlichkeit in dem gräflichen Landhause erschien, und dem alten Herrn die Empfehlung der früheren Kammerjungfer überbrachte, nickte dieser beifällig und dachte: Ah! sie ist eifersüchtig; jetzt zweifle ich nicht mehr an ihrer Aufrichtigkeit.

Achtes Capitel.

Der Hirschenfang im Prater.

Der Anfang dieser Erzählung hat vielleicht bei einigen Lesern Erwartungen angeregt, die der Verlauf nicht rechtfertigte; der Schattenspieler Depensier stand in einer Weise im Vordergrund, als ob er zur Hauptperson werden wollte, trat jedoch bald vom Schauplatze ab und ließ bisher vergebens auf sein Wiedererscheinen warten.

Trotz dieser scheinbaren Unthätigkeit hinter der Scene, können wir doch nicht umhin, ihn als eine der Hauptpersonen unserer Erzählung zu betrachten; er setzte, wie das eine Eisengewicht an der Schwarzwälderuhr das Gehwerk in Bewegung, während ein zweites Gewicht dasselbe beim Schlagwerk bewirkte; jedes dieser Werke für sich ist etwas, erst beide zusammen bilden ein vollkommenes Ganze.

Wir verschmähten nicht, dieses passende Gleichniß

zu wählen, obgleich es, die Fehler dieser Erzählung blos-legend, zu unserem Nachtheile zu Tode gehetzt werden könnte.

Wir kennen einen Mann, der im Besitze dreier Uhren ist.

Eine goldene Ankeruhr trägt er mit sich herum; eine silberne hängt daheim an der Wand neben seinem Bette, und eine Schwarzwälder-Uhr läßt ihr Tick-tak und Bim-bam in der Küche ertönen.

Die kostbare Erste dient wohl mehr zum Staatmachen als zum Gebrauch; ihr Organismus ist so zart gebaut, daß jede gähe Bewegung des Trägers, jeder Sprung eine chirurgische Untersuchung und kostspielige Behandlung nothwendig macht; der Besitzer muß sie stets hüten vor einem Unfalle und vor „langen Fingern".

Die silberne Uhr ist stärker gebaut, geht richtig und erfüllt am Tage ihren Zweck vollkommen; allein in der Nacht braucht man Licht, um zu sehen, wie hoch es an der Zeit ist.

Die Schwarzwälder-Uhr, obwohl nur in der Küche postirt, verkündet dagegen Tag und Nacht in der ganzen Wohnung die Zeit; an ihrem groben Mechanismus bricht sich die Wirkung der Rauch- und Staubwolken; unter den drei Uhren ist sie die billigste und verläßlichste. Jahrelang bedarf sie keiner Reparatur, und ist's der Fall, ver-

richtet man sie meistens selbst. Die Schwarzwälderin ist jahraus, jahrein Zeitmesserin und Zeitverkünderin in einer Person; in ihrer angeborenen Bescheidenheit begnügt sie sich mit einem einfachen Mantel, duldet mit stählerner Seele alle Anschwärzungen, knarrt wohl ein wenig, wenn man sie aufzieht; allein sie fährt fort, ihre Pflicht mit minutenhafter Genauigkeit zu üben.

Sternenlauf könnt ihr wohl mit ihr nicht messen, allein sie kündet Euch die Arbeitsstunde, die Bet-, die Speise- und Erholungsstunde, sie ist die echte wahre bürgerliche Uhr für die bürgerliche Zeit.

Vergleicht immerhin diese Erzählung mit der Schwarzwälderin, wir schämen uns des Vergleiches nicht.

. . . .

Monsieur Louis Depensier fuhr fort, mit seiner Schattenspielkunst gute Geschäfte zu machen; wenn es auch nicht mehr, wie in den ersten Wochen, regnete, so hörte es doch nicht zu tröpfeln auf.

Die in Schikaneder's Verhältnisse Eingeweihten zerquälten sich vergebens, zu erfahren, woher dem Direktor bei fortdauerndem schlechten Geschäfte die ergiebigen Quellen floßen; und ergiebig mußten sie sein, denn er bestritt seinen erheblichen Aufwand, tilgte seine Schulden, zahlte nicht nur pünktlich die Gagen, sondern leistete sogar Vorschüße.

Man holte seinen Associe Bauernfeind aus; dieser betheuerte, keinen Pfennig hergegeben zu haben; man forschte hier und dort, jedoch ohne bessern Erfolg.

Da der Schattenspieler immer im fernen Hintergrund blieb, und der große Emanuel um seiner Autorehre Willen das Geheimniß treu bewahrte, so kam es auch nicht an's Licht.

Man befand sich bereits im Hochsommer, der Schattenspieler machte noch keine Miene, seine Bude abzubrechen; er schien den Erfolg der Zauberflöte abwarten zu wollen.

An einem der ersten August-Abende finden wir in jenem Theile des Praters, wo die Schank-Wirthschaften erst später zu einem förmlichen gezimmerten Dörflein anwuchsen, vor einer der Sommerschenken mehre Gäste, die sich's unterm schattigen Dache eines Kastanienbaumes beim Wein, Käse und Schinken wohl bekommen ließen.

Wir sagen: beim Wein, weil zu jener Zeit Bier und Rauchtabak noch lange nicht zum Bedürfniß der Massen geworden waren; von Cigarren, wie sie heute zu Millionen verdampft werden, gar nicht zu sprechen.

Die Gäste bei der „Stadt Belgrad“ — so war jene Wirthshütte beschildet, zum Andenken an die, zwei Jahre vorher durch Laudon statt gehabte Eroberung der genannten Festung — die Gäste also bei der Stadt Bel-

grad gehörten ihrem Aeußern nach der wohlhabenden Bürgerklasse an.

Den Stoff ihrer Unterhaltung bildete die letzte Neuigkeit aus Frankreich, der Aufstand vom 17. Juli, der durch Lafayette gedämpft worden war, wodurch dieser seine Popularität verlor.

Es ist überflüßig, zu erwähnen, auf welcher Seite die Sympathieen der Wiener standen, da die Königin von Frankreich, die vielgeliebte Tochter Maria Theresia's, die Schwester des verstorbenen und des regierenden Kaisers war.

In der Nacht vom 20. Juni hatte die unglückliche Königsfamilie den Fluchtversuch gewagt; am 22. wurde sie gefangen genommen und nach Paris zurück gebracht.

Die Nationalversammlung bemächtigte sich der Gewalt, die Republikaner mit Robespierre, Desmoulins Danton an der Spitze, erhoben sich; der Aufstand wurde indessen diesesmal noch gedämpft.

Zwar hatten Oesterreich, England, die Schweiz und Sardinien schon im Mai zu Mantua einen Bund geschlossen und boten dem unglücklichen Ludwig ihre Stütze an; wie bekannt, weigerte er sich, sie anzunehmen und beschwor lieber die Constitutin vom 3. September.

Wir haben an diese vielbekannten Thatsachen nur

erinnert, weil sie zur Zeit unserer Erzählung ihre Schatten auch nach Oesterreich warfen.

Unter Kaiser Leopold II. blühte noch das Logenwesen, die geheimen Vereine, die Klubbs.

Der Orden der Freimaurer verfolgte zwar während der früheren Regierungen eine bloß humanistische, die Aufklärung befördernde Tendenz; allein in einer so bewegten Zeit, wie die ersten drei Jahre der französischen Revolution, konnte diesen Verbindungen die Politik nicht ferne bleiben.

In den Logen begann der politische Oppositionsgeist sein Haupt zu erheben, und wie überall, wo dieses der Fall ist, entstanden Parteien; es bildeten sich neue Logen, die „vorgeschrittene Maurerei" trieben.

Im außerösterreichischen Deutschland war die „Union" an die Stelle der unterdrückten, oder vielmehr unterdrückt gemeinten Illuminaten (Lichtfreunde) getreten; diese sandten Emissäre aus, um ihre gefährlichen Grundsätze zu promulgiren, theils direkt durch persönliche Agitation, durch vertheilte Tractätlein, durch veröffentlichte revolutionäre Gedichte 2c. 2c., theils aber indirekt durch Einwirkung auf jene Logen, die den Herd der Unzufriedenen bildeten.

In Paris hatte sich bereits die Section der Jakobiner gebildet, die Unionisten oder Illuminaten eigneten

sich ihre Grundsätze an und wurden somit deren Schatten in Deutschland.

Die vorgeschrittenen Maurer standen mit den Unionisten in Verbindung.

So war der Stand zur Zeit unserer Erzählung unter Kaiser Leopold II.

Nach dieser nicht überflüßigen Erläuterung fassen wir wieder die kleine Gesellschaft vor der „Stadt Belgrad" ins Auge.

„Mein Gott!" sagte ein alter Meister, „was würde wohl die selige Kaiserin dazu sagen, wenn sie jetzt aufstünde und ihre Tochter in so großer Noth erblickte?"

Die Bezeichnung „selige Kaiserin" galt noch viele Jahre später der großen Maria Theresia.

„Sie würd' halt wieder marschiren lassen!" antwortete ein Anderer; „sie hat den preußischen Friedrich den „bösen Mann" genannt, jetzt würde sie die Franzosen das „böse Volk" heißen."

„Was Volk!" rief ein Dritter erbittert; „diese Rebellen sind gar kein Volk! sie sind schon eine Nation!"

Dem Fremden diene zur Erklärung, daß im österreichischen Jargon die Wörter „Volk," „Nation" oft als Schmähworte gebraucht werden.

„Wahr ist's," meinte der Vierte; „eine Bagage

ist's! Ich begreife nicht, wie es Menschen geben kann, die heimlich auf ihrer Seite sind!"

„Bei uns in Wien gibt es gewiß keine!"

„Gerade bei uns in Wien!"

„Geh', Kasperl, plausch' nicht."

„Ich hab's erst gestern erlebt. Ich war auf der Mariahilfer-Straße beim „Kreuz" eingekehrt, da kommt der Jean vom Fürsten Kaunitz herüber. Er setzt sich zu mir, wir kennen uns nämlich, weil ich das Weißgebäck ins Haus liefere —"

„So!" unterbrach ihn der Erste; „ich hab' geglaubt, daß der Fürst auch die Semmeln und das Grünzeug aus Paris bezieht."

Dieser Spott auf des greisen Staatskanzlers Vorliebe für Alles, was aus Frankreich kam, wodurch der Spötter, ein tiefgekränkter Tapezierer, sich durch mehrfach erlittene Zurücksetzungen besonders veranlaßt fühlte, erregte natürlich die Heiterkeit der Wiener.

Drauf fuhr der Bäckermeister fort: „Der Jean setzte sich also zu mir, erzählte mir eine neue G'schicht' von Paris, und wie er damit fertig war, fing er an zu räsonniren."

„Uiber's Volk?"

„Nein, über'n König."

„Oh! oh! das ist nicht möglich!"

„Ich werde doch nicht lügen?"

„Du hast ihm aber gleich die Leviten gelesen?"

„Das ließ ich bleiben!"

„Warum denn?"

„Weil der Jean beim Fürsten viel gilt und mich um die gute Kundschaft bringen könnte; ferner, weil ich mir dachte, der Jean ist ein Franzos."

„Ein Franzos ist er wohl, allein gegenwärtig lebt er in Wien, und wessen Brot man ißt, dessen Lied soll man pfeifen."

„Mein Gott! er ist nicht der einzige Franzos unter uns, der es mit seinen Landsleuten hält."

„Leider, leider!"

Im Vorbeigehen sei erwähnt, daß in der That, bei der späteren, gefährlicher aufgetretenen Agitationen, französische Dienerschaft, nicht bloß des Fürsten Kaunitz, sondern auch anderer herrschaftlichen Häuser sich betheiligte und eingezogen wurde.

„Weil wir g'rad von dieser Sache reden," begann hierauf ein schlichter Gewürzkrämer, „so muß ich Euch doch auch erzählen, was mir passirt ist. Vor einigen Tagen erhielt ich einen Brief mit der Klepperpost; ich öffnete ihn, und was fand ich darin?"

„Vielleicht gar ein Pasquill?"

„Noch was Schlimmeres! Ein abscheuliches Gedicht

war's, gegen die hohen Obrigkeiten — so abscheulich, daß ich es augenblicklich in's Feuer warf, damit ich nicht in Pfeffer gerathe."

„Was die Teufelsmenschen treiben, ist unglaublich! Ich hab' schon von einem rebellischen Gedicht, verfaßt von einem gewissen Schubart, der in Würtemberg auf der Festung sitzt, erzählen hören; das Gedicht wurde im vorigen Jahr' in den Straßen ausgestreut."

„An schlechten Leuten gibt's keine Noth! Ich sag's Euch, Kinder, man muß sich bei jetziger Zeit in Acht nehmen ... Heh! Herr Wirth, noch ein Glas Wein!"

Das Gespräch fesselte die Aufmerksamkeit der Bürger derart, daß sie das Herannahen eines Herrn nicht gewahrten, sondern erst durch seinen Gruß auf ihn aufmerksam wurden.

„Ah! Herr von Schaller!" rief es wie aus Einem Munde, worauf devote Begrüßungen folgten, denn Herr Schaller war ein Mann von Amt, und damals hatte der Bürger noch Respekt vor den Dikasterianten: so hießen die Beamten.

Man räumte dem behäbigen, gutmüthig aussehenden Herrn den Ehrenplatz ein, und es ließ sich ohne Mühe erkennen, daß er, obgleich allabendlich in dieser Gesellschaft, doch eine Art Autorität ausübte.

Schaller bekleidete eine untergeordnete Stelle in ei-

ner Kanzlei, wo er in der Lage sich befand, das Neueste vom Neuen zu erfahren; man kann daher beurtheilen, welchen hohen Werth die Bürger auf seine tägliche Gesellschaft legten.

Nachdem der Kanzleimann unter dem feierlichen Schweigen aller Anwesenden seinen Meißner-Kopf vollgestopft und mit Papierschwamm angeraucht hatte, nachdem er die Rauchwölkchen der drei ersten Probzüge glücklich vor sich geblasen, begann er: „Nun, meine Herren, was gibt's Neues?“

Wie täglich, antwortete auch heute der Tapezierer im Namen Aller: „Das werden Sie am besten wissen, Herr von Schaller!“

Der Beamte, seinen Meißner in der Rechten, das Weinglas in der Linken, lächelte vornehm und vom Bewußtsein seiner Superiorität erfüllt sagte er: „Freilich weiß ich's! ich muß es auch wissen, denn ich sitz' an der Quelle!“

Darauf trank er behaglich in langsamen Zügen.

Wenn nun Jemand die Ungeschicklichkeit begangen hätte, ihn zur Mittheilung aufzufordern, so würde der Mann an der Quelle sich in den Mantel des Schweigens gehüllt haben, und keine Macht hätte vermocht, ihn für diesen Abend zum Sprechen zu bringen.

Die Bürger aber kannten bereits ihren Mann, hü-

teten sich, den gefährlichen Fehler zu begehen, und schwiegen, bis auf den Bäckermeister, der es übernahm, den Teig weich zu kneten und die Katze hinter'm Ofen hervorzulocken.

„Ja, ja!" seufzte er, „wo sind die guten alten Zeiten, als noch die selige Kaiserin regiert hat!"

„Sie werden nimmer mehr kommen; aus ist's für alle Ewigkeit; Kaiser Josef hat's für immer verdorben!"

„Und läßt es sich nicht mehr repariren?"

„Wie denn? so lange die Pariser Revolution nicht gebändiget ist? Dort steckt das Uibel, und von dorther verbreiten sich die rebellischen Ansichten."

„O! die verflixten Franzosen!"

„Die Deutschen sind aber auch nicht besser!"

„Oho!"

„Sie schicken uns ebenfalls alle Teufel in's Land, um das dumme Volk zu verführen."

„Niederträchtig!"

„Diese deutschen Verführer unter französischen Namen sind gefährlicher wie die gebornen Franzosen; man ist eher geneigt, ihnen, als den ganz Fremden, Glauben zu schenken; doch die Wiener können ruhig schlafen."

„Ist das wahr, theuerster Herr von Schaller?" rief der Gewürzkrämer ängstlich; „können wir ruhig zu Bette gehen?"

„Bei uns hat Niemand etwas zu besorgen; das Illuminatengesindel wird uns nichts anhaben, auch wenn man uns zehnmal so viel Emissäre in's Land schickte."

„Was, Commissäre?"

„Emissäre, Meister, Emissäre! Das sind schlechte Menschen, die eine Rolle spielen, ungefähr wie die Schlange im Paradiese! Ich sage Euch, meine Herren, ehe sechs Stunden vergehen, wird man hier im Prater einen Hirschen fangen."

„Einen Hirschen?"

„Ja! aber was für einen Hirschen? Einen, der ein unsichtbares Gehörne trägt, aus dem man nicht Hirschhorn-, wohl aber Höllengeist sieden kann; ein Ungeheuer mit zwei Füssen ohne Klauen; einen Schuft, der unter Taubeneinfalt aufrührerisches Schlangengift birgt — kurz einen Illuminaten vom reinsten Wasser."

„Um aller Heiligen Willen!" rief der Tapezierer, die Hände ringend, „wie ist dieser entsetzliche Mensch nach Wien gekommen?"

Herr von Schaller antwortete pfiffig: „Nun, wie?" nahm sein Glas, trank bedächtig, blies die Rauchwolken mit Attention von sich und setzte geheimnißvoll hinzu: „Mit Extra-Post!"

„Und warum schafft man die Post nicht ab, wenn sie solchen Spitzbuben unter die Beine greift?"

„Weil sie die Wölfe in den Schafpelzen nicht kennt, weil man gemeint hat, es würden sich nur ehrliche Menschenkinder der Extra-Post bedienen; derweilen trägt das schlechte Volk auch kein Stroh im Kopfe, indessen, es meint, früh aufzustehen; wir aber sind noch zeitlicher aus dem Bette, die Wiener können ruhig schlafen gehen."

In Folge dieser tröstlichen Versicherung rief der Gewürzkrämer: „Heh, Stadt Belgrad! noch einen Pfiff Wein."

„Aber nur Einen Pfiff!" setzte Herr von Schaller warnend hinzu.

„Warum denn nicht mehr?" fragte erstaunt der Ladenherr; „ich hab' noch lange nicht mein tägliches Maß erreicht!"

„Kaufen Sie sich, was zu Ihrem täglichen Maß' fehlt, anderswo."

„Wenn mir aber der Wein gerade hier am besten schmeckt?"

„Werden Sie doch darauf verzichten müssen."

„Warum denn?"

„Weil Sie keine Zeit haben werden."

„Es hat ja noch nicht Ave Maria geläutet."

„Beim Hirschenfang kümmert man sich wenig um das Ave, da heißt es bloß cave, zu deutsch: Nimm Dich in Acht!" Geheimnißvoll fortfahrend setzte er hinzu:

„Merken Sie denn nicht, daß man einen Theil des Praters umstellen wird, und daß dann Alle, die aus dem Kreise hinaus wollen, Fatalitäten haben werden?“

„Und wegen eines einzigen Hirschen trifft man solche Vorkehrungen?“

„Weil man hofft, nicht bloß den Haupthirsch zu fangen, sondern auch seine Mithirschen.“

„Und dann?“

„Dann wird es heißen: Mitgefangen, mitgehangen!“

„Aber wer ist denn der Haupthirsch?“

Bei dieser, dem Tapezierer entschlüpften Kernfrage machte Herr von Schaller die Bewegung eines Menschen, der gäh aus dem Schlafe gestört wird, stierte den Unvorsichtigen zehn Secunden lang an und rief trocken: „Herr Wirth, zahlen!“

Der Gerufene stürzte herbei; der Kanzleiherr berichtigte seine Zeche; die Bürger glaubten seinem Beispiele folgen zu müssen und verließen unter seinen Fittigen den Prater.

Daß Herr von Schaller, trotz aller gestellten Fallen und gelegten Leimspindeln kein Wort mehr verlor, versteht sich von selbst.

. . . .

Und in der That, bei heranbrechender Dunkelheit begann es im Prater in einer weiten, um einen fixen Punkt gezogenen Kreislinie sich zu regen und zu bewegen.

Dunkle Männergestalten schlichen über's Gras und raschelten durch's Gebüsch, immer enger wurde der Kreis, in dessen Mittelpunkt der Gegenstand der Umstellung zu finden war.

Das Objekt: die Schattenspielbude — das Subjekt: Monsieur Louis Depensier.

Als die Glieder der Kette genug sich aneinander geschlossen hatten, diese selbst nahe genug gezogen war, ertönte ein kurzer, schriller Pfiff.

Alles stand still — nicht einmal ein Fuchs, vielweniger ein Hirsch konnte diesem Kreise entschlüpfen.

Die Schattenspielbude, von Finsterniß umhüllt, lag da wie ein Wild im Busch; mit Ausnahme des leisen Geräusches, welches die Umstellung verursachte, herrschte rings umher tiefe Stille.

Einige Männer näherten sich der Budenthüre und gaben durch Pochen ihre Anwesenheit zu erkennen.

Niemand meldete sich im Innern.

„Aufmachen!“ rief im befehlenden Tone der Vorderste der Gruppe.

Die frühere Stille währte fort.

Jetzt stieß er mit dem Fuße an die Thüre — sie

ging auf, denn sie war nicht versperrt, sondern nur schwach eingeklingt.

Der Eine von den Männern entblößte eine bisher verborgen gehaltene Blendlaterne; man trat mit der gehörigen Vorsicht in die Hütte — und fand sie vollkommen leer, sogar die Wände waren ganz kahl.

Monsieur Depensier war somit zeitlich genug gewarnt worden; er fand noch Muße, sogar die Wände der Bude ihrer schwarzen Bekleidung zu entblößen.

Wir können dieses Kapitel nicht zweckmäßiger schließen, als mit einem Auszuge aus einer Brochüre, die weniger Jahre später, bei Gelegenheit der sogenannten Jakobiner-Verschwörung unter der Firma „London 1795" im Drucke erschien. *)

Das Büchelchen rührt offenbar von einem Mitgliede der Untersuchungs-Commission her, welche zur Aburtheilung der Verschwörer in Wien eigens zusammengesetzt worden war.

Später, wenn wir auf die Zauberflöte zu sprechen kommen, wird uns die erwähnte Brochüre abermals als sehr interessante Quelle dienen.

*) „Geheime Geschichte des Verschwörungs-Systems der Jakobiner in den österreichischen Staaten." Für Wahrheitsfreunde. London 1795.

„Bald nach der Revolution in Frankreich — heißt es Seite 13 — fing man an, von einer Propaganda zu reden, die sich in allen Ländern verbreitet hatte, und dem dort herrschenden Systeme Anhänger verschaffen sollte.

Der Beweise ihres Daseins gibt es leider nur zu viele.

Die ersten Apostel, die davon nach Wien kamen, waren weiter nichts als plumpe, aufbrausende Jakobiner, die sehr bald entdeckt wurden und auch nicht viel Schaden anrichten konnten. Sie hatten mit den Verschornen, von welchen hier die Rede ist, gar nichts gemein; diese gaben sich auch nicht mit ihnen ab, im Gegentheile denuncirten sie manche und besorgten aus Politik ihre Verhaftung....

Die Verhaftungen verschiedener verdächtiger Fremden, von welchen die meisten schon wieder los aber des Landes verwiesen sind, die Entdeckung und Zerstörung eines Klubbs, der aus lauter Hausoffizieren und Bedienten französischer Nation bestand, unter welchen selbst einige Leute im Dienste des Fürsten Kaunitz waren, alles dieß hatte noch nichts mit der verborgeneren, viel gefährlicheren Secte gemein, von welcher hier (in der Brochüre) die Rede ist......

Die heimlichen Ruhestörer unterließen auch nicht,

schon seit mehren Jahren Gedichte und Zettel auszustreuen, die theils offenbar aufrührerisch waren, theils nur dazu dienen sollten, die öffentliche Stimmung für ihr Unwesen empfänglich zu machen. Zu Tausenden wurden solche saubere Blätter verbreitet.

In allen Autoren suchten sie nach, um etwas zu finden, das in ihren Kram taugte. Von den ganz groben und tollen, dieser im Dunkeln fliegenden Papiere will ich keines anführen. Nur zwei Gedichte will ich erwähnen, um zu beweisen, welchen außerordentlichen Schaden das Genie anstiften kann, wenn es durch falsche Schwärmerei oder durch Bosheit verleitet wird, seine Schwungkraft zum Giftmischen anzuwenden.

Das erste ist von Schubart dem älteren, ward vor vier Jahren in Wien des Nachts ausgestreut ꝛc. ꝛc.

Jünglinge und Mädchen griffen begierig nach diesen Versen; sie lernten selbe auswendig, sie deklamirten sie sich einander mit einer Art von Begeisterung vor; die Tonkünstler und Diletanten machten Melodien dazu.

Man bekümmerte sich damals um dergleichen nicht viel, denn man war noch nicht zu der unseligen Nothwendigkeit wie jetzt (zur Zeit der Jakobiner-Verschwörung) gezwungen, auf die geringste Kleinigkeit und den unbedeutendsten Vorgang in dieser Stadt ein wachsames Auge zu verwenden."

Nachdem der Verfasser sich über die Verderblichkeit des Schubart'schen so wie des anderen Gedichtes — beide sind in der Brochüre ihrem vollen Inhalte nach abgedruckt, ausgelassen, kommt er nach einigen Reflexionen auf die Zauberflöte zu sprechen, was bei uns später folgen soll.

Neuntes Capitel.

Ein Auftrag aus Prag.

Der Leser wird uns, er mag auch noch so viel gegen diese Erzählung einzuwenden haben — für Zweierlei Dank wissen.

„Erstens, daß wir es sorgfältig vermieden, eine allgemeine Rekrutirung unter den Mozart-Anekdoten auszuschreiben und sie unter dem Banner eines Romans in Reih' und Glied vorzuführen, bei welcher Parade er trotz der großen Trommelschläge: „Heros der Tonkünstler", „Shakespeare der Musik" ꝛc. ꝛc., trotz dem Phrasengeklingel und der kulturhistorischen Trompetenstöße, doch lauter gute alte Bekannte getroffen hätte, die er schon als Condotieri im Lager bei Rochlitz, Nießen, Oulibicheff und neuestens durch die Universal-Concentrirung bei Jahn sattsam kennen gelernt hatte.

Zweitens, daß wir ihn mit der sonst obligaten

Künstler-Misere, mit dem peinlichen Noth- und Drang-Zapfenstreich, womit man in der Regel jede Ausrückung zur Mozart-Parade zu schließen pflegt, sorgfältig verschont haben.

Unser Zweck, wir müssen es sagen, die uns von dem freundlichen Herrn Verleger dieser Sammlung ex abrupto gestellte und auch ex abrupterer gelöste Aufgabe — ob gut oder schlecht, bleibt eine offene Frage — lautete, eine heitere Erzählung unter dem gegebenen Titel zu verfassen, wozu die kläglichen Erinnerungen an den Kampf des Tonmeisters mit den prosaischen Verhältnissen des Lebens wenig getaugt hätte.

Um aber das Buch sinngemäß abzuschließen, war es nothwendig, zwei Todtenkränze zu flechten, die wir jedoch, weil sie mit dem Inhalte des Ganzen eine grelle Dissonanz bilden, als eine Art Epilog hinzufügten.

Damit ahmten wir bloß dem wirklichen Leben nach, wo gar häufig das Lustspiel mit einem traurigen Nachspiele schließt.

. . . .

Es ist beweinenswerth, daß Mozart gerade in den letzten neun Monaten seines kurzen Lebens, wo er im Niederschreiben seiner Tonschöpfungen am fleißigsten gewesen, wo er nicht bloß das Meiste, sondern auch das Vollendetste schuf, daß er gerade in dieser Zeit, sagen wir, mit der

prosaischsten aller Widerwärtigkeiten, mit dem Geldmangel — am meisten zu kämpfen hatte.

Das heiß- und leichtblütige Naturell des Meisters ließ diese Bittertropfen des Lebens nie zur Wirkung kommen; sie bildeten als Niederschläge den Bodensatz des Kelches, mit dem sich der Nektar, den die Tonmuse ihrem Lieblinge kredenzte, nie vermischte.

Dieser blieb rein und ungetrübt.

Wollt Ihr wissen, was Alles der Meister in den neun Monaten vor seinem Sterben schuf, so zieht die oben angeführten Quellen zu Rathe, wir können uns mit Abschreiben von Katalogen nicht befassen.

Unter Arbeiten und Dichten erreichte der Sommer seinen Höhepunkt, als eines Morgens, in der Mitte des August, Mozart, einen Brief in der Hand, in die Wohnung Schikaneder's stürmte und ihm zurief: „Brüderl! ich bin ein glücklicher Mensch; gratulier' mir — da schau her!"

Der Theaterdirektor legte die Schreibfeder aus der Hand und sagte: „Ein Schreiben; woher?"

„Aus Prag!"

„Jetzt begreif' ich Deine Freude; aus Prag ist für Dich noch immer Gutes gekommen."

„Gott erhalte mir meine Prager!"

„Was haben sie Dir neuerlich bescheert?"

„Eine Oper!" –

„Doch keine Bestellung?" rief der große Emanuel erschreckt, dem schon um seine Zauberflöte zu bangen anfing.

„Und was für eine Bestellung!" rief Mozart mit Laune; „keine von einem simpeln Theaterdirektor, wie Du Einer bist, sondern es ist die Bestellung einer Festoper, von den Ständen des Königreichs Böhmen zur Feier der Königskrönung in Prag."

„Allmächtiger! dann muß ja die Oper Anfangs September schon gegeben werden?"

„Freilich! die Herren Stände haben sich halt wieder ein wenig Zeit gelassen; wahrscheinlich dachten sie: „Na, der Mozart bringt sie schon zu Stande!" Benissime, meine Herren! an meinem Fleiße soll's nicht fehlen, die Oper soll am 5. September, dem bestimmten Tage zur Aufführung gelangen, so wahr ich meines seligen Vaters „Wolferl" bin!"

„Was aber wird mit meiner Zauberflöte geschehen?" fragte der Theaterdirektor kleinlaut.

„Darüber laß' Dir kein graues Haar wachsen, großer Emanuel! auch Du wirst Deine Zauberflöte in den letzten Tagen des September geben können, so wahr — so wahr Du der erste Feinschmecker in Wien bist."

„Schau' lieber, daß Deine Oper fein schmecken wird!" murmelte Schikaneder.

„Nun hab' vor Allem die Güte, nach Süßmayer zu senden; er soll gleich herkommen, ich muß mit ihm sprechen."

Der Theaterdirektor klingelte seinem Faktotum und befahl ihm, schnellstens den Kapellmeister Süßmayer zu holen; dann wendete er sich zu Mozart.

„Haben Dir die Stände auch schon den Operntext eingeschickt?"

„Freilich! La Clemenza di Tito, Opera seria par Metastasio. Hab' schon die halbe Nacht verwendet, das Buch durchzustudiren. Drei Akte — geht nicht, müssen zwei daraus werden, sonst aber gut; ist was d'raus zu machen, wenn Einen der Genius nicht im Stiche läßt; manchmal thut er's, der Sapperloter! . . ."

„Süßmayer, mein theurer Discipulus!" rief der Meister dem Eintretenden, den Christof zufällig im Theaterhof fand, entgegen; „Sie werden zu thun bekommen, sehr viel zu thun bekommen; Sie müssen mit mir nach Prag. Ich soll in achtzehn Tagen eine Opera seria schreiben; das ist nur dann möglich, wenn Sie mir helfen."

„Halt! halt!" rief Schikaneder; „da muß ich Ordnung in die Sache bringen! Du machst mir meinen Kapellmeister verrückt, und ich hätte dann keinen Mozart und keinen Süßmayer."

„Gut! setzen wir uns und bringen wir Ordnung in die Sache.“

„So laß' ich mir's gefallen. Jetzt fangen wir bei der Zauberflöte an.“

„Ah! seh't da den Egoisten!“

„Brüderl! versündige Dich nicht; wer weiß, ob die Zauberflöte, die Du jetzt als Aschenbrödel bei Seite schiebst, Dir nicht mehr Ehre und Ruhm bringen wird, wie der Titus?“

„Du hast recht, Brüderl! die Ex-Officio-Arbeiten mißrathen meistens; weil man sie eben am besten machen will, wird ein Dalken daraus. Sprechen wir also von der Zauberflöte. Von dem guten Aschenbrödel sind alle Ensemblestücke in Singstimmen und Grundbaß, ferner die Hauptmotive bis zum zweiten Finale fertig.“

„Du hast also noch zu schreiben,“ rechnete ihm Schikaneder vor, „die Papagenolieder, das zweite Finale, den Priestermarsch, die Ouverture, und endlich mußt Du noch die ganze Oper instrumentiren.“

„Benissime! großer Emanuel! Nun ist meine Ansicht folgende: Während meiner Abwesenheit soll Kapellmeister Henneberg die Gesangsproben vornehmen, so daß die Vocalstücke vollkommen einstudirt sind. Bis längstens Mitte September bin ich wieder zurück, und bis Ende des

Monats wird man die Zauberflöte blasen hören, daß Dir übel werden wird."

„Ich dank' recht schön!"

„Bist Du nun zufrieden?"

„Ich muß es wohl sein!"

„Direktor! mach' mir keine Mäuse, sonst entzieht man Dir Trank und Speise, damit Du wirst mager und hager wie ein Sardellengehäuse, aber ohne Schuppen und Salz, ohne Capri und Schmalz."

„Um Gotteswillen!" rief Schikaneder, die Hände zusammenschlagend, „jetzt hat der Mensch noch Zeit zu solchen Dummheiten!"

„Brüderl! sei stolz darauf; es ist Deine Nähe, die mich ansteckt — begeistert wollt' ich sagen! Nun zu Ihnen, Freund Süßmayer. Ich hab' bereits meiner Stanzerl geschrieben, daß sie stante pede zusammenpackt und in die Garnison einrückt; sie reis't natürlich mit nach Prag, denn ohne die Stanzerl gibt's kein Tanzerl; wo sie und der Kochlöffel nicht ist, wird der Schmarrn nicht umg'rührt. Für eine bequeme Kutsche wird gesorgt werden; auf der Reise wird am Tage skizzirt und Abends im Nachtlager fleißig zu Papier gebracht. Die dialogisirten Recitative, die Arien der dritten Sänger — kurz, das Nebenwerk werden Sie schreiben; ebenso werden Sie mir später helfen in Partitur setzen. Ich werde Ihnen meine

Ideen fleißig mittheilen, damit man doch überall den Mozart heraus erkenne. Gibt's eine Ernte an Ruhm, so soll ein Theil davon auch Ihnen zu Guten kommen. Wegen des Uibrigen werden wir schon gleich werden."

„Aber, Herr Mozart —"

„Paperlapap! umsonst ist der Tod, und den vertheuern uns Doktor und Apotheker! Also zur Reise herrichten — übermorgen wird abgefahren! — Großer Emanuel, leb' wohl — leb' wohl; mein Herz ist wie Dein Magen so voll. Geh' schlafen, leg' Dich nieder, den Mozart siehst Du niemals wieder!"

Und draußen war er, bevor noch Schikaneder auf die Knittelverse repliciren konnte.

. . . .

Zwei Tage später stand die bepackte Kalesche vor dem Keiserstein'schen Hause in der Rauhensteingasse.

Konstanze, bereits von der Entbindung erholt, sah wieder blühend aus wie ehedem; die beiden Kinder waren Mozart's Schwiegermutter, der Madame Weber auf der Wieden zur Pflege übergeben.

An der inneren linken Wagenseite, wo Mozart saß, hing die Tasche mit den musikalischen Skizzen und Entwürfen; „mein Portfeuille mit den Werthpapieren" pflegte Mozart sie zu nennen. Daß es an Notenpapier, Bleifedern und einem wohlversorgten Flaschen-

futter nicht mangelte, braucht kaum erwähnt zu werden; für eßbare Stoffe hatte Konstanze Sorge getragen.

Mozart, dessen Gattin und Süßmayer waren reisefertig und eben im Begriffe in den Wagen zu steigen, als der Erstere seinen Namen rufen hörte.

Er blickte um sich — hinter ihm stand der Bote des geheimnißvollen Requiembestellers.

Mozart erblich — das Erscheinen dieses Menschen, die Erinnerung an den mysteriösen Mäcen war ihm höchst peinlich, und brachte auf den zart organisirten Meister jedesmal eine erschütternde Wirkung hervor.

„Herr Mozart sind im Begriffe, Wien zu verlassen?"

„Ich reise nach Prag," antwortete der Meister mit düsterer Stimme; „ich bin beauftragt, eine neue Oper zum bevorstehenden Krönungsfeste zu komponiren."

„Und wie sieht es mit dem bestellten Requiem aus?"

„Daß die Reise nothwendig ist, werden Sie begreifen, denn dergleichen ehrenvolle Aufträge lehnt kein Künstler ab. Da ich die Adresse des unbekannten Herrn nicht weiß, konnte ich ihn von meinem Vorhaben nicht in Kenntniß setzen. Ich gedenke das Requiem bald nach meiner Rückkunft aus Prag zur Hand zu nehmen. Es kömmt indessen" — setzte er gereizt hinzu — „bloß auf den unbekannten Herrn an, ob er so lange warten will, oder nicht?"

„Ich bin beauftragt, Ihnen zu erklären, daß der Besteller sich begnügt, wenn er das Requiem in den nächsten sechs Monaten erhält."

„Er soll's haben!" versetzte Mozart kurz, sprang nun der Letzte in den Wagen, warf den Schlag hinter sich zu und rief: „Schwager, fahr' zu!"

„Wenn ich nur dieses Requiems schon los wäre!" klagte Mozart den Reisegefährten; „so oft dieser geheimnißvolle Mahner vor mich tritt, ist mir's jedesmal, als sähe ich einen Giftmischer, der seine Kunst von den Borgia's ererbt. Ach! Stanzerl, Du wirst's erleben: sie haben mich vergiftet, sie haben mich vergiftet!"

Zehntes Capitel.

Die Baronesse versucht sich in einer neuen Rolle.

Die Wohnung Karlinger's befand sich in einem der unter Kaiser Josef II. neu aufgeführten Häuser der Plankengasse in der inneren Stadt.

Ein Theil der genannten Gasse steht nämlich auf Gartengrund der Kapuziner, welchen Kaiser Josef in Baustellen zertheilen ließ.

Die Baronesse von Helm erfreute sich bei dem Agenten so vieler Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit, wie bei einer innigst befreundeten Familie.

Madame Karlinger, eine schlichte, bloß für ihr Hauswesen lebende Frau anerkannte die Dienste, welche die angebliche Kammerjungfer ihrem Gatten geleistet, und bewies sich dankbar.

Die Baronesse hatte den Agenten verpflichtet, ihren

wahren Stand seiner Gattin zu verschweigen, was dieser auch gewissenhaft hielt. Die Dankbarkeit der Frau Agentin verdiente daher doppelte Anerkennung, weil sie gegen eine vermeintlich untergeordnete Person geübt wurde.

Die angenehme Existenz im Hause versüßte dem Fräulein in etwas die kummervollen Tage—und kummervoll waren sie, da sie in ihrer Hoffnung, Scipio werde sich ihr nähern, sich getäuscht sah.

Dem Agenten entging die trübe Stimmung seiner Hausgenossin nicht; er bedauerte sie, ohne sich jedoch in ihr Geheimniß einzudrängen.

Wenn das Herz zu voll werden wird, dachte er, wird der Mund schon überfließen.

Nach ungefähr vierzehn Tagen erhielt er die erste Andeutung, die jedoch hinreichte, ihn das Geheimniß klar durchschauen zu lassen.

Die Baronesse ersuchte ihn im Vertrauen, über den Aufenthalt des jungen Grafen von Teichberg und über dessen Lebensweise genaue Nachrichten einzuziehen.

Karlinger versprach es.

Aha! dachte er, nun hat sie den Schleier fallen gelassen. Sie hat sich in Scipio verliebt; allein wenn das ist, warum zeigt sie sich ihm nicht in ihrer wahren Gestalt? Darüber muß ich Licht bekommen.

Cäcilie glaubte aus einigen folgenden Aeußerungen

sein Vorhaben wahrzunehmen und ersuchte ihn, in dieser Angelegenheit ja keinen unberufenen Schritt zu thun, da er sie mindestens kompromittiren, möglicher Weise aber noch größeres Unheil stiften würde.

„Sie werden mir am meisten nützen," sagte sie, „wenn Sie einfach meine Bitten erfüllen und allen sonstigen Diensteifer sorgfältig vermeiden."

Der Agent fügte sich auch diesem Begehren.

Die von ihm eingezogenen Nachrichten lauteten indessen nicht ungünstig.

Das Aufsehen, welches Scipio's Entfernung aus dem Hause seines Oheims erregte, zwang die gräfliche Familie, die Badereise rasch darauf anzutreten, und um dem Gerede ganz aus dem Wege zu gehen, statt Baden, Karlsbad zu wählen.

Die Reise, so wie die Entfernung des Badeortes befreiten das Fräulein auf längere Zeit von der Gegenwart des alten Grafen, wodurch die Ausführung des Handelsvertrages in ein, ihr sehr gelegenes Stocken gerieth.

Bezüglich Scipio erfuhr Cäcilie, daß er im Hause, wo der Kapellmeister Mozart wohne, sich bescheiden eingemiethet habe, ein sehr zurückgezogenes Leben führe und musikalischen Studien obliege.

Diese Nachricht richtete die Baronesse wieder in etwas auf.

Sie ließ abermals ein paar Wochen verstreichen, die Situation blieb die nämliche.

Das Hoffen und Harren fing an ihr unerträglich zu werden. Verschiedene Zweifel erwachten in ihrer Seele, die Liebe und die Eitelkeit reichten nicht mehr aus, sie zu verscheuchen.

Die arme Baronesse brütete Tage lang, verbrachte schlaflose Nächte, um die Antwort auf die Frage: „Was nun zu beginnen?" zu finden.

Sich Scipio zu nähern, erlaubten ihre Eitelkeit und ihr Stolz nicht, um so weniger, da sich in ihr die Meinung festgesetzt hatte, die Liebe des jungen Grafen sei nicht mächtig genug, ihn an ihre Person zu fesseln.

„Ich habe seiner Liebe zu viel zugemuthet," klagte das Fräulein bei sich; „sie sollte die Kluft der Ständeunterschiede überspringen und eine mißgestaltete Persönlichkeit angenehm machen; das war zu viel gefordert, und doch kann ich in diesem Augenblicke nicht mehr zurück, ohne mein Spiel zu verrathen. Oder sollte nicht die Ohnmacht seiner Liebe, sondern Mangel an Entschlossenheit, Schüchternheit die Ursache seiner jetzigen Passivität sein? In diesem Falle wäre es zweckmäßig, ihn zu einem Entschluße zu drängen. Halt! das hieße die Saiten noch straffer spannen; wahr ist's, doch kann ich denn an-

ders? Nein! Mir stehen nur zwei Wege offen: entweder vor ihn hintreten, wie ich bin, und ihm meine Liebe bekennen, und damit das Spiel, welches ich mir erlaubt, aufzudecken, oder das begonnene Spiel weiter treiben, bis ich es entweder gewinne oder verliere. Den ersteren Weg kann und mag ich nicht wählen; er verriethe Schwäche, Zudringlichkeit, könnte gehässige Urtheile hervorrufen und widerstrebt meiner Fühlweise; folglich bleibt mir nur der letztere übrig. Mein Spiel wurde ein gewagtes, von jenem Momente an, wo ich als Kammerjungfer in die Dienste seiner Tante trat; jetzt muß ich — um zu gewinnen — in der begonnenen Weise fort pointiren. Der Monat August geht zu Ende . . . wenn binnen wenigen Wochen die Frage nicht gelöst sein wird, kehre ich mit meinem Schmerz in die Heimat zurück und überlasse Scipio seinem Schicksale. Um aber in der begonnenen Weise fortzufahren, muß ich Scipio zu einem Entschluße drängen oder vielmehr drängen lassen; beharrt er noch in der jetzigen Zurückgezogenheit, so liebt er mich nicht, und die Baronesse von Helm würde in seinem Besitze eben so wenig glücklich sein, als die Kammerjungfer Fanny!“

Nachdem sie die, mit ihrem nächsten Schritte hervorzubringende Wirkung festgestellt hatte, brauchte sie nur noch das Mittel dazu, zu finden.

Damit war sie bald zu Stande.

Eines Vormittags erschien die Baronesse von Helm in ganzer Trauer bei dem Theaterdirektor Schikaneder, der sie mit Theilnahme empfing und nach der Ursache ihrer kummervollen Miene fragte.

Cäcilie seufzte und nahm den ihr angebotenen Platz ein.

„Herr Direktor," begann das Fräulein mit einer kläglichen Stimme, die zu ihrem Aeußeren vollkommen paßte, „ich habe Sie zum einzigen Vertrauten meines Herzensgeheimnisses gemacht . . ."

„Ich bin noch heute stolz darauf!" fiel ihr Schikaneder in's Wort, „und kann mich rühmen, Ihr Vertrauen nicht mißbraucht zu haben. Indessen sind seit damals Wochen, sogar Monate verflossen, und Sie beliebten sich des armen Theaterdirektors nicht mehr zu erinnern, obgleich Sie, wie mein Freund Karlinger mir mittheilte, während dieser Zeit das gräflich Teichberg'sche Haus verlassen und sich bei ihm eingemiethet haben."

„Sie werden zugeben, Herr Direktor, daß nach dem Bruche des jungen Grafen mit seinen Verwandten meines Bleibens im gräflichen Hause nicht mehr war."

„Das finde ich natürlich; allein unnatürlich, grausam war es, mich während dieser langen Zeit zu vergessen."

„Daß ich Sie nicht vergaß, beweist mein heutiger Besuch; daß ich nicht früher kam, werden Sie in Erwägung meiner Lage und meiner Gemüthsstimmung entschuldigen."

„Sie kommen in Trauerkleidern —"

„Ich habe meine Hoffnungen zu Grabe getragen."

Der große Emanuel machte große Augen.

„Wen haben Sie zu Grabe getragen?" fragte er gedehnt.

„Meine Hoffnungen!"

„Meiner Treu! das ist originell. Sie dürften nur eine Engländerin sein, gnädige Baronesse, Sie könnten auch nicht anders handeln."

„Ich begreife Ihre Verwunderung nicht. Ich glaube, Ihnen bereits gesagt zu haben, daß ich unabhängig und reich bin? In meinem Uibermuthe wagte ich von einem Glück zu träumen und es anzustreben, welches zu ertragen mir vermuthlich die Kraft gefehlt hätte, weshalb die Vorsehung mich es nicht erreichen ließ. In diesem Augenblicke nun habe ich die Hoffnung auf jenes Glück bereits eingesargt, und sollte darob nicht Trauer anlegen?"

„Sie sprechen, englische Baronesse, wie die erste Heldin im Hoftheater; allein hinter den schönsten Redensarten steckt oft ein kranker Sinn. Erlauben Sie mir, daß ich Sie ein wenig in's Examen nehme?"

„Ich gestatte es!“

„Sie lieben Scipio von Teichberg?“

„Ich habe Ihnen das Geheimniß meines Herzens bereits enthüllt.“

„Der junge Graf liebt Sie wieder.“

„Ich glaubte es; heute zweifle ich daran. Herr Mozart, als er mir die Entdeckung machte, hat entweder mich getäuscht oder er wurde es von Scipio.“

„Gnädige Baronesse, ich betheuere Ihnen, daß Sie im Irrthum sind; Scipio liebt Sie wirklich.“

„Scipio, sag' ich Ihnen, liebt ein Ideal; diesem entspricht die Kammerjungfer Fanny nicht.“

„Ei was! die mißgestaltete Kammerjungfer hat ihre Rolle ausgespielt, und die reizende Baronesse von Helm trete nun an deren Stelle.“

„Nimmermehr! Um diesen Schritt zu thun, hätte ich nicht all' der Mühen bedurft. Ich will ihn als Fanny erobern.“

„Um ihn als Baronesse zu verlieren.“

„Wie so?“

„Er wird die Baronesse zu reizend finden.“

„Sie scherzen, Herr Direktor!“

„Meiner Treu! es ist mein voller Ernst! Bei einem Manne, der im Stande ist, sich in ein mißgestaltetes, kreuzäugiges Frauenzimmer zu verlieben, muß man vor-

aussetzen, daß er keinen Sinn für wirkliche Schönheit besitze. Wenn der Bauer in die Apotheke kommt, behauptet er, es stinke!"

Die Baronesse seufzte und murmelte: „Um so schlimmer; um so mehr muß ich eilen, meinen Entschluß auszuführen."

„Darauf vergaßen wir im Eifer der Unterhaltung. Worin besteht dieser Entschluß?"

„Ich habe den Freuden der Welt entsagt —"

Schikaneder fuhr auf: „Was sprechen Sie?"

„Ich bin gekommen, von Ihnen Abschied zu nehmen."

„Das kann Ihr Ernst nicht sein!"

„Da ich auf das irdische Glück verzichte, will ich wenigstens für mein Seelenheil Sorge tragen."

Der große Emanuel schlug die Hände übereinander und rief: „Diese Worte, dieser klägliche Ton —"

„Sind die eines Mädchens, welches mit dem Leben abgeschlossen hat."

„Es ist nicht möglich; Sie mit Ihrer köstlichen Laune —"

„Sie ist verschwunden."

„Mit Ihrem Temperament —"

„Ich werde es durch fromme Uibungen bezwingen."

„Mit Ihrer herrlichen Stimme —"

„Sie soll fortan nur auf dem vergitterten Chor einer

Klosterkirche ertönen. Mein Entschluß ist gefaßt; Herr Karlinger ist bereits beauftragt, den Notar zu besorgen, der die Schenkungs-Urkunde verfassen wird."

„Schenkungs-Urkunde?"

„Natürlich! ich werde mein ganzes Vermögen jener frommen Anstalt widmen, die mich aufnimmt."

„Sie wollen also die Welt verurtheilen, einen doppelten Verlust zu erleiden, an Schönheit und Reichthum?"

„Die Welt wird das wegrollende Sandkörnchen nicht fühlen."

„Dieses wegrollende Sandkörnchen wälzt sich wie ein Alp auf mein Herz."

„Ach! Herr Direktor, ich fürchte, daß Sie in dem Sündenstrome des Lebens untergehen werden."

„Ich schmeichle mir, ein tüchtiger Schwimmer zu sein."

„Man hat Exempel, daß schon die besten Schwimmer ertrunken sind."

„Ja, wenn sie den Krampf bekommen; ich aber leide, Gottlob! nicht an Krämpfen."

„Es wäre indessen doch gerathener . . ."

„Was denn?"

„Wenn auch Sie anfingen, an Ihrer Seele Heil zu denken."

„Oh! oh! oh! hör' ich recht? Mir scheint gar, Sie geben sich die undankbare Mühe, mich bekehren zu wollen?"

„Ach, Herr Direktor! die Wonnen des Jenseits dauern ewig, während hier Alles vergänglich ist. Sie wissen, daß Ein reumüthiger Sünder —"

„Gnädigste Baronesse! ich flehe Sie an, Ihren frommen Eifer einem Würdigeren angedeihen zu lassen; ich bin ein Regensburger, bei dem Malz und Hopfen verloren ist!"

„Ich weiß, daß Sie Regensburg Ihre Vaterstadt nennen; kann es aber nicht begreifen, daß Sie so aus der Art schlugen, da doch die Baiern ein gottesfürchtiges Volk sind. Leben Sie wohl und gehen Sie in sich, wenn es möglich ist."

„Verziehen Sie nur einige Momente, gnädige Baronesse. Bevor Sie gehen, will ich mich dankbar beweisen; ich will Ihre Sorge für mein Seelenheil vergelten mit Eifer für Ihr Erdenglück."

„Es ist todt!"

„Paperlapap! was Sie für den Tod ansehen, ist nur ein Starrkrampf; darum bitte ich Sie, keinen voreiligen Schritt zu thun. Wie Sie wissen, ist Mozart Scipio's Freund und Vertrauter; er kann in dieser Sache als Horchrohr dienen, damit Sie wenigstens, bevor Sie einen entscheidenden Schritt thun, in dessen Stimmung und

Ansicht, Einsicht bekommen. Mozart weilt zwar in diesem Momente in Prag, er wird jedoch bis längstens Mitte September zurückkehren. Gedulden Sie sich also bis dahin und hoffen Sie ..."

„Ich kann nicht mehr hoffen."

„Dann lieben Sie auch nicht! wahre Liebe hofft immer!"

Die Baronesse seufzte schwermüthig und machte eine verneinende Kopfbewegung.

„Sie versprechen mir also ..."

„Was denn, Herr Direktor?"

„Daß Sie, bevor ich nicht wieder mit Ihnen gesprochen, keinen entscheidenden Schritt thun wollen."

„Sie lassen also meinen heutigen Abschied nicht gelten?"

„Ich kann nicht, reizende Baronesse!"

„Dann bleibt mir freilich nichts übrig, als noch einmal zu kommen; meine Ausstaffirung ist ohnedem noch nicht fertig."

„Nun sehen Sie, das Warten wird Ihnen somit nicht schwer fallen."

„Ach! Herr Direktor, Sie fassen es gar nicht, wie mich das Leben in diesem irdischen Jammerthal anekelt."

„Sie haben halt den Geschmack verloren; er wird sich aber wieder finden!"

„Ich zweifle, ich zweifle! Indessen, ich will Ihren Rath befolgen. Leben Sie wohl, und wenn Sie mir eine Freude bereiten wollen —“

„Tausend für Eine!“ rief Schikaneder.

„So bekehren Sie sich!“

„Ich werde mein Möglichstes thun, trage jedoch die Ueberzeugung in mir, daß der große Emanuel schon zu dick ist, um sich biegen zu lassen.“

„Der Himmel erleuchte Sie!“

„Und Sie ebenfalls, reizende Baronesse.“

Das Fräulein verließ das Freihaus.

„Sie ist nicht wieder zu erkennen,“ dachte Schikaneder. „Sobald Mozart zurückkehrt, müssen die beiden überspannten Köpfe zusammengebracht werden, sonst überschnappt der Eine oder der Andere, und das Unglück wäre fertig.“

Die Baronesse dagegen monologisirte: „Wie ich nun wahrnehme, hat Herr Mozart die Hände mehr im Spiele, als mir lieb ist. Er scheint der Hemmschuh zu sein, der den Freund zurückhält, und in der That, handelte es sich bloß um die Kammerjungfer Fanny, er würde im Rechte sein. Ich muß meine Rolle natürlich genug gespielt haben, da sogar Herr Schikaneder das Spiel für baare Münze nahm. Der Monat September wird mir Gewißheit bringen!“

Elftes Capitel.

Im Herbste — beim Sonnenuntergang.

Die Oper „La Clemenza di Tito“, in achtzehn Tagen komponirt, kam in Prag am 5. September unter der Leitung des Kompositeurs zur Aufführung.

Da der größte Theil der Zauberflöte um diese Zeit schon vollendet war, so kann man diese Oper „die letzte“ Mozart's nennen.

Körperlich bereits leidend, macht sich in ihr der Druck geltend, den die sieche Materie auf den Geist ausübte.

Rechnet man nun noch hinzu ein von Tanz, Ball und dem prunkenden Geräusche der Krönungsfeste betäubtes und ermattetes Publikum; ferner den Umstand, daß der Part des Titus für einen Sänger ohne Stimme komponirt werden mußte: so wird man begreifen, daß die Oper zwar eine ehrenvolle, aber unläugbar kühlere Aufnahme fand, als „Figaro“ und „Don Juan“.

Mozart war indessen mit dem Erfolge zufrieden; alle Welt wußte ja, daß er, weil man in Prag zu spät an die Oper gedacht, sie in achtzehn Tagen, davon mehrere Tage im Reisewagen, zu komponiren gezwungen war.

Die Tage in Prag, im Kreise seiner zahlreichen Freunde, waren seine letzten glücklichen.

Das herrliche Quintett zwischen Tamino, Papageno und den drei Damen in der Zauberflöte wurde in Prag komponirt.

Die ersten Anläufe dazu entstanden während des Billardspiels.

Seine Freunde hörten ihn einige Tage lang während des Spiels ein Motiv summen, wobei sie als Text bloß „Hm! hm! hm!" vernahmen; eben so gewahrten sie, daß Mozart öfter, während der Stoß an seinen Partner kam, ein Buch aus der Tasche zog, flüchtige Blicke hineinwarf und fortspielte.

Eines Abends, bei seinem Freunde Duschek, spielte er das vollendete Quintett, welches gerade mit dem im Kaffeehause erfundenen Motive begann und alle Anwesenden entzückte.

Am 12. September langte Mozart kaum in Wien an, als auch schon der große Emanuel herbei stürzte, um ihn zu neuer Arbeit anzutreiben.

„Brüderl! jetzt schau' dazu, die „Zauberflöte" muß

noch in diesem Monat, und wär's auch am 30., zur Aufführung kommen."

Mozart lächelte und bemerkte: „Der Dreißigste fällt gerade auf einen Freitag."

„Das gilt mir einerlei!"

„Die Wiener werden Witze reißen und sagen: Na ja! der Schikaneder glaubt, weil heute Freitag ist, muß er uns mit Schmarrn traktiren."

„Mach' Du nur Deine Späße; die Wiener sollen an den Schmarrn denken, so lang es überhaupt ein Wien geben wird."

Der fleißige Meister machte sich flugs an die Arbeit, das noch Fehlende zu komponiren.

Mit den Papageno-Liedern hatte er seine Noth.

Der gute Emanuel, der den Papageno für sich ausersehen hatte, war wohl musikalisch; er spielte die Violine, allein seine Stimme war zum Erbarmen schlecht. Dabei hatte er sich's in den Kopf gesetzt, für seine Lieder eigene vulgäre Motive benützt zu sehen, die der gutmüthige Meister idealisiren mußte, dabei mehr als einmal ausrufend: „Das wird ein schöner Schmarrn werden!"

Wenn später diese Dinge zur Sprache kamen, erzählte Schikaneder jedesmal: „Das Duett: Bei Männern, welche Liebe fühlen, und die Papageno-Lieder sind

von mir. Was der Mozart für diese Texte komponirt hat, war lauter gelehrtes Zeug, was die Wiener gar nicht verstanden hätten; hab' ich es doch selbst kaum begriffen! Endlich kommt er mit der ganzen Partitur; er wäre damit bald zwischen der Thür stecken geblieben. Die Partitur war um eine halbe Elle zu dick. Jetzt bin ich wild geworden, hab' einen Zimmermanns-Bleistift in die Hand genommen, und bin d'rin herumgefahren über's Kreuz und über die Quer, wie ein Fleischhauer, wenn er zu der Ochsentheilung fahrt. Der Mozart hat zwar die Hände über'm Kopf zusammen geschlagen und gerufen: Du ruinirst meine Oper, Du ruinist mir meine ganze Oper! Ich aber habe ihm zugerufen: Kein Stück, am wenigsten aber eine Oper ist je durch Striche ruinirt worden!... Schau', Brüderl, hab' ich ihm weiter vordemonstrirt, diese Partitur ist eine zu reich gedeckte Tafel; wenn es lauter Feinschmecker gäbe. — Er merkte schon, wo ich hinaus wollte, und ließ mich nicht weiter sprechen. Schneid' zu, Barbar! rief er; mach' es aber nicht wie jener Bediente, der dem Pudel seines Herrn die Ohren abzuschneiden hatte, und ihm, damit er ihm nicht auf einmal zu große Schmerzen verursache, täglich ein Stückchen Ohr abschnitt. Schneid' mir auf einmal alle zwei Ohren weg, damit ich wie ein Mops vor dem Publikum erscheine! Die Klagen waren umsonst, ich hab' meinen

Willen durchgesetzt; die halbe Elle mußte heraus, und gut war's"

Wer bedauert an dieser Stelle nicht, daß alle jene Abfälle der Zauberflöte, die zwei- dreifach komponirten und verworfenen Melodien der Nachwelt nicht erhalten blieben?

Der Kunst hat Schikaneder mit jenen Strichen großen Abbruch gethan; dem bühnlichen Erfolge mag er damit Vorschub geleistet haben.

Die Manie, in jedes Stück d'rein zu pfuschen, hatte Schikaneder mit dem, vor einigen Jahren verstorbenen Direktor Carl gemein, nur mit dem Unterschiede, daß Letzterer von Musik nicht einmal Eine Note verstand und darin auch nicht ein Athom Geschmack besaß; er dekretirte bloß: „Das muß wegbleiben!" und der Schweiß des Kapellmeisters fiel unter's Notenpult.

Der vielgeplagte Kapellmeister Adolf Müller weiß darüber aus der Zeit der Vaudeville eine lange Reihe von Klageliedern zu singen, deren jedes mit dem Refrain endet: „Er hat's halt nicht besser verstanden!"

Darin unterschied sich der große Emanul sehr vortheilhaft von ihm: er fürchtete bloß das, was er gelehrt nannte, das Populäre fand er überall heraus.

Uiber die Rollenvertheilung waren Dichter und Kompositeur von allem Anfange her einverstanden.

Die Partien wurden den Sängern und Sängerinnen je nach der Beschaffenheit ihrer Stimmen von Mozart an- und abgemessen.

Seine Schwägerin, die Gattin des Violinspielers Hofer — die älteste Schwester Konstanzen's — besaß eine ungewöhnlich hohe Kopfstimme, war jedoch eine mittelmäßige Schauspielerin.

Ihre Schwäche wurde daher gedeckt, indem die „Königen der Nacht" bloß durch den Gesang — und welch ein Gesang! — zu einer Hauptpartie gemodelt und geformt wurde.

Die Königin der Nacht tritt nur auf, um durch ihren Gesang zu blenden, und verschwindet.

Acht Tage nach seiner Zurückkunft von Prag war die Zauberflöte bis auf zwei Nummern vollendet; es fehlten nur noch der Priestermarsch und die Ouvertüre.

Proben und Vorbereitungen waren bereits so weit vorgeschritten, daß man den 30. September für den Tag der ersten Aufführung bestimmte.

Konstanze gewahrte mit Schrecken die Veränderung, welche im Aeußeren ihres Mannes durch die ungeheueren Anstrengungen der letztverflossenen zwei Monate vorging.

Seine Blässe nahm zu, sein Auge wurde matter, er begann über Unwohlsein zu klagen.

An einem schönen September-Nachmittage ließ die

besorgte Gattin einen Fiaker holen und beredete ihren Mann, mit ihr nach dem Prater zu fahren, um sich Zerstreuung zu verschaffen.

Der stets willige und fügsame Meister, nie gewohnt, seiner Gattin etwas zu versagen, bestieg mit ihr den Wagen.

Im Prater machten Beide einen Spaziergang, wichen jedoch von den besuchteren Gängen ab, und befanden sich bald einsam auf grüner Matte, wo sie unter einem Baume Platz nahmen, in der lauen Wärme der eben untergehenden Herbstsonne sich badend.

Konstanze eröffnete die Unterhaltung, indem sie sagte: „Weißt Du, mein liebes Mandl, daß Du anfängst, zu fleißig zu werden?“

„Wirklich? das freut mich!“

„Du strengst Dich zu sehr an ...“

„Der Himmel hat mich diesen Sommer mit Arbeit gesegnet.“

„Das kann nicht so fortdauern ...“

„Es wird auch nicht, liebes Stanzerl! Die Zauberflöte hab' ich bereits, bis auf zwei Nummern, vom Halse; dann kommt das Requiem an die Reihe und dann .... dann ....“

„Warum stockst Du?“

Dem Meister traten die Thränen in die Augen.

„Mein Gott!“ rief die junge Frau besorgt, „was fehlt Dir?“

„Stanzerl! Du wirst es sehen, daß ich das Requiem für mich komponire!“

„Wolfgang! gönnst Du schon wieder so schwarzen Gedanken Raum in Deiner Seele!“ rief Konstanze erschreckt.

Mozart legte die Hand an seine Brust und klagte: „Da drinn steckt das Uibel; ich fühle es, wie es von Tag zu Tag vorschreitet. Mit mir wird es nicht lange dauern; gewiß . . . man hat mir Gift beigebracht!“

„Aber, Mann! kramst Du schon wieder das närrische Zeug aus?“

„Ich kann mich von dem Gedanken nicht loswinden.“

„Du mußt es aber, sonst wirst Du ein Opfer grundloser Vorstellung.“

„Denk' an den geheimnißvollen Boten; denk' an den ersten Brief, den er mir überbracht hat; seit damals fühle ich's . . . damals geschah, was ich schon früher befürchtete. Jener Brief war mit Giftstaub bestreut.“

„Mandl! ich beschwöre Dich bei dem Leben unserer beiden Kinder, verbanne diese unselige Einbildung aus Deinem Gehirne. Ich habe mit Doktor Closet Deinetwegen gesprochen . . .“

„Nun, was sagte er?“

„Versprich mir, sein Urtheil ohne Groll anzuhören.“

„Wer wird einem Arzte grollen, wenn er unser Uibel erforscht?“

„Doktor Closet findet, daß Du in der That sehr angegriffen aussiehst. Deine ganze Lebensweise, sagt er, wie er sie seit Jahren beobachtet, trägt die Schuld an der Wirkung, die jetzt zum Vorschein kommt. Schlaflose Nächte, getheilt zwischen Unterhaltung und Arbeit, anhaltendes Sitzen, allzufrühe Blüthezeit des Geistes, dazu ein nervöser Organismus — wer möchte bei dem Allen die traurigen Folgen nicht befürchten. Das, meine werthe Frau Mozartin, sagte der Doktor, müssen Sie um jeden Preis einstellen. Die halbe Nacht mit Schikaneder verpunschiren oder verchampagnisiren, um zwei Uhr oder noch später nach Hause kommen, und ohne dem Körper eine Erholung zu gönnen, sich hinsetzen und bis tief in den Morgen geistig schaffen — das heißt nicht mehr, seine Gesundheit ruiniren, sondern in sie hineinstürmen und mit aller Gewalt zerstören. Bei Ihrem Manne ist ohnedem die organische Thätigkeit durch überwiegende Geistesbewegung beeinträchtiget, wenn nun auch noch durch Jahre her, solche Excesse einwirken, so muß sich der Mensch aufreiben, und wenn ihn die Natur in den riesigsten Proportionen geschaffen hätte.“

„Was meint der Doktor, daß mir fehle?“

„Er vermag bis jetzt kein Uibel anzugeben; er will, daß Du Geist und Körper schonest, damit der Krankheits-Keim, der allenfalls in Dir steckt, nicht zur Entwickelung gelange.“

„Ah! Stanzerl, die Doktoren haben leicht reden. Sie glauben, unsereins könne seinem Blute gebieten, langsamer zu strömen und sich auf eine normale Temperatur abzukühlen. Das geht nicht, ist unmöglich! Glaub' mir, mein Engel, eben weil ich bin, wie ich bin, bin ich der Mozart; wär' mein Naturell ein anderes, würde ich vielleicht ein Kozeluch oder ein Salieri geworden sein. Lebensströme sind physische Ströme, sie können ihre Natur von selbst nicht ändern. Wenn die Gedanken-Mühle klappern soll, muß der Lebensstrom lebendig fließen. Bei Vielen gebricht's an Kraft, die müssen nun ihr Flüßchen künstlich stauen; bei mir aber rollt er und schäumt, wild, unbändig, und reißt ein Stück Ufer um das andere mit sich fort. Ich fühl's, daß ich mich aufreibe, allein ich kann nicht anders. Ich fürchte den Tod, aber so groß ist die Macht des Blutes, daß ich nicht aufhören kann, ihm den Pfad zu bahnen. Schweigen wir davon, liebe Stanzerl; ich will's versuchen, will mich zusammen nehmen, will solid werden, wie der Doktor es wünscht; aber arbeiten muß ich! Die Arbeit aufgeben,

hieße auf eine andere Weise sterben, und ehe ich darein willige, will ich mich aufreiben, und wenn ich das heurige Jahr nicht überleben sollte."

Die junge Frau brach bei dem Gedanken daran in Thränen aus; Mozart schloß sie in seine Arme und sagte dann, ebenfalls mit Thränen im Auge: „Es wird so arg nicht werden. Jetzt wär's zu früh — für Dich, für die Kinder und für mich zu früh!"

Beide erhoben sich, begaben sich stumm zu ihrem Wagen und fuhren nach Hause.

. . . .

Noch viele Jahre später gedachte Konstanze unter Thränen dieser düsteren, ahnungsschweren Unterredung beim Sonnenuntergang im Prater.

Zwölftes Capitel.

In welchem der große Emanuel die Rolle des großen Alexander spielt und den gordischen Knoten zerhaut.

Am Sonntage vor der ersten Aufführung der Zauberflöte wurde Mozart von Schikaneder zu Tische gebeten und ersucht, gleichzeitig den Grafen Scipio von Teichberg mitzubringen.

Die beiden Gäste des großen Emanuel erriethen leicht den Grund dieser Einladung, und Mozart wunderte sich über den Eifer, welchen Schikaneder in dieser Angelegenheit an den Tag legte.

„Wenn die Kammerjungfer hübsch wäre," dachte er, „würde ich mich nicht wundern, so aber ist es mir ein Räthsel."

Die Mahlzeit war kaum in Gang gekommen, als der Herr Direktor auch schon das Thema aufzutischen begann.

„Meine Herren," sagte er, „ich habe Ihnen eine Neuigkeit mitzutheilen."

„Willst Du uns vielleicht mit der Hiobspost überraschen, daß man die Agnes Bernauer in's Wasser geschmissen hat?" fragte Mozart.

„In's Wasser wird man sie nicht schmeißen, aber morgen wird sie in's Kloster gehen!"

„Die Agnes Bernauer?"

„Die Kammerjungfer Fanny!"

Mozart rief: „Oho!" Scipio rief: „Ach!" und Schikaneder setzte hinzu: „Na! ist das eine Neuigkeit?"

„Von wem erhieltest Du sie?"

„Ich habe gestern mit Karlinger gesprochen, der mir das Vorhaben der Kammerjungfer mittheilte."

Der junge Graf war erblaßt und schaute verwirrt vor sich hin; Mozart schüttelte den Kopf und murmelte: „Sollte diese Person in der That so verliebt sein, wie es den Anschein hat?"

Schikaneder schaute bald den Einen, bald den andern seiner Gäste an und sagte hierauf: „Meine Herren! die Kammerjungfer hat die Probe, welcher wir sie unterworfen, bestanden. Es ist Zeit, daß die Angelegenheit entschieden werde. Das Mädchen kennt ihre Gefühle, Herr Graf; sie hatte nicht Noth, sie zu errathen, denn Freund Wolfgang war so gütig, zu Ihrer Rettung eine Intrigue

zu versuchen, die ihm so vollkommen mißlang, daß, wenn er heute zu mir als Intriguant in's Engagement treten wollte, ich ihm nicht zwanzig Gulden an Gage böte. Trotz der Liebeswissenschaft hat das arme Mädchen dennoch keinen Schritt gethan, sich dem im Stillen Angebetenen zu nähern, steht vielmehr auf dem Punkte, sich innerhalb von Klostermauern zu vergraben. Gegenüber diesem Faktum müssen wir einen Entschluß fassen. Haben der Herr Graf den Muth, Ihre Liebe zu diesem Mädchen durch eine Verbindung vor der Welt offen einzugestehen?"

Scipio fiel ihm in's Wort: „Wenn ich nicht liebte, würde ich den Muth nicht besitzen. Glauben Sie mir, Herr Direktor, nicht Mangel an Muth war es, was mich unschlüßig und zaudern machte, sondern einzig und allein das Bedenken des Herrn Mozart, daß das Mädchen eine schlaue, klug berechnende Person sei, die bloß von Interesse oder Ehrgeiz geleitet wird ...."

„Dieses Bedenken, meine ich, ist durch ihr bisheriges Benehmen hinreichend widerlegt."

„Ich bin auch deßhalb entschlossen, sie noch heute zu besuchen."

„Ich rathe Ihnen dazu," sagte Schikaneder treuherzig; „in mir lebt die Uiberzeugung, daß sie mit diesem Mädchen vollkommen glücklich sein werden. Was soll

das Kopfschütteln," kehrte er sich zu Mozart, „zweifelst Du daran?"

„Meine Kopfbewegung," lautete die Antwort, „bedeutete keine Verneinung, sondern eine Verwunderung."

„Worüber, wenn man fragen darf?"

„Uiber Deinen Eifer, die Kammerjungfer unter die Haube zu bringen."

„Mir ist hier Gelegenheit geboten, zwei Menschen glücklich zu machen, ohne daß es mich einen Kreuzer kostet!" scherzte Emanuel; „ich müßte ein Erzbösewicht sein, sie nicht beim Schopf zu fassen."

„Wen? die zwei Menschen?"

„Nein, die Gelegenheit!"

„Meinethalben, handle nach Deinem besten Wissen; ich sage bloß Wissen, denn von Gewissen ist bei einem Theaterdirektor ohnehin keine Spur."

„Brüderl! Du hast es durch Deine Operette: Der Schauspieldirektor bewiesen, daß Du auf uns schlecht zu sprechen bist; ich aber bilde eine würdige Ausnahme von Allen."

„So sagt Jeder!"

„Ich besitze das Recht dazu ... doch wieder zur Sache! Herr Graf sprachen vorhin den Entschluß aus, Ihre Geliebte noch heute besuchen zu wollen. Ich bin anderer Meinung geworden. Ich werde sogleich meinen

Wagen zu Karlinger senden und ihn sammt der Kammerjungfer zu mir erbitten."

„Glauben Sie, daß sie kommen wird?"

„Ich hoffe es!" sagte Schikaneder, rief seinen unentbehrlichen Christof und ertheilte ihm die Weisung.

Mozart wendete nichts mehr ein, sondern begann allerlei Melodien zu summen.

„Worüber studirst Du, Brüderl?"

„Uiber eine neue Operette mit dem Titel: Die Heirath durch einen Theaterdirektor."

„Ich denke ebenfalls daran, eine Posse zu schreiben: Der Intriguant nach Noten."

Mozart lachte, sprang vom Tische auf, lief an's Klavier, stürmte über die Tasten und lenkte dann in das Thema ein: „Bei Männern, welche Liebe fühlen" 2c. 2c.

Schikaneder und Scipio gingen ihm in's Klavierzimmer nach und Ersterer rief ihm zu: „Brüderl! Du bist ein Meister im Improvisiren komischer Canon's; ich werde Dir einen Text geben, komponire ihn. Willst Du?"

„Meinetwegen! her mit dem Text!"

Schikaneder deklamirte: „Wolferl, halt' Deinen Brotladen; Du weißt nicht, wo der Bartel den Most halt!"

Mozart sprang vom Klavier hinweg, pflanzte sich vor dem großen Emanuel hin, und nachdem er ihn eine

Weile fixirt, sagte er mit komischem Pathos: „Wenn ich Deinen Text recht verstehe, so warst Du ein Verräther!"

Statt der Antwort intonirte Schikaneder mit seiner Reibeisen-Stimme, aus dem zweiten Finale der Zauberflöte:

„Zwei Herzen, die vor Liebe brennen,
Kann Menschenwillkühr niemals trennen!"

Mozart dagegen sang zur Antwort:

„Bewahret Euch vor Weibertücken,
Dieß ist des Bundes erste Pflicht."

Schikaneder entgegnete darauf mit der Arie:

„Alles fühlt der Liebe Freuden,
Schnäbelt, tändelt, herzt und küßt;
Und er soll die Liebe meiden,
Weil sie Kammerjungfer ist!"

Darauf Mozart besänftigend:

„In diesen heil'gen Mauern,
Wo Mensch den Menschen liebt,
Kann kein Verräther lauern!"

„So ist's!" rief Schikaneder; „ich bin kein Verräther, sondern ein in die Mysterien der Isis und des Osiris Eingeweihter."

Und Mozart sang wieder:

„O Isis und Osiris, schenket
Der Weisheit Geist dem neuen Paar!"

In dieser Weise ging es wetteifernd fort durch alle Nummern der Zauberflöte, wobei wir zu erwähnen vergaßen, daß der Meister sich bereits wieder zum Klavier gesetzt hatte und die bezügliche Begleitung spielte.

Als die Sängerin ermüdete, tönte das Instrument fort; Mozart ließ seiner Phantasie Raum, und die beiden Zuhörer bekamen eine jener wunderbaren Improvisationen zu hören, welche selbst die kühlsten Naturen zur Bewunderung hinrissen.

Und als er geendet, erhob er sich, trat steif vor die beiden Freunde hin und sagte, wie einst Monsieur Depensier in der Schattenspielbude: „Verehrungswürdiges Publikum! Sintemal auf dieser Welt, Alles kostet Geld, von der Equipage angefangen bis zur Weibsbagage, vom Puder und der Pomade bis zum Kaffee und der Chokolade, so kann man auch kein Konzert, beim böhmischen Czert, was zu Deutsch der Teufel heißt, umsonst produziren, darum heißt's brav schmieren. Schmier', Emanuel, großer Mann, und damit er Dich nicht beißen kann, so bind' den kleinen Pummerl an. Am Freitag ist der Buße-Tag, wo über Wien kommt die neue Plag: Mozart und Schikaneder, die Zauberflöte ist von Leder! Als Papageno wirst Du über die Bühne streifen, und statt Deiner, wird das Publikum pfeifen."

Der Meister hätte vermuthlich seine Knittel-Impro-

visation noch fortgesetzt, wären nicht die mißgestaltete Kammerjungfer und Karlinger in die Stube getreten.

Schikaneder beeilte sich, seine neuen Gäste zu empfangen; die Baronesse und der junge Graf errötheten.

Der Herr des Hauses bat Alle, Platz zu nehmen und begann hierauf, sich an die Baronesse wendend: „Mademoiselle! der Herr Graf von Teichberg war gesonnen, Sie heute zu besuchen; ich fand es zweckmäßiger, Sie hieher zu bitten, um durch meine Einwirkung, Erklärungen herbei zu führen."

Darauf erwiederte die Baronesse: „Ich hätte es lieber gesehen, Herr Direktor, die Erklärungen wären von selbst gekommen."

Scipio fühlte den versteckten Vorwurf und sagte: „Wenn sie bisher zu kommen zögerten, so trug daran bloß die Ungewißheit über deren Aufnahme schuld."

„Herr Graf, nach dem, was Ihnen meine Zwillingsschwester, gegen meinen Willen, gestand . . . ."

„Und nach dem," fiel Scipio ihr in's Wort, „was Ihnen Herr Mozart noch früher, ohne mein Wissen verrieth, besitzen wir keinen Grund, wegen der gegenseitigen Aufnahme der Erklärung in Unruhe zu schweben."

„Bloß Herr Mozart? Hat Ihnen Herr Schikaneder später nichts entdeckt?"

„Was sollte er mir entdeckt haben?" fragte Scipio mit einer Miene, die an seine Unkenntniß nicht zweifeln ließ.

„Und Ihnen, Herr Mozart?"

„Ich muß dieselbe Frage thun, wie mein Freund Scipio. Bis zu diesem Augenblicke weiß ich nicht, was nur einigermaßen geeignet wäre, mich über den Schritt, den Scipio zu thun gesonnen ist, zu beruhigen. Ich bin ein g'rader Michel."

„Und ich bin eine gerade Michelerin," unterbrach ihn die Kammerjungfer; „darum gestehen Sie mir, Herr Mozart, warum beunruhiget Sie die Wahl Ihres Freundes? Bin ich nicht sehr hübsch? Bin ich nicht eine gebildete Person? Wegen des bischen Standesunterschiedes? Du lieber Gott! dergleichen vergißt man bald!"

Mozart traute seinem Gehör nicht.

Schikaneder und Karlinger brachen in ein unmäßiges Gelächter aus.

Mozart und Scipio schauten abwechselnd bald die Lachenden, bald wieder die mit fast blöder Miene da sitzende Kammerjungfer an.

Endlich rief der Meister: „Meiner Treu! jetzt bin ich im Zweifel . . . ."

„Worüber denn, Brüderl?"

„Ob wir die Narren sind, oder ob Ihr es seid?"

„Ich möchte beinahe schwören, daß wir es nicht sind!“ lachte Emanuel.

„Was geht da vor? Rede, Schikaneder, oder ich zieh' vom Leder!“

Jetzt wendete sich die Kammerjungfer zu Scipio: „Welches, Herr Graf, ist Ihre Ansicht, gegenüber der Befürchtung des Herrn von Mozart?“

„Ich behaupte, daß seine Furcht grundlos ist, vorausgesetzt, daß Sie mich so innig lieben, wie ich Sie liebe?“

„Ob ich Sie liebe? Blicken Sie mich an, und überzeugen Sie sich, wie die Liebe mich verklärt!“

Sie erhob sich rasch vom Sitze und stand anmuthig in ihrer wahren Gestalt vor dem jungen Manne.

Scipio, betroffen, überrascht, wechselte die Farbe; er wurde blaß und dann wieder glühend roth.

Mozart war aufgesprungen und blieb starr in dieser Stellung.

Die Baronesse fuhr rasch fort: „Verzeihen Sie mir die Täuschung, Scipio; die Liebe, die mich dazu vermocht, möge meine Fürsprecherin sein. Ich sah Sie in Gräz, ohne von Ihnen bemerkt zu werden, mein Herz entbrannte in Liebe zu Ihnen. Alles, was Sie, von dem Gesange im Weinberge angefangen bis jetzt, erlebten, war bloß ersonnen worden, um mir Ihr Herz zu erobern. Ich, die

reiche, die unabhängige Baronesse Cäcilie von Helm, habe wochenlang körperlichen Zwang ertragen; habe mich selbst zu einer Dienerin erniedriget, um meinen Zweck zu erreichen — können Sie nach all' dem noch an meiner Liebe zweifeln?"

Der junge Graf stand verblüfft, sprachlos, vor Freude bebend, der Geliebten gegenüber; statt der Antwort bedeckte er ihre Hand mit glühenden Küssen.

Jetzt ergriff Mozart das Wort und sagte: „Während der Herr Graf der schönen Baronesse Frühlings-Handschuhe von Küssen verfertiget, will ich mit Dir, großer Emanuel, Abrechnung halten. Du hast uns aufsitzen lassen ..."

„Brüderl! Du bist im Irrthum. Der Engel, den Du vor Dir siehst, ist es, der mit uns Allen Komödie gespielt hat ..."

„Ich täuschte mich also mindestens darin nicht," rief Mozart, „daß Alles angelegt war."

„In der Hauptsache jedoch bist Du aufgesessen. Gnädige Baronesse, jetzt werden Sie wohl den Gedanken, in ein Kloster zu gehen, aufgeben?"

„Mein lieber Herr Direktor!" antwortete das Fräulein lachend, „dieser Gedanke war mir gar nie in den Sinn gekommen."

„Oho!“ rief Schikaneder; „Sie haben also zur Abwechslung wieder mit mir Komödie gespielt?“

„Ich war so frei.“

„Was aber hätten Sie gethan, wenn Ihr Drängen fruchtlos geblieben wäre?“

„Dann hätte ich eine weite Reise angetreten und meine Leidenschaft zu bekämpfen gesucht. Ich wollte die Liebe Scipio's bloß durch meine geistigen Vorzüge erringen, und spielte Va banque! Ich habe Alles gewagt und Gottlob! Alles gewonnen.“

„Nun, Freund Wolfgang, wie gefällt Dir dieser Engel als Schauspielerin?“

„Die gnädige Komtesse besitzt unstreitig viel Talent, indessen bin ich doch noch neugieriger, sie als Gesangkünstlerin kennen zu lernen und den Lorelei-Gesang zu hören, welcher meinen glücklichen jungen Freund bezaubert hat.“

„Sie sollen ihn hören, Meister!“ rief die Baronesse an das Klavier eilend.

Nach einem kurzen Vorspiel begann sie eine Arie aus „Figaro“.

Mozart erstarrte ... Die Töne zerrissen sein fein zugespitztes Gehör; das war nicht mehr Gesang, sondern distonirendes Geheul.

Die Baronesse produzirte sich in derselben Weise, wie sie es als Eins-Fanny gethan.

Schikaneder, Scipio und Karlinger brachen in lautes Gelächter aus. Mozart, welcher in der That gegen falsche Töne so empfindlich war, daß sie ihm bei längerer Dauer Unwohlsein bereitet hätten, verhielt sich beide Ohren, worauf die Baronesse innehielt, um mit unverstellter Stimme einen kunstgerechten Gesang zu beginnen, der dem Gehör eben so wohl that, wie der frühere wehe.

Die Züge des Meisters verloren den Ausdruck des Schmerzes und begannen sich nach und nach zu verklären; er lauschte den Tönen mit immer steigenderem Wohlgefallen, bis er endlich entzückt ausrief: „Ach! nun erst begreife ich, was ich früher nicht zu fassen vermochte."

„Was denn, Brüderl?"

„Wie man sich in einen Gesang verlieben kann!"

„Besonders wenn man so eine reizende Sängerin vor Augen hat!" spottete Schikaneder.

Der Nachmittag verflog der kleinen Gesellschaft wie ein Traum — bis endlich Mozart das Gespräch auf Scipio's Verwandte lenkte und die Meinung aussprach: „es müsse jetzt eine Versöhnung zwischen ihnen versucht werden."

„Das soll meine Aufgabe sein!" nahm das Fräulein das Wort; „ich stehe für das Gelingen ein. Ich habe mit Allen mehr oder weniger Komödie gespielt, am schlimmsten wird jedoch der alte Herr Graf wegkommen.

Es thut mir herzlich leid um ihn, denn im Grunde seiner Seele ist er ein guter alter Herr ... indessen Noth kennt kein Gebot! Gelingt mir, was ich vorhabe, so gelobe ich hier feierlich, nie mehr Komödie zu spielen."

„Bis auf die dreihundert Gastrollen in meinem Theater!" fiel ihr Schikaneder in's Wort.

„Theuerster Herr Direktor!" erwiederte die Baronesse, „ich bedauere, Ihrem Antrage nicht nachkommen zu können. Um das Herz eines geliebten Mannes zu erobern, hätte ich mit Vergnügen die Bühne betreten; nun aber, da ich meinen Zweck auf anderem Wege erreicht habe, wäre es frevelhaft, weitere Verheerungen in der Männerwelt anzurichten und Siege ohne Zweck und ohne Nutzen zu erfechten."

„Die herrliche Baronesse hat Recht!" rief Mozart. „Doch wie steht es mit der Verlobung?"

„Sie wird nach der ersten Aufführung der Zauberflöte gefeiert werden!" antwortete Scipio.

„An einem Freitage?"

„Es bleibt dabei!" rief Schikaneder; „der Tag, an dem die Zauberflöte zum erstenmal aufgeführt wird, kann nur ein Glückstag werden. Er wird und muß uns Allen Heil und Segen bringen. Frisch auf, die Gläser zur Hand!"

„Den Toast werde ich ausbringen!“ rief Mozart; hob hoch das Glas und sprach:

„O Isis und Osiris, schenket
Der Weisheit Geist dem neuen Paar!
Die Ihr der Wanderer Schritte lenket,
Stärkt mit Geduld sie in Gefahr!“

„Der Toast gilt nicht!“ rief Schikaneder; „die Verse sind der Text zum Priesterchor aus der Zauberflöte.“

„Ah!“ entgegnete Mozart, „Du wünschest einen Original-Text! Sollst ihn haben, Brüderl!“

Und das Glas abermals hebend, rief er:

„Hoch die Flöte mit dem Zauber,
Schikaneder ist ein Rauber!“

Der große Emanuel schüttelte sich vor Lachen.

Die Gesellschaft ging erst spät auseinander.

Dreizehntes Capitel.

Der dritte und vierte Punkt des Handelsvertrages werden erfüllt, wobei der eine kontrahirende Theil aus den Wolken fällt.

Scipio's Verwandte waren fast um dieselbe Zeit wie Mozart nach Wien zurückgekehrt.

Der alte Graf, dem die diesjährige Landreise höchst unbequem erschien, sehnte sich, wie noch nie, nach der Residenz zurück, und kaum daselbst angekommen, ließ er den Agenten Karlinger holen, um nach der Kammerjungfer sich zu erkundigen.

Herr Karlinger, im Einverständnisse mit der Baronesse, gab an, Fanny sei auf den Wunsch der Baronesse von Helm auf wenige Tage nach der Steiermark gereis't, und werde gleich nach ihrer Rückkehr den gnädigen Herrn unverzüglich davon in Kenntniß setzen.

Die letztere Zusicherung beruhigte den alten Herrn.

Für den Fall einer Nachforschung gräflicher Seits war beim Agenten die Vorsicht getroffen, die Kammerjungfer zu verläugnen.

Auf diese Weise entzog sich das Fräulein der Erfüllung der letzten Punkte des Handelsvertrages, bis die Erklärung Scipio's erfolgt war, worauf Herr Karlinger den alten Herrn von der angeblichen Rückkehr Fanny's verständigte, was einer indirekten Einladung zu einem Besuche gleichkam.

Daß der Graf damit nicht zögerte, versteht sich von selbst.

Sein Empfang von Seite der Kammerjungfer war eben so freundlich als ehrfürchtig.

„Sie waren während meiner Abwesenheit ebenfalls verreis't?“ mit dieser Frage eröffnete der alte Herr die Unterhaltung.

„Ein Wunsch meiner Wohlthäterin,“ lautete die Antwort, „zwang mich dazu; ich beschleunigte jedoch meine Rückkehr.“

„Darf ich diese Beschleunigung zu meinen Gunsten deuten?“

„Zur Hälfte, ja!“

„Und die andere Hälfte?“

„Galt meiner Zukunft.“

„Widerstrebt es Ihnen, auch die zweite Hälfte mir zu überlassen?“

„Wie dürfte ich dergleichen wagen?“

„Sie unterschätzen sich, liebes Kind! Anmuth und Klugheit können Viel, können Alles wagen. Wie steht es mit unserem Handelsvertrage? die beiden ersten Punkte sind erfüllt.“

„Es bleiben nur noch der dritte und vierte übrig.“

„Ihre Gesinnung hat sich also noch nicht geändert?“

„Diese Worte könnten mich kränken, gnädiger Herr! wenn mich der Ton, mit dem sie gesprochen wurden, nicht beruhigte. Genöße ich die Ehre, von Ihnen vollkommen gekannt zu sein ...“

„Beunruhigen Sie sich deßhalb nicht, liebes Kind; ich bin ein Menschenkenner; ich ahnte schon bei der ersten Unterredung die Perle in der unansehnlichen Muschel.“

„Gnädiger Herr könnten mich eitel machen!“

„Werden Sie es immerhin; ein wenig Eitelkeit ziert, erst das Zuviel wird lächerlich.“

„Kam Ihnen seitdem nie der Gedanke, sich in mir täuschen zu können?“

„Mit Ausnahme einer leichten Anwandlung von Eifersucht, nie!“

„Wie aber, gnädigster Herr, wenn Sie am Ende die Entdeckung machten, daß ich keine Perle sei?“

„Ich besorge keine solche Enttäuschung!“

„Wenn Sie, statt eines Kleinods, einen werthlosen Stein fänden?“

„Es soll meine Sorge sein, ihm durch eine reiche Fassung Werth zu verleihen.“

Der alte Herr wollte das Wort „Fassung“ versinnbildlichen; Fanny jedoch trat zwei Schritte zurück und sagte lächelnd: „Ich kann den vierten Punkt des Vertrages nicht erfüllen, so lange Sie dem dritten nicht nachgekommen sind.“

Der alte Herr zog im Bewußtsein seines Sieges ein Papier aus der Tasche und sagte: „Hier übergebe ich Ihnen die schriftliche Zusicherung, daß ich zu jeder standesmäßigen ehelichen Verbindung meines Neffen meine Einwilligung gebe!“

Fanny durchlas das Dokument, nickte zufrieden gestellt, verschloß das Papier in einer Chatouille und sagte: „Ich danke Ihnen, gnädiger Herr, für die getreue Erfüllung der Ihnen obgelegenen ersten drei Punkte unseres Vertrages, und bin nun bereit, auch dem vierten nachzukommen. Dieser verpflichtet mich, nachdem Sie die ersten drei Punkte erfüllt, die Grenzen des Anstandes zu beseitigen und Ihnen das Gebiet der Vertraulichkeit zu eröffnen. Umarmen Sie mich, Herr Graf! küssen Sie

mich; dem ehrwürdigen Onkel meines künftigen Gatten kann ich solche Vertraulichkeit nie versagen."

Der alte Herr blieb wie eingewurzelt stehen.

„Was sagten Sie da?" fragte er mit halbgelähmter Zunge.

„Daß ich die Ehre haben werde, künftig Ihre Niéce zu sein."

„Sie meine Niéce?!"

„Wenn Scipio, Graf von Teichberg, Ihr Neffe ist . . ."

„Nicht bloß mein Neffe," versetzte der Graf, seine Autorität wieder gewinnend, „sondern auch mein Mündel . . ."

„Das soll wohl heißen, gnädiger Herr, daß Sie sich seiner Verbindung mit mir zu widersetzen gedenken?"

„Ich bin es fest entschlossen! . . . ."

„Und die Zusicherung, die Sie mir so eben schriftlich gegeben?"

„Ah! Sie haben sich verrechnet! In jener Schrift ist bloß von einer standesmäßigen Verbindung die Rede."

„In der That! ich bin doch recht vergeßlich . . . Ich versäumte Ihnen zu sagen, daß ich die Baronesse Cäcile von Helm bin."

„Sie . . . die Baronesse von Helm?“

„Ihre Menschenkenntniß hat Ihnen diesmal einen schlimmen Streich gespielt, Herr Graf! Ich habe die Rolle der Kammerjungfer bloß übernommen, um das Herz Scipio's, den ich schon früher liebte, zu gewinnen.“

„Und Scipio?“

„Ist gewonnen, und Sie, Herr Graf, besitzen ein viel zu gütiges Herz, um etwas stören zu wollen, was Sie in der That nicht verhindern können. Ich bin reich und unabhängig, die Verbindung mit mir ist eine ehrenvolle. Sie werden auch die Frau Gräfin milde stimmen und mich vergessen lassen, daß ich außer dem bewußten Dokumente auch eine Ratifikation des Handelsvertrages in der Gestalt einer Locke besitze....“

„Schon gut, Baronesse, schon gut! Ich sehe, daß ich in ein schlau gestelltes Netz gerathen bin....“

„Herr Graf werden mir das Zeugniß geben, daß ich nichts gethan habe, sie hinein zu locken.“

„Es ist meine Schuld; ich war kurzsichtig genug und vergaß, daß man keiner Komödiantin trauen soll.“

„Herr Graf,“ entgegnete das Fräulein ein wenig verletzt, „wenn ich eine Komödie gespielt habe, dann sind Sie der gefoppte Alte darin. Sie thun also nicht wohl, mich eine Komödiantin zu schmähen.“

„Sie werden aber doch zugeben, daß ich Ursache habe, gereizt zu sein?"

„Heute entschuldige ich diese Stimmung noch; hoffe jedoch, daß Sie bis Freitag einer versöhnlicheren Platz gemacht haben wird."

„Warum gerade bis Freitag?"

„Weil an diesem Abende meine Verlobung mit Scipio gefeiert wird. Es bleibt Ihnen überlassen, ob dieser Akt in Ihrer Wohnung, bloß en famille, oder ob er ohne Sie, bei Einem unserer Bekannten begangen werden soll? Im ersteren Falle bemerke ich, daß wir die Herren Mozart und Schikaneder als Zeugen mitbringen werden."

„Ich vermag in diesem Augenblicke nichts darüber zu entscheiden."

„Es pressirt nicht, Herr Graf!"

„Baronesse! ich scheide in Güte von Ihnen. Sie haben meine Schwäche zu ihrem Zwecke benützt, was zwar nicht großmüthig ist; indessen, da es sich um Ihr Glück handelt, will ich den Aerger darob unterdrücken. Wenn die Entscheidung, bezüglich Ihrer Verlobung, nicht nach Ihrem Wunsche ausfallen sollte, wird dieß — ich gebe Ihnen mein Ehrenwort — nicht meine Schuld sein. Leben Sie wohl!"

Die Baronesse ergriff die Hand des Grafen und

sagte mit Gefühl: „Erlauben Sie der künftigen Nièce, Ihnen die verwandschaftliche Huldigung darzubringen."

Der alte Herr gestattete den Handkuß nicht, sondern zog sie an sich, küßte ihr die Stirne und sagte:

„Ich begrüße Sie als Nièce! Wenn ich jedoch aufrichtig sein soll, muß ich bekennen, daß Sie mir als Kammerjungfer Fanny viel reizender erschienen."

Nach diesem, im scherzhaften Tone gemachten Geständnisse schied er.

. . . .

Zwei Tage darauf erhielt Scipio von dem Oheim ein Schreiben folgenden Inhalts:

„Mein Herr Neffe!

Die briefliche Anzeige von Deiner bevorstehenden Verlobung mit der Baronesse von Helm ist uns zugekommen. Ich gebe Dir meine Einwilligung zu dieser Verbindung, obwohl sie weder in meinem noch in Deiner Tante Wunsche lag.

Letztere ist zu einer Aussöhnung nicht zu bewegen und legt auch meinem guten Willen Fesseln an. Um Dich jedoch zu überzeugen, daß ich persönlich keinen Groll hege, wirst Du am Tage Deiner Verlobung die Schenkungs-Urkunde über meine Besitzung bei Gloggnitz erhalten.

Indem ich Dich ersuche, die Baronesse von Helm meiner verwandtschaftlichen Gefühle zu versichern, rathe ich Dir und Deiner Braut, Monate über den Zorn der Tante verstreichen zu lassen, bevor Ihr den Versuch wagt, sie versöhnen zu wollen.

Ich zeichne u. s. w."

Vierzehntes Capitel.

Die erste Aufführung der Zauberflöte.

Am 28. September komponirte Mozart den Priestermarsch und die Ouvertüre der Zauberflöte, und am 30. prangte an den Straßenecken Wiens der Zettel des Theaters im Freihause, die erste Aufführung der Oper anzeigend.

Die erste Besetzung der Oper an Schikaneder's Bühne war folgende:

Sarastro		Herr Gerl.
Tamino		Herr Schack.
Die Königin der Nacht		Madame Hofer.
Pamina		Demoiselle Gottlieb.
Erste	Dame	Madame Gerl (Gattin des Bassisten).
Zweite	Dame	Demoiselle Klöpfer.
Dritte	Dame	Madame Haselböck.

Monostatos	. . . . . .	Herr Neuseul.
Papageno	. . . . . .	Herr Schikaneder.
Papagena	. . . . . .	Madame Gerl.
Erster Knabe	. . . .	Delle Nanni Schikaneder.
Zweiter Knabe	. . . .	Franz Maurer.
Dritter Knabe	. . . .	Haudelgruber.
Sprecher	. . . . . .	Herr Josef Schuster.
Erster Priester	. . . .	Herr Weiß.
Zweiter Priester	. . . .	Herr Schikaneder d. ä.
Sklaven	. . . . . .	Helmböck.
Sklaven	. . . . . .	Strasser.
Sklaven	. . . . . .	Trittenwein.

Sämmtliche Dekorationen neu von Herrn Gail, Vater. — Maschinen vom Theatermeister Helmböck d. ä., Kostüme vom Garderobier Thaler.

Der Name Mozart auf dem Zettel und bereits zirkulirende günstige Urtheile über die Komposition hatten die Erwartungen hoch gespannt, das Haus war daher in allen Räumen überfüllt.

Schikaneder trug die Uiberzeugung des Erfolges in sich — Mozart dagegen bloß die, ein tüchtiges Stück Arbeit, wie er sich ausdrückte, geliefert zu haben.

„Den Wienern," sagte er, „hat mein Don Juan nicht gefallen, es ist daher wahrscheinlich, daß sie auch an

der Zauberflöte eine zu harte Nuß finden. Zum Glück ist Wien nicht die einzige Stadt in der Welt!"

Als der Meister am Klavier Abends erschien, wurde er mit Händeklatschen empfangen.

Ihm zur Seite setzte sich Süßmayer, um das Umblättern der Partitur zu besorgen.

Kapellmeister Henneberg versah das Glockenspiel.

Man mag daraus die Sorgfalt erkennen, mit welcher die Novität eingeschult und in die Scene gesetzt worden war.

Die herrliche Ouvertüre begann, Todtenstille im Auditorium.

Die wenigen Kenner lauschten, je nachdem sie zu den Freunden oder Feinden des Kompositeurs zählten, mit stummem Wohlgefallen oder mit Spott in den Mienen.

Die Masse des Publikums war verblüfft.

Musik und Text boten für die damalige Zeit so viel des Ungewöhnlichen, daß die Oper am ersten Abende Schritt für Schritt sich den Beifall erkämpfen mußte.

Im ersten Akte hielt man sich bloß an die faßlichen Stellen; als der Vorhang das erstemal fiel, war die Aufnahme so lau, so unentschieden, daß Mozart aufgeregt auf die Bühne lief und zu Schikaneder klagte: „Die Oper ist verloren! Du wirst sehen, sie geht verloren!"

Papageno faßte die Hand des verzagenden Kompo-

siteurs und tröstete ihn: „Ich sage Dir aber, sie geht nicht verloren; ich kenne die Wiener besser!“

Der Direktor erhielt Recht.

Im zweiten Akte wich die Stille allmälich dem Beifall, dieser wurde von Nummer zu Nummer wärmer und lauter, und ging zuletzt in den glühendsten Enthusiasmus über.

Als der Vorhang fiel, erdröhnte das Haus von Beifall — man rief den Kompositeur.

„Mozart! Mozart! Mozart!“

Er ist aus dem Orchester verschwunden — auf der Bühne findet man ihn ebenfalls nicht.

Je stürmischer das Publikum nach ihm verlangte, desto größer wurde oben die Verwirrung; denn Alle, vom Direktor bis zum letzten Arbeitsmann suchten Mozart, und Keiner fand ihn.

Endlich entdeckte ihn Schikaneder in dem Requisitenkämmerchen, wo er sich versteckt hatte.

Der große Emanuel trug den sich Sträubenden auf die Bühne, ließ den Vorhang aufziehen, und das Publikum huldigte dem Meister.

Trotz der lauen Aufnahme des ersten Aktes war der Erfolg der Zauberflöte doch ein so durchgreifender, daß die zweite und die folgenden Vorstellungen bei ausverkauftem Hause statt fanden.

Nach der Vorstellung war Souper bei Schikaneder, wozu die Kapellmeister, sowie die ersten Sänger und Sängerinnen geladen waren.

Auch Konstanze konnte die heutige Einladung nicht zurückweisen.

Sie und Mozart erhielten die Ehrenplätze angewiesen.

Zur Linken des siegreichen Meisters saß die Baronesse von Helm, und neben dieser Graf Scipio von Teichberg.

Papageno-Schikaneder machte die Honneurs und verkündete gleich beim Beginn des Soupers, daß die Feier der Zauberflöte zugleich eine Verlobungsfeier sei.

„Und was für eine Verlobungsfeier!“ setzte Mozart hinzu; „Stanzerl, wenn ich Dir diese Geschichte erzählen werde, wirst Du erst zur Einsicht gelangen, was für ein Pfiffikus Dein Mandl ist!“

Die Tafelmusiker bekamen die Weisung, lauter Mozart'sche Musik zu spielen.

Kein Mißton störte die Freude des Abends; Frohsinn und Heiterkeit machten die Stunden dahin rauschen, und als man sich um drei Uhr Morgens trennte, waren die Baronesse von Helm und Scipio Graf von Teichberg Braut und Bräutigam.

. . . .

Wenige Tage später reis'ten die Liebenden nach Gräz, zur Generalin von Mannsfeld ab, und die Vermählung wurde im Oktober zur Weinlesezeit in demselben Weingartenhause gefeiert, wo die Baronesse vor einem Jahre ihren Mozart'schen Gesang ertönen ließ.

Die Gräfin Tante blieb unversöhnlich bis an ihr Lebensende; zu ihrem eigenen Aergernisse mußte sie dem Gesichtslack, der mit Taubenkoth bestrichenen Nachtmaske, der weißen und rothen Schminke bald Valet sagen, das heißt, sie starb, und der alte Graf konnte seine Versöhnlichkeit noch mehr dadurch manifestiren, indem er Scipio zum Universalerben einsetzte.

Das junge, fortan glückliche Paar nahm seinen bleibenden Wohnsitz in Marburg.

. . . .

Ungefähr zwei Monate nach der ersten Aufführung der Zauberflöte erschien des Nachts ein Mann in der Wohnung Schikaneder's und verlangte ihn in dringender Angelegenheit zu sprechen. Der Theaterdirektor erkannte den Schattenspieler, Monsieur Depensier.

„Mein Anblick überrascht Sie?"

„Ich kann's nicht läugnen; im Sommer hieß es, Sie seien von der Polizei gesucht und nicht gefunden worden."

„Ich befinde mich auch bloß auf der Durchreise, und suchte Sie nur auf, um unser Geschäft zu ordnen."

„Ich habe nichts dagegen einzuwenden; gegen das Schuldenzahlen ist kein Kraut gewachsen, vorausgesetzt, daß man ein ehrlicher Mann bleiben will."

„Die Oper thut ihre Schuldigkeit?"

„Und wie! — Mozart's Musik ist genial, die Ausstattung prächtig —"

„Und die Tendenz?"

„Das überspannte Volk riecht Maurerei heraus."

„Lassen Sie es riechen! vielleicht raucht ihm nach einiger Zeit noch was Aergeres in die Nase. Bringen wir das Geschäft in Ordnung!"

Schikaneder zahlte den erhaltenen Vorschuß; die beim Abschluß des Vertrages gewechselten Schriftstücke wurden wieder zurückgenommen.

„Nun, sind wir in der Ordnung?"

„Vollkommen! Leben Sie wohl!"

„Monsieur Depensier!"

„Was wünschen Sie noch?"

„Möchten Sie mich nicht aufklären . . ."

„Worüber?"

„Uiber die Beweggründe, die Sie veranlaßten, eine so bedeutende Summe diesem Opernstoffe zu Liebe auf das Spiel zu setzen?"

„Jetzt nehme ich keinen Anstand, Ihnen das Geheimniß zu enthüllen, denn die tiefste Verschwiegenheit liegt in Ihrem eigenen Interesse. Die Handlung der Zauberflöte ist die allegorische Darstellung der Revolution in Frankreich, vom Standpunkte der Illuminaten. Das Publikum ahnet bereits den geheimen Sinn, daher sein Interesse für die Oper. Eine gedruckte Aufklärung wird später folgen, bis die Oper auf den meisten deutschen Bühnen gegeben sein wird."

„Illuminaten? was für Vögel sind das?"

Monsieur Depensier bewunderte im Stillen des Theaterdirektors politische Unschuld und antwortete: „Da Sie von dieser Thiergattung noch nichts gehört haben, so rathe ich Ihnen, um Ihrer Ruheliebe zu frommen, sich darüber lieber gar nicht zu unterrichten. Leben Sie wohl!"

„Christof!"

„Befehlen, Euer Gnaden?"

„Mein Souper!"

Nachspiel.

Des Meisters Heimgang.

Das Jahr 1791 sollte Mozart's Sterbejahr werden.

Bereits seit seiner Rückkehr von Prag unwohl, vollendete er trotzdem die Zauberflöte, und nahm dann das Requiem in die Hand.

Die außerordentliche Anstrengung der letzten Monate, die schwermüthige Stimmung, in welche ihn die Beschäftigung mit der Seelenmesse versetzte, zehrten an seiner Kraft und bahnten der Krankheit den Weg.

Der von Konstanze zu Rathe gezogene Arzt befahl ihr, das Komponiren des Requiem mit allem Ernste zu verhindern.

Das geschah denn auch.

Da nahte der 15. November, an welchem die neue Freimaurerloge zur „gekrönten Hoffnung" eröffnet werden sollte.

Mozart, ein Mitglied der Loge „zur wahren Eintracht", unter den Eingeweihten als eifriger Maurer bekannt, komponirte für das Eröffnungsfest der neuen Loge die „kleine Freimaurerkantate", die letzte Arbeit, welche er vollendete!*)

Die gelungene Aufführung des Musikstücks, der große Beifall, den die Brüder ihr spendeten, regten seinen Geist auf, verliehen ihm frische Elastizität; er wurde munterer, die Schwermuth schien ihm Lebewohl gesagt zu haben.

Dieser glücklichen Veränderung froh, glaubte Kon=

---

*) In der „Wiener Zeitung" vom 25. Jänner 1792 liest man folgende Ankündigung: „Verehrung und Dankbarkeit gegen den verewigten Mozart veranlaßten eine Gesellschaft Menschenfreunde die Herausgabe eines Werkes dieses großen Künstlers zum Vortheile seiner hilfsbedürftigen Witwe und Waisen anzukündigen — eines Werkes, das man billig seinen Schwanengesang nennen kann, das er mit der ihm eigenen Kunst bearbeitet und dessen Aufführung er zwei Tage vor seiner letzten Krankheit im Kreise seiner Freunde selbst dirigirt hat. Es ist eine Cantate auf die Einweihung einer Freimaurerloge in Wien, deren Worte die Arbeit eines Mitgliedes derselben sind." — Die Partitur mit dem Originaltext erschien in Wien bei Jos. Hraschansky, unter dem Titel: „Mozart's letztes Meisterstück", eine Cantate, gegeben vor seinem Tode im Kreise vertrauter Freunde. Später, nach Aufhebung der Freimaurerlogen, wurde der Musik ein Text: „Das Lob der Freundschaft" unterschoben.

stanze, ihm die verlangte Partitur des Requiem nicht mehr versagen zu dürfen, und der Meister setzte nun die unterbrochene Arbeit mit um so größerem Eifer fort.

Doch die Hoffnung auf die Dauer dieses glücklicheren Zustandes schwand bald, nur zu bald! Mit der Arbeit am Requiem kehrte die Schwermuth wieder, die Schwäche nahm wie im Fluge zu; schon der 20. November zwang ihn, das Bett zu hüten, von dem er nicht mehr erstehen sollte.

Hände und Füße wurden schwer und begannen zu schwellen.

Doktor Closet, der ihn behandelte, diagnosirte ein rheumatisches Fieber und befürchtete eine Gehirnentzündung.

Konstanze wich nicht vom Lager des theuren Kranken und suchte ihn durch die liebevollsten Tröstungen aufzurichten.

Zur Zeit seiner Erkrankung befand sich der Meister in traurigen Verhältnissen, allein die Zukunft lächelte ihn golden an.

Von Pesth und Amsterdam waren von Kunsthändlern Bestellungen auf periodische Lieferungen eingegangen; mit der Prager Bühne hatte er für eine Oper abgeschlossen; das Furore der Zauberflöte öffnete ihm jedes Theater. Welche glänzenden Ansichten! der Anwartschaft auf die

Domkapellmeister-Stelle nicht zu gedenken; dabei ein liebes Weib und zwei unmündige, unversorgte Kinder vor Augen, er selbst erst 35 Jahre alt. Man kann sich vorstellen, wie bitter dem armen Meister der Gedanke an den Tod kam — an den Tod, den er kommen fühlte.

„Gerade jetzt," klagte er öfter, „gerade jetzt soll ich fort, da ich ruhig leben könnte! Jetzt meine Kunst verlassen, da ich nicht mehr als Sklave der Mode, nicht mehr von Spekulanten gefesselt, den Regungen meiner Empfindungen folgen, frei und unabhängig schreiben könnte, was mein Herz mir eingibt! Ich soll fort von meiner Familie, von meinen armen Kindern, in dem Augenblicke, da ich im Stande gewesen wäre, für ihr Wohl besser zu sorgen!"

Wen hätten diese und ähnliche Klagen nicht auf's Tiefste erschüttert?

Und selbst in diesen letzten Lebenstagen, wo schon der Todeswurm an seinem Herzen nagte, wich der Gedanke an das Requiem nicht aus seinem Kopfe — dessen Vollendung war sein eifrigster Wunsch.

„Siehst Du, siehst Du, Stanzerl," sagte er wehmüthig, „ich habe Dir's oft genug gesagt, ich schreibe das Requiem für mich!"

Und von einem Gedanken erfaßt: „Stanzerl, ich kann keine Feder mehr führen, aber da drinn ist's noch lebendig, in meinem Kopfe wirbeln noch Gedanken herum.

Das Requiem muß vollendet werden; ist's auch eine andere Hand, die es schreibt, ist's auch ein anderer Kopf, der dabei denkt, ich will ihm meine Gedanken mittheilen, mein Geist soll auch in dem, was noch nachkommt, fortwehen ... Schick' nach Süßmayer, er muß arbeiten, so lang' ich denken kann."

Die arme Frau willfahrte auch diesem Wunsche des Gatten.

Der Schüler, mit dem Stift in der Hand, verbrachte nun manche Stunde am Lager des kranken Meisters, und nahm mit mühevollem Eifer die letzten Ausstrahlungen des bewunderungswürdigen Geistes in sich auf.

Die Schwäche mehrte sich von Stunde zu Stunde; sein Gefühl und besonders das Gehör wurden so empfindlich, daß ein Kanarienvogel, sein Liebling, sogar aus dem Nebenzimmer entfernt werden mußte, weil dessen Gesang ihn afficirte.

Sofie, Konstanzens jüngere Schwester, die bei ihrer Mutter auf der Wieden wohnte, kam täglich zu Besuche, um sich nach dem Befinden des kranken Schwagers zu erkundigen.

„Ah! da sind Sie ja!" sprach Mozart sie eines Tages an (es war der 4. Dezember); „heute bleiben Sie bei mir; Sie müssen mich sterben sehen!"

Das Mädchen that sich Gewalt an, um nicht in

Thränen auszubrechen, und erwiederte mit erzwungener Heiterkeit: „Sie machen mir nicht bange! Sie werden noch die Güte haben, mich kommenden Fasching auf die Redoute zu führen; das Sterben lassen wir zu allerletzt!"

„Ja!" murmelte Mozart, „wenn ich nicht vergiftet worden wäre! Sie werden es sehen, ich sterbe... ich habe schon den Todtengeruch auf der Zunge, ich rieche den Tod! Wer würde meiner armen Konstanze beistehen, wenn Sie nicht blieben!"

Sofie versprach, sogleich wieder zu kommen, sie wolle nur für die Mutter daheim einige Einkäufe besorgen.

Etwas später rief Mozart seine Frau zu sich und sagte zu ihr: „Liebe Stanzerl, bei dem Auftrage, den ich Dir jetzt ertheile, rechne ich auf Dein treues Herz und auf Deine Gewissenhaftigkeit. Du wirst, wenn ich sterbe, meinen Tod so lange geheim halten, bis Albrechtsberger um die mir gewordene Anwartschaft auf die Domkapellmeisters-Stelle eingekommen sein wird; ich habe dieß mit ihm bereits besprochen, ihm gebührt vor Gott und der Welt mein Dienst!"

Die weinende Gattin versprach, den Auftrag zu erfüllen, und hielt Wort; Albrechtsberger erhielt die Anwartschaft und im folgenden Jahre, als Kapellmeister Hoffmann starb, die Stelle.

Um die Mittagszeit glaubte Mozart sich etwas besser zu fühlen; mehre Freunde waren zu Besuche erschienen.

„Kinder," sagte er zu den Anwesenden, „wollt Ihr mir eine Freude bereiten?" Alle drängten sich um sein Lager. „So laßt uns," fuhr er fort, „mein Requiem singen."

Niemand wagte eine Einwendung; sie wäre ohnedies fruchtlos geblieben.

Man reichte dem Sterbenden die Partitur.

Schack sang Sopran; Hofer, Mozart's Schwager, den Tenor; Gerl Baß, und der todtkranke Meister die Altstimme.

Die Wirkung dieser Komposition, zu dieser Stunde, an diesem Orte, war eine erschütternde!

Die drei Männer fühlten Todesschauer ihre Adern durchrieseln; als sie zu den ersten Takten des „Lacrymosa" gelangten, fing Mozart heftig zu weinen an, legte die Partitur bei Seite und — eilf Stunden später war er todt!

Er starb am 5. Dezember um Ein Uhr Morgens.

Bis zwei Stunden vor dem Tode behielt er seine volle Besinnung; seine letzte Bewegung war ein Aufblasen der Backen und ein Ausdruck des Mundes, der erkennen ließ, daß er Paukenwirbel ausdrücken wolle.

Der schon im Fluge begriffene Geist klammerte sich an das Requiem fest.

Nun begann der Jammer der Zurückgebliebenen. Konstanze warf sich auf die Leiche, umklammerte sie und konnte nur mit Mühe losgewunden werden.

Dieser schauervollen Nacht folgte ein noch fürchterlicher Tag!

Die Freunde des Verblichenen strömten herbei und erfüllten die Wohnung mit ihrem Jammer.

Die Rauhensteingasse strotzte von Leidtragenden.

Schikaneder ging in Verzweiflung herum und rief: „Sein Geist verfolgt mich allenthalben, er steht mir immer vor den Augen!“

Konstanze warf sich in des Verstorbenen Bette, wollte seine Krankheit erben und ihm im Tode folgen.

Baron van Swieten, der zeitlich am Morgen sich einfand, um mit ihr zu weinen, ließ die arme Frau zu Herrn Bauernfeind, Schikaneder's Compagnon, bringen.

Sie verfiel in der That in eine Todeskrankheit, von welcher sie jedoch genas.

Der Meister war noch nicht zur Erde bestattet, so erschien auch schon der geheimnißvolle Bote und verlangte das Requiem.

Als die kranke Witwe ihn erblickte, rief sie: „Das

ist das Gift, welches mein seliger Mann bekommen zu haben wähnte!"

Nichts desto weniger gab sie ihm die unvollendete Partitur, eine getreue Kopie für sich behaltend, die von Süßmayer nach des Meisters Angaben vollendet wurde.

Von diesem Augenblicke verschwand der Bote, und alle Mühe, den geheimnißvollen Besteller zu erforschen, war vergebens!

Erst zehn Jahre später, als der Musikalienverleger in Leipzig die Witwe um ihre Partitur ersuchte, da das Werk ohnedieß bekannt genug sei, glaubte sie, damit der Stich nach der besten Kopie geschähe, die Partitur nicht verweigern zu sollen; da erschien der Wiener Advokat Sortsch als Bevollmächtigter des geheimnißvollen Bestellers und erhob Beschwerde gegen die widerrechtliche Veröffentlichung des Requiems.

Bei dieser Gelegenheit lüftete sich der Schleier; der Besteller war Graf von Wallsegg, damals auf seinem Landgute Stuppach in Unterösterreich wohnhaft.

Uiber die Misere, daß man des Meisters Grab nicht weiß, decken wir den Schleier des Erbarmens; unsere Aufgabe endet mit seinem Heimgang.

Wollt ihr seinen frühen Tod beweinen, thut es immerhin; vergeßt aber nicht, daß er dadurch den Hinfälligkeiten des Alters entging.

So wie Schiller, trat er gerüstet und geharnischt auf den Schauplatz, und verließ ihn im vollen Waffenschmuck wieder!! —

Die Tochter des Lichtes.

Der bühnliche Erfolg der „Zauberflöte" war ein großartiger.

Im Oktober 1791 vierundzwanzigmal aufgeführt, brachte sie dem großen Emanuel 8443 fl. 20 kr. Münze in die Kasse — eine Summe, die sich in den beschränkten Räumlichkeiten des Theaters im Freihause, bei den damals billigen Eintrittspreisen, kaum höher erschwingen ließ.

Mozart dirigirte nur die drei ersten Vorstellungen am Klaviere; Süßmayer saß ihm jedesmal zur Seite, um die Blätter der Partitur umzuwenden.

Von der vierten Vorstellung an vertrat der Schüler die Stelle des Meisters.

Am 20. November 1792 zum dreiundachtzigstenmale gegeben, ließ Schikaneder aus Spekulation zum „hundertstenmale" auf den Theaterzettel drucken; eben so wurde am 22. Oktober 1795 die Einhundert und fünfunddreißigste Vorstellung als die Zweihundertste angekündigt.

Der glänzende Erfolg der Zauberflöte veranlaßte Emanuel, später einen zweiten Theil zu schreiben, unter dem Titel: „Das Labyrint, oder der Kampf mit den Elementen", wozu Winter die Musik lieferte.

Diese Oper wurde jedoch nie populär und hat ihren Geburtsabend nicht lange überlebt.

Mit der Zauberflöte eröffnete Schikaneder sein neuerbautes Theater an der Wien, als dessen eigentlicher Grundstein diese Oper durch ihren unerhörten Erfolg zu betrachten ist. So wie für Schikaneder wurde sie zum Rettungsanker mancher anderen Direktion.

Was den Text der Zauberflöte betrifft, so sagte einst Göthe von ihm: „Es gehöre mehr Bildung dazu, seinen Werth zu erkennen, als ihn abzuläugnen." Bekanntlich befindet sich in Göthe's Werken das Fragment einer Fortsetzung der Zauberflöte, und daß es dem Meister mit dem Verwerthen dieser Dichtung vollkommen Ernst war, beweis't ein Brief aus Weimar vom 24. Jänner 1796 an den damaligen k. k. Hoftheater-Orchester-Direktor Paul Wranitzky folgenden Inhaltes:

„Aus beiligendem Aufsatz werden Sie sehen, was von dem Texte der Oper, nach welcher Sie sich erkundigen, erwartet werden kann."

„Ich wünsche, bald Nachricht von Ihnen zu hören, ob der Theaterdirektion meine Bedingungen angenehm

sind? da ich dann bald Anstalt machen würde, meine Arbeit zu vollenden."

„Es sollte mir sehr angenehm sein, dadurch mit einem so geschickten Manne in Connexion zu kommen."

„Ich habe gesucht, für den Komponisten das weiteste Feld zu eröffnen und von der höchsten Empfindung bis zum leichtesten Scherz mich durch alle Dichtungsarten durchzuwinden."

„Ich wünsche, indessen recht wohl zu leben."

„J. W. von Göthe."

Beilage.

„Der große Beifall, den die „Zauberflöte" erhielt, und die Schwierigkeit, ein Stück zu schreiben, das mit ihr wetteifern könnte, hat mich auf den Gedanken gebracht, aus ihr selbst die Motive zu einer neuen Arbeit zu nehmen, um sowohl dem Publiko auf dem Wege seiner Liebhaberei zu begegnen, als auch den Schauspielern und Theaterdirektionen die Aufführung eines neuen und komplicirten Stückes zu erleichtern."

„Ich glaube, meine Absichten am besten erreichen zu können, indem ich einen zweiten Theil der „Zauberflöte" schreibe; die Personen sind alle bekannt, die Schauspieler auf diese Charaktere geübt, und man kann ohne Uibertreibung, da man das erste Stück schon vor sich hat, die Situationen und Verhältnisse steigern und einem solchen

Stücke viel Leben und Interesse geben. In wieferne ich meine Absicht erreicht habe, muß die Wirkung zeigen."

„Damit dieses Stück sogleich durch ganz Deuschland bekannt werden könnte, habe ich es so eingerichtet, daß die Dekorationen und Kleider der ersten „Zauberflöte" beinahe hinreichen, um auch den zweiten Theil zu geben; wollte eine Direktion mehr darauf verwenden, so würde der Effekt noch größer sein, ob ich gleich wünsche, daß selbst durch die Direktionen die Erinnerung an die erste Zauberflöte immer gefesselt bliebe."

„J. W. v. Goethe." *)

Was die Idee, die Tendenz der Zauberflöte anbelangt, so ist darüber viel spintisirt und gegrübelt worden.

Ein Theil fand in der Oper als poetischen Faden „den sicheren Gang des Eingeweihten durch die Irrsalen des Lebens und neben ihm das zufriedene Fortkriechen der Gemeinheit"; Andere wieder sahen darin eine Apologie

*) Die Adresse dieses Briefes lautete: „An Herrn Paul Wranitzky, Kompositeur und Direktor des k. k. Orchesters, wohnhaft in der Kärthnerstraße Nro. 1042, 3. Stock, in Wien." Wranitzky, durch mehre Instrumentalmusiken, so wie durch eine Oper: „Oberon" in der musikalischen Welt vortheilhaft bekannt, beabsichtigte den zweiten Theil der Zauberflöte zu komponiren, scheint jedoch von der Direktion dazu nicht aufgemuntert worden zu sein.

des Freimaurerordens: „den Kampf der Weisheit mit der Tugend — der Tugend mit dem Laster — des Lichtes mit der Finsterniß.“

Du lieber Himmel! das Alles wäre recht hübsch, wenn man auch nur erklären würde, wie Schikaneder, der in allen Weltbegebenheiten bis zur Lächerlichkeit unwissende Schikaneder, wie er im Stande gewesen, derlei subtile, seinem Naturell und Wissen so entschieden entgegenstrebende Tendenzen zu verfolgen und durchzuführen?

Wie will man es vereinbaren, daß ein Dichter, dessen schwunghafte Phantasie in Plan und Stoff so hohes Ziel verfolgt, daß derselbe Dichter in demselben Werke, Verse niederschreiben sollte, wie z. B.:

„Ein Weib thut wenig, plaudert viel,
Du Jüngling glaubst dem Zungenspiel;“

oder: „Der Arme darf von Strafe sagen,
Denn seine Sprache ist dahin!“

Schreiber dieses sprach vor ungefähr zwölf Jahren mit den Herren Gyrowetz, Meisl und Demoiselle Gottlieb (der ersten Pamina-Sängerin) über dieses Thema, bei Gelegenheit einer Repriese des „Don Juan“ im Theater an der Wien.

Meisl meinte, Blumauer sei der Erste gewesen, welcher der Zauberflöte maurerische Tendenzen unterschob,

woran Schikaneder ganz gewiß niemals dachte und auch nicht gedacht haben konnte.

„Man mag einwenden, was man will," versetzte der greise Gyrowetz, „etwas liegt denn doch darin verborgen."

„Vielleicht," erlaubte ich mir zu bemerken, „hat man Schikaneder's notorische Unwissenheit in dergleichen Dingen mißbraucht und ihm einen Stoff in die Hände gegeben, dessen Tendenz er nicht durchschaute."

Hierauf erwiederte das greise Fräulein Gottlieb: „Ich erinnere mich, daß man damals davon sprach, Schikaneder sei nicht der alleinige Verfasser der Zauberflöte!"

Diese Aeußerung schien mir interessant genug, sie im Gedächtnisse zu bewahren.

Mehre Jahre später fiel mir die bereits oben erwähnte Brochüre in die Hände.

Die Enthüllungen, welche darin über die Tendenz der Zauberflöte und über deren Inhalt gemacht werden, sind derartige, daß man annehmen kann, Schikaneder habe mit der stofflichen Anlage des Stückes nur insoferne zu schaffen gehabt, als er mit dem Gebotenen bühnengemäße Aenderung vornahm.

Diese Annahme trägt wohl den Charakter der Willkühr an sich, ist jedoch berechtigt, in einem Romane, wie wir es gethan, als Faktum hingestellt zu werden.

Die bezügliche Stelle in der erwähnten Brochüre ist an und für sich so merkwürdig, daß sie hier, ihrem vollen Inhalte nach, wiedergegeben zu werden selbst dann verdiente, wenn sie auch nicht das Motiv zu einem Theile dieser Erzählung bildete.

Sie lautet:

„Besonders bemühte man sich, mit einer Art von Leidenschaft, die Aufmerksamkeit vieler Menschen, hauptsächlich der Jünglinge, auf die Begebenheiten von Frankreich zu ziehen. Kupferstecher, Künstler aller Art mußten das ihrige dazu beitragen. Auf den Theatern gab es unzählige Allegorien, die nur die Unterrichteten verstehen konnten."

„Das geheimnißvolle Wesen, das man dabei affektirte, war wiederum Plan, denn die Führer und Leiter des Ganzen wußten sehr wohl, daß alles Geheimnißvolle den Enthusiasmus erhöht, ja oft erzeugt."

„So ist zum Beispiel (solltet ihr es wohl glauben?) die ganze Oper, die berühmte, allgemein bekannte Zauberflöte, eine Allegorie auf die französische Revolution, nach ihrer Lage in den Jahren 1789—90 und 91, in welchem letzteren dieses Stück zum erstenmale in Wien auf dem sogenannten Wiedner-Theater gegeben ward."

„Doch dem guten Mozart wollen wir deswegen nichts zur Last legen; er war nur der Schöpfer der vor-

trefflichen Musik und hatte mit dem übrigen Baue des Stückes nichts zu schaffen. Sehr wahrscheinlich war er mit der Idee ganz unbekannt, die im Hinterhalte liegt; daher kommt so manchem, der nicht unterrichtet ist, der Gang des Stückes lächerlich, ungereimt und abgeschmackt vor."

„Der Beifall, den es in Wien erhielt, war also aus doppelter Rücksicht so außerordentlich groß, theils wegen der schönen Musik, theils wegen des versteckten Sinns."

„Zweiundsechzigmal nach einander ward es aufgeführt, und immer blieb der Zulauf derselbe."

„Um sieben Uhr fangen in Wien die Schauspiele an; doch in den ersten vierzehn Tagen der Vorstellung der Zauberflöte mußte man schon um fünf Uhr seinen Platz suchen, denn etwas später mußten die Menschen zu Hunderten abgewiesen werden, weil das Haus voll war."

„Erst in der dritten Woche konnte man es so weit bringen, daß man um sechs Uhr mit Mühe ein Plätzchen sich erkämpfte."

„Natürlich wurden immer mehr Menschen mit den darin liegenden Anspielungen bekannt, bis endlich folgende schriftliche Ausdeutung entdeckt ward, wodurch auch die profane Welt des Glücks theilhaftig wird, Licht zu erhalten."

„Die Allegorie gehört freilich nicht zu den sinnreich-

sten, aber zur Beförderung der heimlichen Zwecke hielt man sie immer für sinnreich genug."

„Personen."

Die Königin der Nacht .	Die vorige Regierung.
Pamina, ihre Tochter . . .	Die Freiheit, welche immer eine Tochter des Despotismus ist.
Tamino	Das Volk.
Die drei Nymphen der Königin der Nacht	Die Deputirten der drei Stände.
Sarastro	Die Weisheit einer bessern Gesetzgebung.
Die Priester des Sarastro	Die Nationalversammlung.
Papageno	Die Reichen.
Eine Alte	Die Gleichheit.
Monastatos, der Mohr . .	Die Emigranten.
Sklaven	Die Diener und Söldner der Emigranten.
Die drei guten Genien . .	Klugheit, Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe, welche Tamino leiten.

Die Idee, die diesem Stücke zum Grunde liegt, ist: Die Befreiung des französischen Volkes aus den Händen des alten Despotismus durch die Weisheit einer bessern Gesetzgebung.

„Gang des Stückes."

„Tamino wird von einer ungeheueren Schlange (dem bevorstehenden Staatsbanquerote), die ihn zu verschlingen droht, verfolgt."

„Die Königin der Nacht will ihn gern retten, da auf der Existenz des Tamino auch die ihrige beruht. Sie kann es aber nicht allein, und braucht daher ihre drei Nymphen dazu, die auch das Unthier vernichten."

„Tamino bricht in lautem Dank gegen seine Erretterinnen aus, und erhält von ihnen noch überdieß ein vorzügliches Geschenk, eine Zauberflöte. (Die Freiheit, für sein Bestes sprechen und sich beklagen zu dürfen.) Zugleich trägt ihm aber die Königin auf, ihre Tochter aus den Händen eines grausamen, wollüstigen und tyrannischen Königs, des Sarastro zu befreien, der sie ihr geraubt habe und in einer Höhle verborgen halte."

„Um den Tamino desto mehr zu diesem Unternehmen zu entflammen, verspricht sie ihm diese Tochter dann zur Ehe; welches aber ihr wahrer Ernst nicht ist, da sie schon längst dem Monastatos von der Königin zur Gemahlin versprochen worden ist."

„Tamino schwört der Königin, alle Kräfte anzuwenden, ihr die geraubte Tochter wieder zu schaffen. Die Königin läßt ihm durch die Nymphen sagen, daß er sich bei seinem Abenteuer ganz auf die Leitung dreier guten Genien verlassen sollte."

„Nun tritt er wirklich in Begleitung des Papageno (der Reichen, die, wie bekannt, darum, daß sie vor der Revolution so sehr vom Adel und der Geistlichkeit zurück-

gesetzt wurden, sehr gern durch ihren Einfluß die Staatsveränderung bewirken halfen) seine Reise in die Staaten des so sehr verschrieenen Sarastro an. Aber wie erstaunt er, als er in Diesem gerade das Gegentheil von dem findet, was er erwartet hatte!"

„Sarastro ist zwar ein mächtiger und glänzender König, aber diese Macht und dieser Glanz sind nicht auf den Ruin der Unterthanen, nicht auf den Schweiß und das Blut seines Volkes, sondern auf die beste Regierungsform gegründet, daher ihn auch seine Unterthanen innig lieben und unter seinem weisen Szepter höchst glücklich sind."

„Er erscheint auf einem von wilden Thieren gezogenen Triumphwagen; anzudeuten, daß gesetzgebende Weisheit die natürliche Rohheit des Menschen mildert, und daß ihr die ganze Welt mit Freuden sich unterwirft."

„Statt den Tamino, wie dieser glaubte, feindselig zu behandeln, kommt ihm Sarastro mit Liebe entgegen; sagt ihm, daß er von der Königin der Nacht betrogen, offenbar in sein Unglück rennen würde, wenn er Willens wäre, den Versuch zur Ausführung seines Vorsatzes zu wagen, und bietet ihm freiwillig an, ihn in den Tempel der Ehre und Glückseligkeit zu führen, wenn er ihm folgen wollte."

„Tamino, gerührt von der Güte des trefflichen Alten, überzeugt von der Wahrheit seiner Aeußerungen, überläßt sich nun mit ganzer Seele dem Sarastro, besonders da ihm dieser feierlich verspricht, ihm die holde Pamina zur Ehe zu geben."

„Sarastro beruft nun seine Priester zusammen, um ihnen vorzutragen, daß er den Tamino werth halte, in den Tempel der Ehre und des Glücks aufgenommen zu werden, und läßt sie darüber stimmen."

„Auch diese halten ihn einstimmig dessen würdig; ihre Verhandlungen darüber drücken sie durch weit schallende Sprachröhre aus, zum Zeichen, daß sie an dem ganzen Erdboden gerichtet sind."

„Auch erleuchten die Priester bei der Aufnahme des Tamino die grausenvollsten Oerter mit Fackeln, anzudeuten, daß endlich auch die Fackel der Aufklärung in die finstersten Gegenden des Weltalls dringe."

„Ehe aber Tamino wirklich in den Tempel des Glücks gelangen kann, muß er sich alle die mühseligen Vorbereitungen gefallen lassen, welchen ein jeder Eingeweihte sich unterwerfen mußte."

„Hieher gehört das ihm auferlegte Schweigen, das Verweilen an grausenvollen Oertern und endlich die fürchterliche Probe des Feuers und des Wassers."

„Alles das besteht Tamino, überzeugt von der

Güte des alten Sarastro, mit dem standhaftesten Muthe, und wird endlich mit seiner Pamina in den Tempel des Glücks aufgenommen, wo sie seine Gattin wird."

„Sein Begleiter Papageno, der Anfangs, so lange das Abenteuer recht nach Wunsche ging, guten Muths und selbst prahlerisch war, ist im Grunde ein schwacher und roher Mensch, der, so gern er auch glücklich sein möchte, doch jede Anstrengung und Schwierigkeit haßt und besonders sich nicht gern etwas versagt."

„Während Tamino geduldig alle auferlegten Proben aushält, denkt er nur auf seine plumpen Vergnügungen, *fressen und saufen.*"

„Er sieht indeß bald ein, daß Alles dies doch nicht wahrhaft glücklich macht, und will daher, seines Lebens satt und furchtsam vor kommenden Gefahren, sich aufhängen. Zur rechten Zeit wird er jedoch durch die guten Genien eines Besseren belehrt, und gibt, wiewohl immer höchst ungern, dem alten Weibchen (der Gleichheit, als der ältesten Eigenschaft des menschlichen Geschlechtes) seine Hand, das sich nun wieder in ein holdes Mädchen verjüngt und den Papageno glücklich macht."

„Das Auszeichnende an Papageno ist: *schöne Federn über den ganzen Leib*, wegen seiner Eitelkeit. Die *Hirtenpfeife* bezeichnet seine Rohheit, und das *Glockenspiel* (wornach Alles tanzen muß, als eine Wir-

kurg des Reichthums) gleicht dem Schalle des Goldes, das in den Händen der Reichen zirkulirt.

Monastatos (die Emigranten) sucht auf alle Weise dem Glücke des Tamino Hindernisse in den Weg zu legen durch List und Trug, auch durch Gewalt, so daß er am Ende die Pamina gar tödten will. Aber Sarastro straft ihn dafür. Noch einmal rafft er seine letzten Kräfte, um mit der Königin der Nacht einen Sturm auf den Tempel des Glücks zu wagen; aber er wird mit ihr auf ewig in den Abgrund gestürzt, nachdem er vorher feierlich geschworen hat, daß er mit seiner Geliebten und ihm an Schwärze gleichenden Königin stets verbunden bleiben wolle."

„Die wilden Thiere, die auf die süßen Töne der Flöte ihre Wildheit auf einige Zeit ablegen, sind Löwen (Wappen der Niederlande), Leoparden—England; Adler—Oesterreich, Rußland und Preußen. Die übrigen bedeuten die kleinern Staaten."

. . . .

Es bleibt dem Leser die Wahl überlassen, ob er die angeführte Deutung der Zauberflöte als ursprünglich, oder als später vom politischen Parteigeist aus dem Inhalte der Oper herausgeklügelt gelten lassen wolle; der Verfasser hat es zweckmäßig erachtet, zum Nutzen dieser Erzählung, die erstere Ansicht zu adoptiren.

Die Zauberflöte ist eine Tochter des Lichtes, zur Geltung gebracht durch den erhabenen Geist des genialsten aller bisher bekannten Tonkünstler.

Schikaneder's Glück und Ende.

Die „Zauberflöte" war — wie später für viele Direktionen — so zu allererst für Schikaneder ein rettender Talisman.

Durch sie deckte er nicht allein seine Passiva, erwarb er nicht bloß Vermögen, sondern — was am meisten in Anschlag zu bringen ist — mit ihr gründete er den moralischen Kredit seines Institutes.

Durch die Zauberflöte eroberte das Theater im Freihause, oder eigentlich Schikaneder einen Theil des Publikums, so wie es der Kasperl, die Oper 2c. 2c. bereits besaßen.

Schikaneder verfolgte die eingeschlagene Bahn, und wurde, trotz des enormen Aufwandes, den er in dieser seiner glücklichsten Lebensepoche entfaltete, ein reicher Mann.

Er verstand die Kunst zu erwerben vollkommen; in der Geschicklichkeit, Geld mit Geschmack zu verschwenden, war er unübertrefflich.

Die standhaftesten Esser, die ausdauerndsten Trinker waren ihm die liebsten Gäste; leben und leben lassen, hieß sein Wahlspruch.

Seine Gourmandise war eben so stadtbekannt, wie seine Unwissenheit daran, was man „politische Begebenheiten" nennt.

Als Napoleon zum ersten Consul ernannt wurde, rief Schikaneder: „Um Gotteswillen! sagt's mir nur, wer ist denn der Bonaparte?" und als der Consul sich zum Kaiser krönen ließ, trat der große Emanuel in's Kaffeehaus und rief, aber nicht etwa im Scherze: „Habt's schon g'hört, der Bonapart hat sich von Egypten aus zum Kaiser g'macht!"

Fünf Jahre nach der Geburt der Zauberflöte wurde dem großen Emanuel das kleine Theater im Freihause zu enge, seine Pachtzeit ging nach einigen Jahren zu Ende; dessen versah er sich und begann 1797 das „Theater an der Wien" zu bauen.

Der große Bau wurde in drei Jahren vollendet, für die damalige Zeit, bezüglich der Geschwindigkeit, eine außerordentliche Leistung.

Der Architekt war der Baumeister Jäger, dessen Namen eine, gegen das Theater mündende Gasse trägt.

Zauberflöte, Zauberschleier!

Durch jene gelangte Direktor Schikaneder zum

Theater an der Wien, durch diesen sechsundvierzig Jahre später Direktor Pokorny.

Mitten in der todten Saison, nämlich am 13. Juni 1800 wurde das Theater an der Wien mit der Zauberflöte eröffnet.

Am Tage vorher spielte Schikaneder noch im Freihause.

Er brachte ein Gelegenheitsstück „Thespis", von ihm verfaßt, zur Aufführung, und gab darin den Thesbis.

Das zahlreiche Publikum nahm von seinem Lieblinge stürmischen Abschied, um ihn am nächsten Abende im neuen Hause, wohin er mit seiner ganzen Gesellschaft übersiedelte, eben so stürmisch zu empfangen.

Das Theater an der Wien ist noch heute das schönste und bequemste, und sowohl was die Bühne und das Auditorium betrifft, das geräumigste in Wien.

Uiber dem zweiten großen Eingang, wo die Zufahrt zu den Bogen stattfindet, setzte Schikaneder sich und Mozart ein steinernes Denkmal, indem er sich dort als Papageno aufstellen ließ, der seine Lockpfeife gegen die Stadt hinein bläſ't, während neben ihm ein paar pausbäckige Buben Netze voll Vögel halten.

Vermuthlich eine Anspielung auf die eroberte Gunst des Publikums.

„Man sagt," schreibt einer seiner Zeitgenossen im

Jahre 1805, „er habe dieses gethan, weil ihm der beliebte Papageno oder die allbekannte Zauberflöte — welche er ungefähr sechsthalbhundertmal gab — vorzüglich auf die Beine geholfen hat."

„Das mag sein, indessen habe ich den guten Emanuel, der gegen sechs Fuß hoch ist, einen Speckhals hat, wie weiland Vitellius, eine gute Klafter in der Peripherie mißt und so ein dritthalb Zentner wiegt, immer als einen etwas schweren Papageno gefunden!"

In neuester Zeit hat Schikaneder in dem verstorbenen Direktor Carl, der sich ebenfalls in einer Figur an der Facade des Leopoldstädter Theaters modelliren ließ, einen Nachäffer gefunden; so weit jedoch ging Emanuel's Eitelkeit nicht, daß er für das von ihm erbaute Theater den Namen „Schikaneder-Theater" prätendirt hätte, obwohl seine Verdienste um die Volksbühne, zur Zeit, wo es sich darum handelte, den Hanswurst zu verdrängen, ohne Zweifel größer waren, als die des Direktors Carl, der die jetzige verderbte Richtung anbahnte.

Schikaneder gab im neuen Theater Lustspiele, Schau- und Trauerspiele und sogenannte heroische Opern; durch letztere trat er, wie seiner Zeit weiland Direktor Pokorny in Konkurrenz mit dem Theater nächst dem Kärnthnerthore.

Verschiedene Kabalen, vorzüglich aber die bornirte Aufgeblasenheit seines damaligen Compagnons, des Kauf-

manns Zitterbart, welcher beim Bau des Theaters pekuniär betheiliget war, bewogen Schikaneder, das Theater sammt dem Privilegium und dem ganzen Fundus instructus an Zitterbart um die noch heraus zu zahlende Summe von 100.000 Gulden abzutreten.

Zitterbart wurde alleiniger Eigenthümer und Direktor; Schikaneder dagegen begab sich auf's Land und erschien nur selten, um eine oder die andere seiner beliebten Rollen zu spielen.

Was geschah nun?

Hören wir wieder den bereits oben angeführten Zeitgenossen:

„Zitterbart vermehrte sein Personale, bezahlte es gut, auch wohl überflüßig, wußte sogar Leute von den Hoftheatern an das seinige zu ziehen und sorgte besonders für Sänger und Sängerinnen."

„Nebst den eigenthümlichen Lieblingsstücken seiner Bühne, fing er jetzt an hauptsächlich Singspiele von den pariser Theatern zu geben, die zum Theil recht gut exequirt und häufig mit neuen und immer neuen gewechselt wurden, daß sein Haus stets voll war."

Das dauerte aber nicht lange!

Der eben citirte Zeitgenosse, welcher offenbar nicht zu den Gönnern Schikaneder's gehörte, gesteht es selbst ein.

„Schikaneder," schreibt er, „hat sein eigenes Publi-

kum; dieses vermißte ihn allenthalben, und äußerte seine Sehnsucht **so laut** nach ihm, daß Zitterbart den unentbehrlichen Mann neuerdings herbeirufen und zum Direktor seines Theaters machen **mußte**."

In der Schikaneder-Zitterbart'schen Zeit blühten die Spektakelstücke, wo Garderobiers, Maschinisten und Maler, Eine Kompagnie Füseliere und Ein Zug Kavallerie zu den Stützen des Theaters gehörten; damals schon kam die Gräfin Waltron — in dem gleichnamigen Stücke, in einem eleganten Piroutsch, mit einem ganzen Postzuge (vier Pferden) auf die Bühne gefahren, und der Prinz mit seiner Suite kamen hoch zu Roß in's Lager gesprengt.

Enorme Einnahmen — aber auch enorme Kosten!

Die fixen Ausgaben allein beliefen sich jährlich auf 158.000 Gulden.

Trotzdem wurden gute Geschäfte gemacht, bis ein plötzlicher Zwischenfall eine neue Wendung herbeiführte.

Um dieses zu erklären, müssen wir in der Zeit ein wenig zurückgreifen.

Am 24. Februar 1801 wurde die „Zauberflöte" zum erstenmale im Kärnthnerthor-Theater aufgeführt, und blieb durch das ganze Jahr an dieser Bühne die einzige beliebte, deutsche Oper.

Das geschah nun offenbar zum großen Schaden

Schikaneder's; dazu kam noch, daß man sich im Libretto, ohne sich um ihn zu kümmern, viele Textänderungen und Kürzungen erlaubt hatte, und endlich, daß der Theaterzettel den Namen Schikaneder's, als des Text-Dichters, mit großer Beharrlichkeit verschwieg.

Der große Emanuel spie Feuer und Flammen und ruh'te nicht, bis er sich wegen dieser Unbilden gerächt hatte.

Bei den Aufführungen der Zauberflöte im Kärnthnerthor-Theater konnte man es lange nicht dahin bringen, daß die Umwandlung der Alten zur Papagena, durch das sogenannte Reißkleid, ohne Störung vor sich gegangen wäre; jedesmal ereignete sich zur großen Heiterkeit des Publikums ein anderes Malheur.

Schikaneder ließ nun diese und noch einige verwundbare Stellen der Aufführung parodiren, indem er bei der Wiederholung der Zauberflöte auf seinem Theater zwei Schneider auf der Bühne erscheinen ließ, welche das Ausziehen der Alten mit so auffallender Langsamkeit besorgen mußten, daß alle Welt die Verspottung des Kärnthnerthor-Theaters sogleich erkannte und ihm einen Sturm von Beifall spendete.

Diese und andere Reibungen, vorzüglich aber die Rivalität und, was Ausstattung und Aufwand betraf, höchst unbequeme Konkurrenz des Theaters an der Wien,

ließen den Baron Peter von Braun, damaligen Pächter und Vice-Direktor der beiden Hoftheater, den Entschluß fassen, dem großen Emanuel einen großen Strich durch die Rechnung zu machen; er steckte sich hinter Zitterbart, und eines Morgens wurde Wien durch die Neuigkeit überrascht, Baron Braun habe das Theater an der Wien um den Preis von Einer Million Gulden an sich gebracht.

Und so war es auch!

Schikaneder trat augenblicklich zurück — das übrige Personale wurde beibehalten.

Das Repertoir bestand nun hauptsächlich aus französischen Operetten.

Anfangs Fasching im Jahre 1804 begannen die Vorstellungen auf Rechnung des Baron Braun, und schon im Sommer desselben Jahres mußte dieser sich so weit herablassen, nach Nußdorf, außerhalb Wien — wo Schikaneder sich angekauft hatte — zu fahren und seinen Feind bitten, daß er die Direktion des Theaters an der Wien wieder übernehme.

Der große Emanuel schlürfte diese glänzende Satisfaktion wie den süßesten Tokayer ein, und stand im September wieder an der Spitze des Geschäftes.

Wenn etwas im Stande ist, einen Maßstab für die

Beliebtheit und für die Tüchtigkeit Schikaneder's Zeugniß abzulegen, so ist es diese abermalige Zurückberufung.

„Wahrhaftig!“ ruft bei dieser Gelegenheit der oft citirte Autor aus, „es ist, als ob im Buche des Schicksals geschrieben stünde, daß Schikaneder nicht ohne dieses Theater, und dieses Theater nicht ohne Schikaneder sein könne!“

Doch auch diesesmal war Schikaneder's Direktion nicht von langer Dauer.

Im Jahre 1807 verkaufte Baron Braun das Theater an der Wien an den Grafen Palffy. Emanuel verließ nun diese Bühne ein- für allemal und übernahm die Direktion in Brünn.

Hier fand er seine volle Rechnung. Die von ihm arrangirten prachtvollen Redoutenbälle mit den abenteuerlichsten Maskenzügen machten in Brünn noch viele Jahre später von sich sprechen.

Im Jahre 1808 eröffnete er die von ihm auf der Königswiese in Kumrowitz bei Brünn erbaute Arena, wo, wie sich es von selbst versteht, Spektakelstücke gegeben wurden.

Er selbst schrieb für dieses Theater: „Die Schweden vor Brünn“, worin an vierthalbhundert Mann Militär, darunter Reiterei und Artillerie mit Kanonen, auf der Bühne erschienen.

Die Kunde, das Theater in der Josefstadt in Wien solle umgebaut werden, veranlaßte Schikaneder, nach der Residenz zurück zu kehren und sich um die Direktion dieser Bühne zu bewerben.

Das ganze Projekt zerschlug sich jedoch; dazu kam die zweite französische Invasion, wo feindliche Soldaten sein Landhaus in Nußdorf verwüsteten, worauf noch Schulden hafteten — er sah sich also gezwungen, es zu veräußern.

Alle diese Verluste gingen dem an Wohlstand und Aufwand gewöhnten Menschen an's Herz; er fing an melancholisch zu werden, und als man ihm kurz darauf die Direktion des Pesther Theaters anbot, war er nicht mehr im Stande sie zu übernehmen — er verfiel in stillen Wahnsinn!

Daß nicht allein moralische Schläge, sondern auch Folgen seiner Lebensweise dazu beitrugen, läßt sich wohl denken.

Fortan lebte Schikaneder verarmt, von seiner Frau gepflegt, von den Spenden, welche ihm die Direktion des Theaters an der Wien zu Theil werden ließ.

Vom Morgen bis zum Abend saß der arme Emanuel auf seinem Lager, bis über den Kopf in ein Bettlinnen gehüllt.

Die Hunderte von Schmarotzern, deren Wänste er

durch viele Jahre gefüllt, blieben ferne; wenn hie und da ein Fremder oder ein Bekannter ihn zu besuchen kam, steckte er den Kopf hinter der Hülle hervor, starrte den Besucher an und fragte ihn mit hohler Stimme:

„Haben's Maria Theresia und den Kaiser Josef gekannt?“

Fiel die Antwort bejahend aus, so sprach er einige verwirrte Worte; im verneinenden Falle aber umwickelte er den Kopf wieder mit dem Bettlinnen und blieb stumm.

. . . .

Im Sommer des Jahres 1812 erschien ein junger, eleganter Mann in der Wohnung des unglücklichen Schikaneder und verlangte mit ihm zu sprechen.

Als man ihn auf dessen traurigen Geisteszustand aufmerksam machte, sagte der Fremde mit wehmuthsvoller Freundlichkeit: „Lassen Sie mich nur zu ihm, vielleicht gelingt es mir, mit meinem Namen einen Funken in seiner Geistesnacht anzufachen.“

Man gewährte das Verlangen.

Als der junge Mann festen Schrittes zum Bette des Geisteskranken trat, steckte dieser den Kopf hinter der Bettdecke hervor.

„Herr Direktor,“ begann Jener, „mein Name ist Alfred Graf von Teichberg; meine Eltern erfreuten sich ehedem Ihrer Freundschaft; sie feierten ihre Verlobung

in Ihrer Wohnung an dem Abende, als die Zauberflöte zum erstenmale gegeben wurde. Belieben Sie sich nur zu erinnern: meine Mutter Cäcilie war eine Baronesse von Helm . . ."

„Helm! . . . Cäcilie! . . . Zauberflöte! . . ." murmelte Schikaneder, und plötzlich, als entsänne er sich eines wichtigen Anliegens, zuckte er zusammen und fragte: „Haben's Maria Theresia und den Kaiser Josef gekannt?"

Graf Alfred seufzte:

„Ich zähle erst einundzwanzig Jahre; ich konnte also nicht einmal den großen Sohn, vielweniger die große Mutter gekannt haben!"

Mit einer flüchtigen Bewegung hatte sich der Irrsinnige wieder mit dem Bettlinnen umhüllt, und kein Zureden war für diesen Tag im Stande, ihn den Schleier noch einmal lüften zu machen.

Der junge Graf seufzte und ging traurig von dannen.

Nach seiner Entfernung fand man auf dem Bette eine Rolle mit fünfzig Dukaten.

. . . .

Emanuel Schikaneder schied am 21. September 1812 aus diesem Leben.

In der Karmeliterkirche der Wiener Vorstadt Laimgrube ertönte am 30. September — also am einundzwanzigsten Jahrestage der ersten Aufführung der Zauberflöte — zu Schikaneder's Seelenheil, seines Freundes Mozart unsterblicher Gesang — das Requiem!

„Requiem aeternam dona eis domine!“

Ende.

Prag, Druck von Jarosl. Pospišil.

